Heft 2, Juni 2008/ 88. Jahrgang E 1459

Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND
ISSN 0930-7001

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde,
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

Herausgeber: Landesverein Badische Heimat e. V.
Für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Landesvorsitzender: Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Schriftleitung und Redaktion: Heinrich Hauß
Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe, Tel. und Fax: (07 21) 75 43 45

Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24, Fax (07 61) 7 07 55 06

Geschäftszeiten: Mo., Di., Do., Fr. 9.00–12.00 Uhr

Internet: http://www.badische-heimat.de
E-Mail: info@badische-heimat.de

Die Herausgabe dieser Zeitschrift wird vom Land Baden-Württemberg, vertreten durch das Regierungspräsidium Freiburg, unterstützt.

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 26 €. Preis des Heftes im Einzelverkauf für Nichtmitglieder 10,00 €. Nachbestellung eines Heftes für Mitglieder 6,50 €.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen
des Landesvereins:

Postbank Karlsruhe,
Kto.-Nr. 16468-751,
BLZ 660 100 75

Sparkasse Freiburg – Nördl. Breisgau
Kto.-Nr. 2003201,
BLZ 680 501 01

Gesamtherstellung:
G. Braun Buchverlag
im DRW-Verlag Weinbrenner GmbH & Co. KG
Kaiserallee 87
76185 Karlsruhe
Dorothee Kühnel
Tel. (07 21) 50 98-61
Fax (07 21) 50 98-89
E-Mail: kuehnel@gbraun-buchverlag.de
Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 9 gültig

Unser Partner
Rothaus
TANNEN ZÄPFLE

Titelbild: Erweiterungsbau des Bundesverfassungsgerichts im Botanischen Garten in Karlsruhe
Foto: Heinrich Hauß

Inhalt

Zu diesem Heft und darüber hinaus
Dr. Sven von Ungern-Sternberg 164

Die Gründung des Karlsruher Instituts für Technologie KIT
Dennis Nitsche 166

Das Prinzip Volluniversität
Zum Abschneiden der Universität Heidelberg bei der Exzellenzinitiative
Oliver Fink 176

An ihrer Exzellenz wird sie gemessen
Die Albert-Ludwigs-Universität Freiburg gehört zu den vier Exzellenz-Universitäten des Landes Baden-Württemberg
Wolfgang Jäger 184

Von Anfang an die Stärken nutzen
Neue Horizonte für die Exzellenz-Universität Konstanz
Gerhart v. Graevenitz 190

Heimat der persönlichen Erinnerungen
Das Deutsche Tagebucharchiv Emmendingen präsentiert sich mit einer Wanderausstellung „Lebensspuren“ in verschiedenen Städten in Baden-Württemberg
Volker Schupp 196

Friedrich Weinbrenner und die Kirche St. Stephan in Karlsruhe
Zum 200-jährigen Jubiläum der Grundsteinlegung
Gottfried Leiber 204

Peter Michael Ehrle war 14 Jahre lang Direktor der Badischen Landesbibliothek
Ludger Syré 217

Erzbischof Eugen Seiterich (1903–1958)
Zum 50. Todestag am 3. März 2008
Christoph Schmider 224

Grenzen überwinden
Vom Nutzen der konstruktiven Zusammenarbeit: Die Internationale Bodenseekonferenz (IBK)
Christoph Bühler 234

Literarisches Leben am Bodensee
Siegmund Kopitzki 249

Vor zweihundert Jahren: Badische Soldaten in Spanien
(1808–1814)
Hans Merkle 263

Christenkreuz gegen Hakenkreuz
Der Kampf des Ettlinger Ehrenbürgers und Pfarrers Augustin Kast gegen die Nazis
Erwin Vetter 280

Karl Herbster – ein Lörracher Urgestein (1874–1948)
Walter Küchlin 287

„Erziehung als Politikum“
Franz Sales Wocheler und die bildungsgeschichtliche Deutung seines Wirkens
Ursula Pfeiffer 298

Gedenktage badischer Geschichte
Redaktion: Heinrich Hauß

Vor 225 Jahren
Tod der Markgräfin Caroline Luise am 8. April 1783
Sie machte Karlsruhe zu einem Punkt auf der geistigen Landkarte Europas 308

Vor 275 Jahren
10. Juli 1733 Tod der Markgräfin Franziska Sibylla Augusta 309

200 Jahre Botanischer Garten in Karlsruhe
Vom Lustgarten Karl Wilhelms vor dem Schloss zum Botanischen Garten Karl Friedrichs auf dem Holzplatz zur Umgestaltung unter Großherzog Friedrich I. 310

Ehrungen

Landesvorsitzender erhielt die Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg 311

Herta Kümmerle wurde für ihr ehrenamtliches Engagement mit der Ehrennadel für Heimatpflege ausgezeichnet . . . 311

Gerhard Hoffmann wurde 80 Jahre alt 312

Protokoll der Mitgliederversammlung des Landesvereins Badische Heimat Freiburg e. V. am Samstag, 1. März 2008, im Salmen in Offenburg 313

Anlage zum Protokoll
Bericht des Schriftleiters Heinrich Hauß 314

Institutionen und Vereine in Baden

Arbeitskreis Alemannische Heimat e. V. Freiburg im Breisgau
Erich Birkle 316

Veranstaltungen badischer Institutionen

Alemannisches Institut, Sommersemester 2008 319

Buchbesprechungen 320

Heinrich Hauß, Adolf Schmid

BADISCHES KALENDARIUM

von Tag zu Tag – von Jahr zu Jahr
Personen und Ereignisse

Ein außergewöhnliches Nachschlagewerk für alle Badener und Baden-Freunde

Buchhandelsausgabe gebunden: 320 S., 166 Abb.
ISBN 978-3-7650-8326-6, € 19,90

„Das Kalendarium soll dem Vergessen entgegenwirken und Identität stiften.“ (BNN)

www.gbraun-buchverlag.de

G. BRAUN BUCHVERLAG

Zu diesem Heft und darüber hinaus

Der Schwerpunkt dieses Heftes liegt bei den jeweiligen Berichten unserer badischen Universitäten zu dem bundesweit einmaligen großen Erfolg, den sie als Exzellenz-Universitäten kürzlich gemeinsam errungen haben.

Für die Badische Heimat wird der Versuch gemacht, aus der Sicht der jeweiligen Universität ein kurzes Resümee vorzunehmen darüber, was sich hinter dem Begriff „Exzellenz-Universität" verbirgt, und was diesen besonderen Erfolg ausgemacht hat. Vor allen Dingen aber sollte eine kurze Darstellung an eine breite interessierte Bevölkerung versucht werden, also ganz bewusst nicht nur ein ausschließlich akademischer Leserkreis angesprochen werden.

Im Rückblick auf die vergangenen Monate ist dann natürlich über unsere Mitgliederversammlung in Offenburg zu berichten. Ich verweise zunächst auf das Protokoll, das unser stellvertretender Landesvorsitzender Dr. Volker Kronemayer angefertigt hat. Es war aus meiner Sicht insgesamt eine sehr gelungene und harmonische Zusammenkunft. Besonderen Dank schulde ich der Stadt Offenburg, die uns sehr herzlich empfangen bat, mit dem „Salmen" ihre gute Stube kostenlos zur Verfügung stellte, und uns auch darüber hinaus durch Führungen bis hin zu einer nachmittäglichen Weinprobe willkommen hieß. Ein besonderer Dank gebührt auch der Oberbürgermeisterin Edith Schreiner, die sowohl am Vormittag bei unserer Mitgliederversammlung, als auch am Nachmittag ihr Zeitbudget gänzlich auf die Badische Heimat verwandte, und uns mit Ihrer Anwesenheit als Gastgeberin ehrte.

In der Zusammensetzung des Vorstandes hat sich weitgehend nichts geändert. Die bisherigen Mitglieder des Vorstandes und auch des Beirates erklärten sich bereit, erneut für ihre Aufgaben zur Verfügung zu stehen und wurden von der Mitgliederversammlung wiederum mit einem Mandat ausgestattet. Neu ist, dass Frau Elisabeth Schraut aus Karlsruhe sich bereit erklärt hat, sich engagiert in die Arbeit der Badischen Heimat einzubringen.

In der zurückliegenden Zeit haben insbesondere die Vorarbeiten zu unserem Jubiläumsjahr 2009 deutliche Konturen gewonnen. Unter Federführung von unserem Mitglied Dr. Bernhard Oeschger wird eine recht ambitionierte Wanderausstellung vorbereitet, die auf ca. 100 m^2 Ausstellungsfläche eine Vielzahl von Schautafeln zu Zeit- oder Einzelthemen mit interessanten Exponaten bringen wird. Diese Ausstellung soll Anfang 2009 in Freiburg im Regierungspräsidium eröffnet werden, um dann über das Badische Landesmuseum im Karlsruher Schloß und anschließend über Mannheim und andere Städte ihren Weg zu nehmen. Insgesamt wird diese Wanderausstellung wohl nicht nur das Jahr 2009, sondern auch noch das Jahr 2010 voll umfassen, da wir vorhaben, in allen interessierten größeren und mittleren badischen Städten Station zu machen, insbesondere natürlich auch dort, wo aktive Regionalgruppen des Landesvereins tätig sind. Die Wanderausstellung wird von einem besonderen Ausstellungskatalog begleitet werden.

Dann wollen wir unter Federführung des Leiters des Staatsarchivs in Freiburg, Herrn Dr. Kurt Hochstuhl, eine zeitgemäß und wissenschaftlich aufgearbeitete Chronik des hundertjährigen Bestehens unseres Vereins herausgeben, mit u. a. folgenden Schwerpunkten:

- Historismus, vaterländische Geschichte und Heimatvereine im Wilhelminischen Deutschland (Prof. Dr. Wolfgang Hug)
- Vereinsentwicklung in den Zeiträumen 1909–1933 (Dr. Bernhard Oeschger), 1933–1945 (Dr. Kurt Hochstuhl), 1945–1970 (Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht), 1970–2009 (Heinrich Hauß)
- Entwicklungen und Aktivitäten unserer Regionalgruppen
- Heimatgedanke im 21. Jahrhundert (Dr. Sven von Ungern-Sternberg)

Ich möchte jetzt bereits allen Autoren, die bei der Vereinschronik weitgehend auf die üblichen Honorare verzichten, ganz herzlich für Ihre Bereitschaft, daran mitzuwirken, danken.

Wichtig ist, dass der Bereich „Entwicklungen und Aktivitäten unserer Regionalgruppen“ von den Regionalgruppen selbst erbracht und dargestellt wird – hierzu bitte ich sie, sich direkt mit Herrn Bühler, bzw. mit Herrn Dr. Kurt Hochstuhl, in Verbindung zu setzen.

Und schließlich wollen wir im Jahr 2009 einen besonderen Gesamtregisterband publizieren, der sämtliche Beiträge, die zwischen 1909 und 2009 in der „Badischen Heimat“ publiziert worden sind, in einem Autoren-, Personen-, Geographischen und einem Sachregister einordnet. Ansonsten wird dieses Jubiläum mit Veranstaltungen umrahmt werden – ich hoffe auch sehr, dass es insgesamt eine Werbekampagne für die Badische Heimat sein wird. Unser Schirmherr wird darüber hinaus Ministerpräsident Günther Oettinger sein, der uns zu Ehren gemeinsam mit dem Schwäbischen Heimatbund, welcher ja auch im Jahr 2009 sein hundertjähriges Jubiläum feiert, einen besonderen Empfang in Stuttgart geben wird.

Alles in allem hoffe ich sehr, dass dieses Jubiläumsjahr auch dazu dienen wird, wieder zusätzliche Mitglieder für die Badische Heimat zu werben, da bei uns, wie bei vergleichbaren anderen Vereinen, natürlich Neuzugänge von Mitgliedern, insbesondere der jüngeren und mittleren Generation, dringend erwünscht sind.

Darüber hinaus gab es eine Fortsetzung der Kontaktgespräche zu verwandten Vereinigungen und Institutionen. Nach einem sehr erfolgreichen Gespräch mit dem Alemannischen Institut Anfang dieses Jahres fand jetzt mit dem Arbeitskreis Alemannische Heimat, unter Federführung von Herrn Erich Birkle, ein sehr gutes Gespräch statt. Ähnlich erfolgreich war ebenfalls ein Kontaktgespräch mit dem Bund Heimat- und Volksleben, mit seinem Präsidenten Herrn Alfred Vonarb, dem neuen ersten Vorsitzenden Bürgermeister Siegfried Eckert aus Gutach und der Geschäftsführerin Frau Ursula Hülse. In beiden Fällen ist eine vertiefte, engere Zusammenarbeit vereinbart worden, die sich auch im Inhalt unserer Zeitschrift Badische Heimat niederschlagen wird. So wird mit dieser jetzigen Nummer ein neue Serie begonnen, in der badische Einrichtungen und Verbände mit ihren Aktivitäten kurz vorgestellt werden – in der jetzigen Ausgabe machen der Arbeitskreis Alemannische Heimat unter Erich Birkle sowie das Alemannische Institut den Anfang. Und – die „Badische Heimat“ wird sich in der kommenden Zeit immer mehr auch als eine Plattform darstellen, die den verschiedenen badischen Organisationen für einen Austausch von Informationen über kommende Veranstaltungen oder andere Betätigungen dienen wird. Dieses soll in den kommenden Ausgaben systematisch ausgebaut werden, so dass auf diese Weise in unserer Zeitschrift, indem über Aktivitäten verschiedener badischer Einrichtungen berichtet wird, eine Vernetzung erfolgt.

Zum Thema Personalien ist zu berichten, dass wir anläßlich unserer Mitgliederversammlung in Offenburg einstimmig meinen Vorgänger Adolf Schmid zum Ehrenmitglied ernannt haben. In einer besonderen Ehrung am 28. Juni im Schloß Ebnet werden wir ihm die Urkunde der Ehrenmitgliedschaft in gebührender Form überreichen und im nächsten Heft auch darüber berichten.

Zum zweiten möchte ich gratulieren unserem langjährigen Mitglied und Autor zahlreicher Beiträge Herrn Dr. Reiner Haehling von Lanzenauer zu seinem bevorstehenden 80. Geburtstag, aus gleichen Anlass Herrn Gerhard Hoffmann aus Rastatt und Frau Herta Kümmerle unserer langjährigen Rechnerin der Regionalgruppe Karlsruhe zu ihrer Ehrung durch das Regierungspräsidium Karlsruhe. Und schließlich möchten wir als Badische Heimat auch von dieser Stelle aus unserer quasi Bundesvorsitzenden, Frau Dr. Herlind Gundelach, die Vorsitzende des Bundes Heimat und Umwelt ist, gratulieren: sie ist nach den Bürgerschaftswahlen in der Stadt Hamburg vor wenigen Wochen zur neuen Wissenschaftssenatorin gewählt worden. Ich darf allen engagierten Mitgliedern, die im Landesvorstand oder in den einzelnen Regionalgruppen sich einbringen, herzlich danken. Mit den besten Grüßen, und dem Wunsch, daß Sie auch an diesem Heft der Badischen Heimat Gefallen finden mögen, bin ich Ihr

Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Dennis Nitsche

Die Gründung des Karlsruher Instituts für Technologie KIT[1]

1. Die Ausgangslage: Universität Karlsruhe (TH) und Forschungszentrum Karlsruhe

Die Universität Karlsruhe (TH)[2], gegründet 1825 als Polytechnische Schule und damit die älteste technische Universität in Deutschland, zählt zu den leistungsstarken Hochschulen in Deutschland. Mit rund 18 000 Studierenden zu Beginn des neuen Jahrhunderts erreichte die Universität Karlsruhe (TH) zwar nicht die Masse der Hochschul-Kolosse in Berlin, München oder Köln, sie zeichnete sich jedoch in besonderem Maße durch ihre Forschungsorientierung aus, insbesondere in den Bereichen Natur- und Ingenieurwissenschaften. Die hervorgehobene Bedeutung der Forschung, die bereits 1995 im Namenszusatz „Forschungsuniversität – gegründet 1825“ ihren Niederschlag gefunden hatte, wurde jedoch nie als Degradierung des zweiten universitären Auftrags, der Lehre, angesehen, sondern vielmehr als Voraussetzung für ein hohes Ausbildungsniveau auf dem neuesten Stand der Forschung. Wenngleich die Universität Karlsruhe (TH) kontinuierlich, bezogen auf die Zahl der Mitarbeiter, zu den drittmittelstärksten Forschungseinrichtungen in Deutschland zählte, und in einigen Bereichen auch im internationalen Vergleich zu den führenden Forschungseinrichtungen zählte, wurde sie aufgrund ihrer nur mittleren Größe insgesamt nicht als Institution von Weltrang wahrgenommen. Neben der Universität besteht in Karlsruhe seit 1956 eine zweite Forschungseinrichtung mit ebenfalls ausgezeichnetem Ruf: Das Forschungszentrum Karlsruhe (FZK)[3]. Seit seiner Gründung als „Kernreaktor Bau- und Betriebsgesellschaft mbH“ hat sich das Forschungszentrum Karlsruhe kontinuierlich und weit über den ursprünglichen Auftrag hinaus zu einer führenden Forschungsstätte in Deutschland entwickelt. Das Forschungszentrum ist heute mit nahezu 4000 Mitarbeitern die größte Einrichtung in der Helmholtz-Gemeinschaft und bearbeitet zahlreiche natur- und ingenieurwissenschaftliche Themenkomplexe: Struktur der Materie, Kernfusion, Nachhaltigkeit und Technik, Nukleare Sicherheitsforschung, Atmosphäre und Klima, Rationelle Energieumwandlung, Biomedizinische Forschung, Nano- und Mikrosysteme, Regenerative Medizin sowie Wissenschaftliches Rechnen. Mit einem Budget von jeweils rund 300 Millionen Euro (2007) sowie jeweils etwa 4000 Mitarbeitern sind Universität und Forschungszentrum nicht nur in der wissenschaftlichen Ausrichtung, sondern auch in der Größe sehr ähnlich. Bereits seit den 1950er Jahren bestehen in einigen Teilbereichen erfolgreiche Kooperationen, die jedoch aufgrund der institutionellen Besonderheiten (Landesuniversität ↔ Forschungseinrichtung des Bundes) mehrheitlich projektbezogen angelegt waren.

2. Die Exzellenzinitiative

Am 26. Januar 2004 stellte die Bundesministerin für Bildung und Forschung, Edelgard Bulmahn (SPD), ein Konzept zur Förderung der Spitzenforschung vor: „Brain up! Deutschland sucht seine Spitzenuniversitäten“.[4] Die Initiative zielte darauf ab, die chronische Unterfinanzierung der Wissenschaft in Deutschland anzugehen und besonders erfolgreiche Universitäten im internationalen Wettbewerb zusätzlich zu stärken. Angedacht war, bis zu fünf Universitäten mit jeweils bis zu 50 Millionen Euro jährlich zu fördern und noch

vor Ablauf der Förderperiode Folgewettbewerbe zur Zündung einer „positiven Leistungsspirale“[5] anzuschließen. Bulmahn: „Die Modernisierung des Forschungssystems muss zügig umgesetzt werden. Wir brauchen dringend mehr Geld für die Forschung, aber auch mehr Qualität fürs Geld.“[6]

Der ambitionierte Zeitplan des BMBF sah eine Ausschreibung des Förderprogramms in drei Förderlinien bereits für den Sommer 2004 vor. Hierbei war eine Besonderheit des Antragsverfahrens von erheblicher Bedeutung: Eine Auszeichnung in der dritten Förderlinie wurde an die Bedingung geknüpft, dass auch in den ersten beiden Förderlinien erfolgreiche Anträge genehmigt würden.

Drei Dimensionen der Exzellenzinitiative

1. Förderlinie	Graduiertenschulen
2. Förderlinie	Exzellenzcluster
3. Förderlinie	Zukunftskonzepte

Aufgrund der grundgesetzlich verankerten Zuständigkeit der Bundesländer für die Universitäten und entsprechend zurückhaltender Reaktion der Länderministerien hinsichtlich forschungspolitischer Aktivitäten des Bundes wurde die Umsetzung des Programms mit der Frage der Föderalismusreform verknüpft. Nachdem weder zum Jahresende 2004 noch im April 2005 eine Einigung zwischen dem Bund und den Ländern erzielt werden konnte, sahen viele Beobachter das nunmehr unter dem Schlagwort „Exzellenzinitiative“ diskutierte Programm als gescheitert an.

An der Universität Karlsruhe (TH) gingen die Meinungen über die Umsetzbarkeit der Exzellenzinitiative auseinander: Während der Rektor der Universität, Prof. Dr. Horst Hippler, der Initiative keine Erfolgsaussichten mehr einräumte, beurteilte Prof. Dr. Detlef Löhe, vormals Mitglied im Senat der Universität und seit dem Wintersemester 2005/2006 Prorektor für Forschung, die Lage vorsichtig positiv, da er aufgrund seiner Mitgliedschaft im DFG-Senat einen guten Einblick in den Fortgang der Planungen zur Exzellenzinitiative besaß und dadurch auch kleinste Fortschritte in der Sache wahrnehmen konnte.[7]

Exzellenzinitiative: Finanzielle Dimension
Gesamtvolumen: 1,9 Mia. Euro

2006	190 Mio. Euro
2007–2010	Je 380 Mio. Euro
2011	190 Mio. Euro

Am 23. Juni 2005 erzielten der Bund und die Länder schließlich eine Einigung über die Durchführung der Exzellenzinitiative, sodass mit fast eineinhalbjähriger Verzögerung Mitte August die offizielle Ausschreibung erfolgen konnte. Da die finanziellen Mittel für die erste Ausschreibungsrunde der Exzellenzinitiative bereits im Haushalt 2006 vorgesehen waren und daher die Zeit drängte, wurde der Abgabetermin für die Antragsskizzen für die ersten beiden Förderlinien bereits auf den 30. September 2005, und für die dritte Förderlinie auf den 14. Oktober 2005 festgelegt.[8]

Bei den Graduiertenschulen wurde eine Gesamtzahl von etwa 40 (davon 20 in der ersten Ausschreibungsrunde) angestrebt, während bei den Exzellenzclustern rund 30 (15) Projekte zum Zuge kommen sollten. Die Auszeichnung der Zukunftskonzepte wurde durch die Beschränkung auf insgesamt maximal 10 deutlich restriktiver gehandhabt.

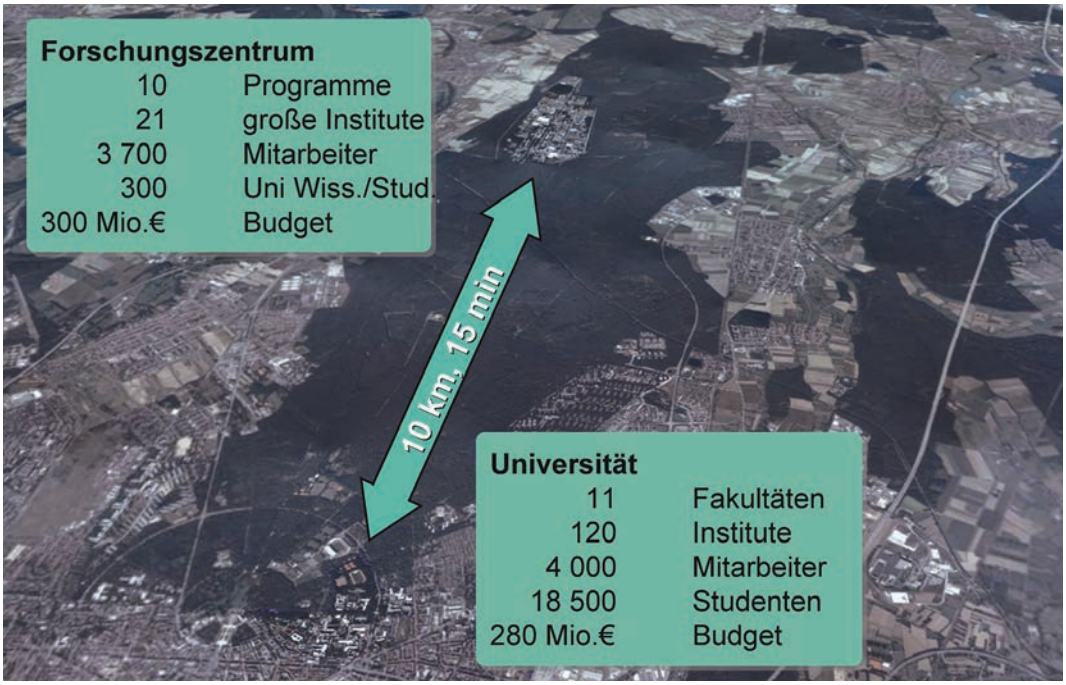
3. Die Skizzenphase

Unter großem zeitlichem Druck wurden von der Universität Karlsruhe (TH) fristgerecht in allen drei Förderlinien Antragsskizzen eingereicht. Für die erste Förderlinie wurde maßgeblich von Prof. Dr. Ulrich Lemmer das Konzept zur Einrichtung der Karlsruhe School of Optics and Photonics (KSOP)[9] entwickelt, für die zweite Förderlinie der Exzellenzcluster wurde das Konzept des Center for Functional Nanostructures (CFN)[10], das bereits 2001 als DFG-Projekt angelaufen war, im Wesentlichen von Prof. Dr. Martin Wegener weiterentwickelt.[11] Die Bearbeitung der Skizze für die dritte Förderlinie wurde von der scheidenden Prorektorin für Forschung, Prof. Dr. Doris Wedlich, dem designierten Prorektor für Forschung, Prof. Dr. Detlef Löhe, und von Rektor Horst Hippler selbst geleistet. Entsprechend der sehr engen zeitlichen Vorgaben musste in

aller Eile eine Antragsskizze „zusammengenagelt“ (Löhe) werden. In der Antragsskizze wurde, wie von der Strategiekommission des Wissenschaftsrates anerkannt[12], der von der Universität in den zurückliegenden Jahren eingeschlagene Weg in Richtung forschungsorientierter Strukturen konsequent fortgeführt, indem eine Reihe von zukunftsweisenden Elementen beschrieben wurde. Einen wirklich großen Wurf mit einer bahnbrechenden Zukunftsvision enthielt diese Skizze jedoch noch nicht.

4. Vollantrag: Der Weg zur Exzellenzuniversität

Am 20. Januar 2006 gaben DFG und Wissenschaftsrat die Ergebnisse der Vorauswahl bekannt und forderten die Universität Karlsruhe (TH) zur Einreichung eines Vollantrags auf, der, wiederum binnen kürzester Frist, bis zum 20. April 2006 einzureichen war. In einem ersten Schritt zur Erstellung des Vollantrags analysierten Rektor Hippler und Prorektor Löhe die Tragfähigkeit der Antragsskizze für den anstehenden Wettbewerb mit den weiteren 9 Universitäten, die ebenfalls zur Einreichung eines Vollantrags für ihr Zukunftskonzept aufgefordert waren. Im Zuge dieser Analyse entwickelten Hippler und Löhe eine Zukunftsvision, die in ihrer Dimension weit über die ursprüngliche Antragsskizze hinausging, indem sie auch das Forschungszentrum Karlsruhe mit in die Überlegungen zur Zukunft der Universität Karlsruhe (TH) einschloss: Gegenüber Dr. Manfred Popp, dem damaligen Vorstandsvorsitzenden des Forschungszentrums Karlsruhe, trug Rektor Hippler die Idee vor, beide Einrichtungen in einer strategischen Allianz zu verbinden. Noch weiter war der von Prorektor Löhe eingebrachte Vorschlag gegangen, neben dem FZK die um Karlsruhe angesiedelten Fraunhofer Institute[13] ebenfalls einzubeziehen; dieser Vorschlag wurde aufgrund zu hoher Komplexität jedoch wieder verworfen. Die Verbindung der direkt in der Stadtmitte am Schloss gelegenen Universität mit dem rund 10 Kilometer nördlich, mitten im Hardtwald, gelegenen Forschungszentrum bot aus Sicht des Rektorats für beide Einrichtungen erhebliche Vorteile (siehe unten) und erfüllte zugleich auf ambitionierte Weise

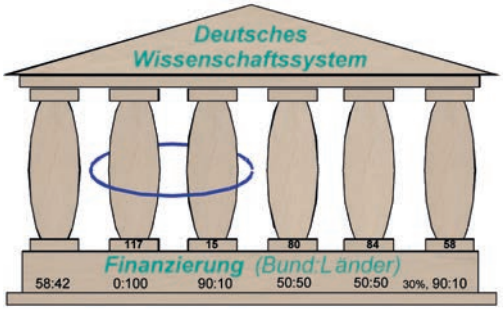


Ideale Ausgangsbedingungen: Gleichrangige Partner, räumliche Nähe, vergleichbare wissenschaftliche Ausrichtung

das Kriterium der „Zukunftskonzepte“, die das BMBF in der dritten Förderlinie der Exzellenzinitiative avisierte. Der Vorstandsvorsitzende des FZK, Dr. Manfred Popp, trug die Idee von Beginn an begeistert mit und trat in einen intensiven Meinungsaustausch mit der Universitätsleitung ein, um das Projekt voranzutreiben. Die Vision fand in der Folge auch Niederschlag in einer Empfehlung der Perspektivkommission für das Forschungszentrum Karlsruhe und wurde damit von beiden Einrichtungen getragen.[14] Wenngleich eine Zusammenarbeit beider Einrichtungen bereits seit Jahrzehnten in vielfältigen Formen bestand, eröffnete die Vision einer gemeinsamen Zukunft in enger Verknüpfung für beide Einrichtungen reizvolle Aspekte, u. v. a. erhöhte internationale Sichtbarkeit, Entwicklung und Umsetzung einer gemeinsamen Forschungsstrategie, gemeinsame Berufungspolitik, gegenseitige Nutzung von Infrastrukturen, verbesserter Zugang des Forschungszentrums zu wissenschaftlichem Nachwuchs, Einbindung der FZK-Wissenschaftler in die Ausbildung der Studierenden.

Aus vielfältigen Diskussionen kristallisierte sich schließlich ein klares Ziel heraus: Aufbauend auf der jahrzehntelangen Kooperation beider Einrichtungen sollte eine echte Fusion zum Karlsruher Institut für Technologie angestrebt werden – das KIT sollte tatsächlich die Rechtspersonen Universität und Forschungszentrum in einer Institution vereinen. Dieser Vorschlag bedeutete nichts weniger als eine Revolution gegen das stark versäulte deutsche Wissenschaftssystem. Die Radikalität dieses Ansatzes sollte noch lange Zeit ein Politikum bleiben: Weder der Bund noch das Land zeigten sich allzu begeistert, dem jeweils anderen ein Mitspracherecht in der eigenen Forschungseinrichtung zuzugestehen. Der Begriff „Fusion“ wurde daher lange Zeit nicht offen verwendet, sondern in weniger dramatisch anklingende Sprachregelungen wie „intensive Zusammenarbeit“ transkribiert, zumal die Zustimmung beider Ministerien zur Umsetzung der Idee unerlässlich war.

Offen war zu diesem Zeitpunkt noch die konkrete Ausgestaltung des Zusammenschlusses, zumal KIT in der Antragsskizze noch nicht angedacht gewesen war. Im Zusammenspiel

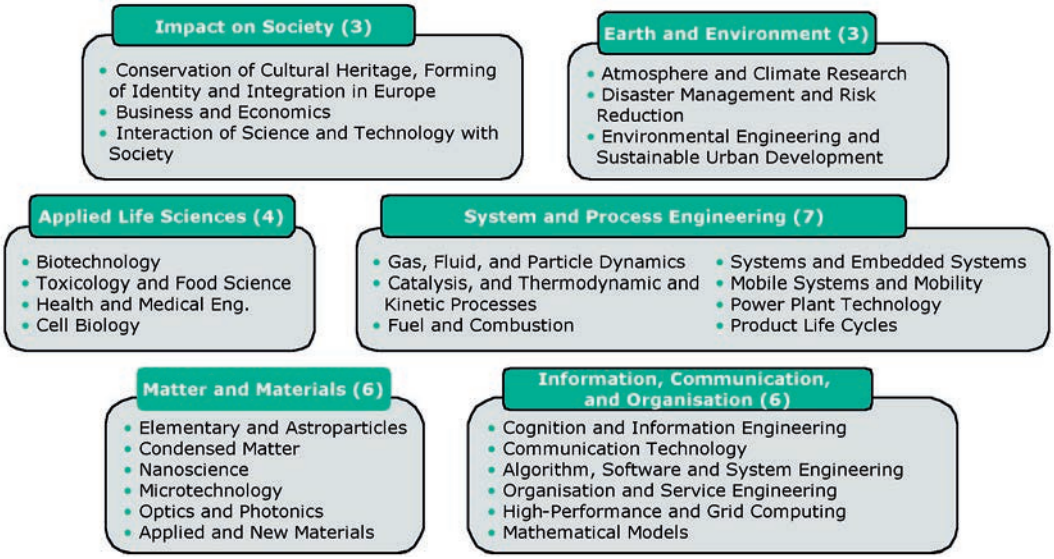


Erläuterung zu den Abkürzungen der Grafik.
DFG Deutsche Forschungsgemeinschaft
HGF Helmholtz-Gemeinschaft (darin: FZK)
MPG Max-Planck-Gesellschaft
WGL Wilhelm-Gottfried-Leibniz-Gesellschaft
FhG Fraunhofer-Gesellschaft

Schematische Darstellung des Wissenschaftssystems

mit den Prodekanen für Forschung, einer erst im Januar 2006 eingerichteten Funktion der Fakultäten, wurde die Antragsskizze nahezu vollständig verworfen und durch die nunmehr weitergehenden Pläne zum Zusammenschluss der beiden Einrichtungen ersetzt. Das zentrale Element bei der Ausarbeitung der Vision KIT lag in einem Perspektivwechsel, der sich nicht mehr die wissenschaftlichen Disziplinen zur Basis machte, sondern sich an Forschungsbereichen und Forschungsfeldern orientierte. Das aus diesem Ansatz entwickelte Kompetenzportfolio, das fortlaufend aktualisiert wird, erlaubt einen verlässlichen Überblick über die tatsächlich an beiden Einrichtungen bearbeiteten Themengebiete und ermöglicht dadurch eine interdisziplinäre Verschränkung in bislang einmaligem Ausmaß.[15]

Die Erarbeitung des Zukunftskonzeptes, das in seiner Bedeutung für die Universität und das Forschungszentrum, aber auch für die Wissenschaftslandschaft in Deutschland insgesamt, weit über die ursprüngliche Antragsskizze hinausging, wurde von einem Kernteam von nur vier Personen vorangetrieben: Prof. Dr. Detlef Löhe, Dr. Timo Mappes, Dipl.-Ing. Oliver Ulrich sowie Frau Ursula Holtfester. Wichtige Anregungen und Beiträge trugen zudem Prof. Dr. Volker Saile und Prof. Dr. Christof Weinhardt bei. Neben einer ausführlichen Stärken-Schwächen-Analyse der Ist-Situation enthält das Zukunftskonzept[16] im Wesentlichen eine Vision zur Verschmelzung



Das KIT-Kompetenzportfolio erlaubt Externen einen raschen Zugang zum KIT und ermöglicht intern die interdisziplinäre Vernetzung (Stand 31. 3. 2008)

der Universität und des Forschungszentrums sowie eine Skizze der hierfür erforderlichen, ergänzenden und neuartigen Forschungsstrukturen, aber auch zur Verbesserung der Gleichstellung sowie zu Lehre und Innovation. Aufgrund rigider inhaltlicher Vorgaben und der Beschränkung auf maximal 70 Seiten Antragstext konnte lediglich der Hauptgedanke im Fließtext ausgebreitet werden, während Nebenbemerkungen in die Fußnoten verschoben wurden. Um zusätzlichen Raum zu gewinnen, wurde die ausführliche KIT-Vision im Haupttext nur in groben Linien gezeichnet und erst in einem gesonderten Anhang ausführlich dargelegt. Erst am Nachmittag des Einreichungstermins konnte der Antrag in Druck gegeben werden, und um alle Unwägbarkeiten auszuschließen, wurden gleich zwei Fahrer damit beauftragt, den Antrag auf gesonderten Wegen noch vor Mitternacht des 20. April 2006 persönlich bei der DFG in Bonn abzugeben. „Unser Tagesablauf in der Schlussphase bestand nur noch aus Schlafen, Essen und am Konzept schreiben“, so Prorektor Löhe, „wir haben alle bis an die Grenzen der Leistungsfähigkeit und der Gesundheit – und teilweise darüber hinaus – gearbeitet.“

Wie bei allen größeren Projektanträgen üblich, wurde im Rahmen der dritten Förderlinie der Exzellenzinitiative eine Begehung in Karlsruhe für den 6. Juli 2006 angesetzt. Die Gestaltung der vorangegangenen Begutachtungen zu den ersten beiden Förderlinien in einem Bonner Tagungshotel war weitgehend unproblematisch gewesen, da hierzu sowohl auf Seiten der Gutachter wie auch der Antragsteller breite Erfahrung bestand. Die dritte Förderlinie der Zukunftskonzepte war für beide Seiten dagegen absolutes Neuland: Wie sollte man eine Vision für die Zukunft durch eine Vor-Ort-Begehung erfahren können respektive erfahrbar machen? Diese Unsicherheit erschwerte die Vorbereitungen auf den Besuch der Gutachterkommission erheblich. Zudem bestanden Differenzen bezüglich der Art und Weise der Begehung: Der Universität Karlsruhe (TH) war es ein großes Anliegen, die Gremien der akademischen Selbstverwaltung, aber auch Studierende, Mitarbeiter und externe Gäste, in den Prozess einzubeziehen und favorisierte daher eine Veranstaltung im großen Rahmen des Audimax. Der Gutachterkommission schwebte dagegen ein eher kleinerer Kreis von maximal 50 Personen von Seiten der Universität und des FZK vor. Im Ergebnis verband man beide Vorstellungen und verlegte nach einem großen Auftakt die konkrete Arbeit in kleinere Arbeitsgruppen.

Wenngleich die Begehung insgesamt aus Sicht aller Beteiligten sehr erfolgreich verlaufen war, gab es keine klare Meinung hinsichtlich der Auswirkungen der Begehung auf die Chancen des Antrags. „Wir haben uns nicht zu viel versprochen, auch weil wir natürlich die Konkurrenzsituation nicht völlig überblicken konnten, aber wir waren der Überzeugung, unsere Chancen gewahrt zu haben“, blickt Detlef Löhe zurück. Ein Wermutstropfen war lediglich die Reaktion des baden-württembergischen Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst, das sich nach einem Arbeitsgespräch mit den Dekanen nicht von deren Unterstützung für das Projekt KIT überzeugt zeigte.

5. Die Entscheidung: Grünes Licht für KIT

Die Entscheidung über die Anträge in der Exzellenzinitiative fiel schließlich am 13. Oktober 2006: Zur Überraschung vieler Konkurrenten wurde neben den beiden Münchener Universitäten die Universität Karlsruhe (TH) zur Siegerin im Exzellenzwettbewerb gekürt![17]

„Bis zur Entscheidung in der Exzellenzinitiative war das Projekt KIT in erster Linie ein Kind der Universitätsleitung gewesen, von Seiten des FZK hatte sich lediglich der Vorstandsvorsitzende Manfred Popp inhaltlich in die Vorarbeiten eingebracht“, erläutert Rektor Hippler und verweist auf die zwangsläufigen Einschränkungen auch in der Binnenkommunikation der beiden Forschungseinrichtungen. „Die knappen Fristen haben uns sehr stark unter Druck gesetzt, sodass wir die Vision KIT nicht immer so intensiv mit den Mitarbeitern der Universität und des Forschungszentrums diskutieren konnten, wie wir das gerne getan hätten.“ In der Folgezeit musste das Projekt von einem Commando-Unternehmen der Führungsspitze beider Einrichtungen in ein integratives Konzept unter Beteiligung möglichst aller Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter transformiert werden. In einem Eckpunktepapier[18] vom 21. 11. 2006 vereinbarten das Bundesministerium für Bildung und Forschung, die baden-württembergischen Ministerien für Wissenschaft und Wirtschaft, die Helmholtz-Gemeinschaft sowie das FZK und die Universität Richtlinien zum weiteren Vorgehen im Projekt KIT. Bis Ende Mai 2007 sollte ein Detailkonzept entwickelt werden, mit dem die konkrete Umsetzung von KIT vorbereitet werden sollte. Der damit weiterhin aufrechterhaltene Zeitdruck beseitigte zwar einerseits jegliche Gefahr eines Versandens, setzte jedoch andererseits die Führungsebene sowie die Mitarbeiter am operativen KIT-Prozess unter erheblichen Leistungsdruck. Der Zeitdruck und die große Dimension der KIT-Vision ließen in der Folge eine strukturelle Verstärkung des Arbeitsmodus unumgänglich werden, zumal das Alltagsgeschäft beider Institutionen möglichst ohne Einschränkungen weitergeführt werden sollte. Im Februar und März 2007 wurde daher das KIT-Büro aufgebaut, das unter der kollegialen Leitung von Dr. Wolfram Schüssler (FZK) und Frau Bettina Eltester (Universität) mit Hilfe von rund 20 Koordinatoren[19] und 120 Mitarbeitern in Arbeitsgruppen das KIT-Konzeptpapier entwickelte. „Unsere Mitarbeiter haben mit dem KIT-Konzeptpapier wirklich Unglaubliches geleistet. Auf der Basis dieses Papiers konnten wir bereits im Juni 2007 in die Umsetzungsphase zur Gründung von KIT übergehen“, lobt Rektor Hippler. „Die Motivation und der Einsatz unserer Mitarbeiter für KIT haben mich persönlich sehr beeindruckt. Für die Realisierung von KIT ist diese Begeisterung unerlässlich, denn nur wenn die Mitarbeiter unsere Vision teilen, können wir Erfolg haben.“ Binnen weniger Monate erarbeiteten die Arbeitsgruppen, unterstützt von der Boston Consulting Group im Rahmen eines pro bono-Projekts, auf der Basis des Zukunftskonzepts ein umfangreiches Detailkonzept. Die Arbeitsgruppen hatten hierbei eine doppelte Aufgabe zu bewältigen: Einerseits mussten Wege gefunden werden, wie die Fusion in vielfältigen Einzelbereichen gestaltet werden konnte, andererseits galt es, die unterschiedlichen Kulturen einer dezentral organisierten Landesuniversität und einer zentral geführten, staatlichen Großforschungseinrichtung zum Besten von KIT zusammenzuführen. Eine zusätzliche Herausforderung für den KIT-Prozess bestand in der Einbindung der Mitarbeiter beider Einrichtungen. Aufgrund der häufig negativen

Strahlende Sieger: Prorektor Detlef Löhe, Rektor Horst Hippler und der Vorstandsvorsitzende des FZK, Manfred Popp (v.l.n.r.)

Berichterstattung in den Medien über Fusionen in der Wirtschaft, befürchteten viele Mitarbeiter Rationalisierungstendenzen im Sinne von Stellenkürzungen am KIT. Sowohl die Universitätsleitung als auch der Vorstand des Forschungszentrums führten mehrere Informationsveranstaltungen durch, um den unbegründeten Ängsten und Ressentiments zu begegnen. Im Rahmen der KIT-Sommernacht, eines Mitarbeiterfestes zur Feier der gemeinsamen Zukunftspläne am 7. Juli 2007 betonte Rektor Hippler in seiner Ansprache: „Wir haben KIT nicht gegründet, um Mitarbeiterstellen einzusparen. Unser Ziel ist einzig und allein die Exzellenz in Forschung, Lehre und Innovation. Ich bin mir sicher, dass wir mittelfristig sogar mehr Mitarbeiter benötigen werden, um unseren Anspruch zu verwirklichen. Dies gilt sowohl für die Wissenschaft selbst, als auch für die wissenschaftsstützenden Bereiche Verwaltung und Technik sowie für die Dienstleistungseinrichtungen."

Mit dem Abschluss der Konzeptionsphase wurde eine Umstrukturierung des KIT-Prozesses erforderlich: Um eine Reduktion der Arbeitsbelastung der Koordinatoren auf ein nachhaltig vertretbares Maß zu erzielen, wurde das KIT-Büro mit hauptamtlichen Mitarbeitern personell verstärkt und die Umsetzung einzelner Teilprojekte hinsichtlich ihrer Bedeutung für KIT priorisiert. Vorrangig wurden die Bereiche Forschung, Lehre und Innovation sowie die institutionelle Verschränkung und schließlich die Verschmelzung der Leitungs- und Aufsichtsgremien bearbeitet.[20] Bereits Ende November 2007 konnte auf der Basis einer vertraglichen Vereinbarung zwischen den Institutionen die gemeinsame Abteilung Presse, Kommunikation und Marketing (PKM) gegründet werden, die die Pressestelle der Universität sowie die Stabsabteilung Öffentlichkeitsarbeit, Teile der Abteilung Marketing, Patente und Lizenzen und das Veranstaltungsbüro des FZK zusammenführte.

6. Die Gründung des KIT

Am 13. Dezember 2007 wurde der KIT-Gründungsvertrag als Binnenvereinbarung[21] zwischen dem Forschungszentrum Karlsruhe und der Universität Karlsruhe (TH) unterzeichnet.[22] Damit verpflichteten sich die beiden Partner, den KIT-Prozess weiter voranzutreiben mit dem Ziel der vollständigen Verschmelzung beider Einrichtungen. Dieser große Durchbruch – seit dem Erfolg in der Exzellenzinitiative waren erst 14 Monate vergangen! – wurde mit einem Festakt am 22. Februar 2008 im Brahmssaal (Kongresszentrum Karlsruhe) in Anwesenheit der Fachminister des Bundes und des Landes begangen.

Der neue Vorstandsvorsitzende des FZK, Prof. Dr. Eberhard Umbach, und der Rektor der Universität Karlsruhe (TH), Prof. Dr. Horst Hippler, nach der Unterzeichnung des KIT-Gründungsvertrags

7. Nächste Schritte

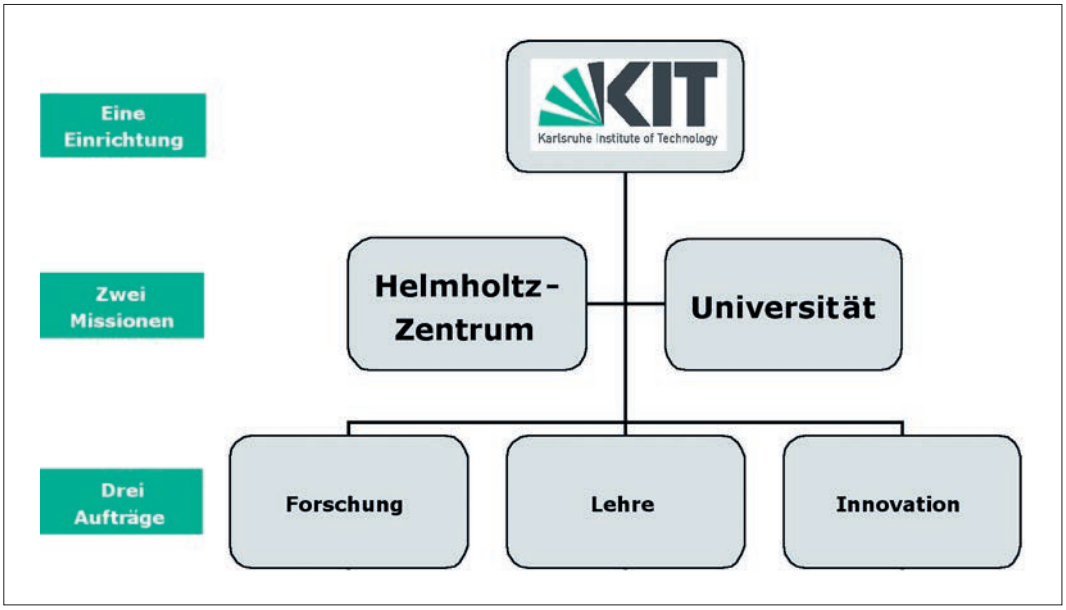
Wenige Tage vor der Gründungsfeier, am 18. Februar 2008, hatte die Bundesministerin für Bildung und Forschung, Dr. Anette Schavan, und ihr Pendant aus dem Land Baden-Württemberg, Prof. Dr. Peter Frankenberg, im Rahmen einer gemeinsamen Pressekonferenz

die Entscheidung der Ministerien öffentlich gemacht, der vollständigen Fusion der Universität und des Forschungszentrums zuzustimmen und KIT als Körperschaft nach baden-württembergischem Landesrecht bei gleichzeitiger Mitgliedschaft in der Helmholtz-Gemeinschaft einzurichten. In dieser Struktur wird KIT einen Aufsichtsrat, einen KIT-Senat und einen Vorstand haben, in denen die bestehenden Gremien vollständig aufgehen werden. Rektor Hippler und der Vorstandsvorsitzende des FZK, Prof. Dr. Eberhard Umbach, waren hiervon bereits vor Weihnachten 2007 in Kenntnis gesetzt, jedoch zu absoluter Geheimhaltung vergattert worden. Die gesetzlichen Rahmenbedingungen für die Zusammenführung beider Einrichtungen werden im Laufe des Jahres 2008 in den beteiligten Ministerien unter Beteiligung des FZK und der Universität vorbereitet und sollen im Herbst 2008 in die Parlamente eingebracht werden, sodass nach derzeitigem Stand mit der gesetzlichen Einrichtung von KIT noch für Dezember 2008 zu rechnen ist. Zur frühzeitigen Einbindung der Abgeordneten des Bundes und des Landes werden Anfang April zwei Parlamentarische Abende in Berlin und Stuttgart durchgeführt, die einerseits zur Information der Abgeordneten über KIT und dessen Rolle in der deutschen Wissenschaftslandschaft dienen, aber andererseits auch zur Aufnahme von Impulsen und Anregungen der bildungspolitischen Experten in den KIT-Prozess beitragen.

Wenngleich der KIT-Prozess insbesondere im Bereich der Forschungsstrukturen, die KIT-Zentren und Schwerpunkte arbeiten bereits oder befinden sich zumindest in Gründung, weit fortgeschritten ist, harren einige wichtige Fragen noch der Lösung: Die konkrete Zusammensetzung der Aufsichts- und Leitungsgremien muss noch geklärt werden, die Leitung des KIT-Vorstands durch die Doppelspitze Hippler/Umbach ist jedoch bereits vereinbart. Wenngleich die Zusammenlegung der Verwaltungen kontinuierlich vorangeht, werden aufgrund unterschiedlicher Herkunft der Mittel (Bund/Land) die Finanzströme buchhalterisch weiterhin getrennt bleiben müssen, hier gilt es praktikable Wege zu entwickeln. Der weiteren Verankerung der Vision KIT bei Mitarbeitern und Studierenden und die Schaffung einer gemeinsamen Identität wird ebenfalls große Bedeutung zukommen, insbesondere, wenn die Rechtspersonen Universität und FZK zugunsten des KIT aufgelöst werden. Das Zusammenwachsen der beiden Institutionen zu einem neuen Ganzen kann nicht über Nacht erfolgen und ebenfalls nicht dekretiert werden.

Überblick über zentrale Entwicklungsstufen von KIT

Auf dem Weg zum KIT sind daher noch einige Schritte zu gehen. Unbestritten ist jedoch, dass die Exzellenz in Forschung, Lehre und Innovation auf internationalem Spitzenniveau nur erreichbar ist, wenn KIT die beiden Missionen der programmorientierten Helmholtz-Großforschung mit der freien universitären Forschung und forschungsgetriebener Lehre zusammenbringen kann. KIT ist bereits heute führend in der Energieforschung in Europa und wird in der Nanowissenschaft stark wahrgenommen, in zahlreichen weiteren Gebieten wird ebenfalls auf Spitzenniveau gearbeitet, die



Die Zukunft: In KIT ergänzen und unterstützen sich die zwei Missionen wechselseitig und ermöglichen so die noch bessere Erfüllung der drei Aufträge

intensive Kooperation mit der Wirtschaft gibt hiervon einen Eindruck. Exzellenz in Forschung, Lehre und Innovation lebt dabei immer von herausragenden Köpfen, und dazu zählen Professoren, Mitarbeiter und Studierende gleichermaßen. Forschen und Studieren am KIT wird sich qualitativ an höchsten Maßstäben messen lassen können, hierzu tragen der Hector-Wissenschaftsfonds[23] und ein hervorragendes Betreuungsverhältnis erheblich bei. Das große Interesse der internationalen Wissenschaftswelt an den Entwicklungen in Karlsruhe gibt einen guten Eindruck vom Potenzial des KIT. Und welches Kompliment könnte schöner sein, als bereits heute von US-amerikanischen Eliteuniversitäten als ernstzunehmende Konkurrenz wahrgenommen zu werden?[24]

Anmerkungen

1 Alle verwendeten Grafiken und Bilder: Universität Karlsruhe (TH).
2 Siehe dazu: www.uni-karlsruhe.de (Stand: 1. 4. 2008).
3 Siehe dazu: www.fzk.de (Stand: 1. 4. 2008).
4 Vgl.: BMBF: Exzellenzinitiative, abrufbar unter: http://www.bmbf.de/de/1321.php (Stand: 1. 4. 2008).
5 BMBF: Pressemitteilung 09/04, 26. 1. 2004, abrufbar unter: http://www.bmbf.de/press/1053.php (Stand: 27. 3. 2008).
6 BMBF: Pressemitteilung 09/04.
7 Noch vor der Einreichung des Antrags in der Exzellenzinitiative trat Professor Löhe aus der Fachkommission der DFG, die für die Begutachtung der Anträge in der ersten und zweiten Förderlinie verantwortlich war, zurück, um jeden Anschein der Befangenheit von vornherein auszuschließen. Über die Anträge in der dritten Förderlinie entschied die Strategiekommission des Wissenschaftsrats. Fachkommission und Strategiekommission bildeten später zusammen mit Vertretern des Bundes und der Länder die Bewilligungskommission, die über die konkrete Ausschüttung der Gelder aus der Exzellenzinitiative befand.
8 Die Ausschreibung erfolgte in zwei Runden. Da die Universität Karlsruhe (TH) in der zweiten Förderrunde nicht mit Projektanträgen in den ersten beiden Förderlinien erfolgreich war, wird die zweite Ausschreibungsrunde im Folgenden ausgeblendet. In der zweiten Runde, die Entscheidung wurde am 19. Oktober 2007 bekanntgegeben, waren folgende Universitäten in allen drei Förderlinien erfolgreich: Universität Freiburg, FU Berlin, Universität Heidelberg, Universität Konstanz, RWTH Aachen, Universität Göttingen.
9 Siehe dazu: www.ksop.de (Stand: 1. 4. 2008).
10 Siehe dazu: www.cfn.uni-karlsruhe.de (Stand: 1. 4. 2008).
11 Die KSOP- und CFN-Anträge setzten sich sowohl in der Skizzen- als auch in der Vollantragsphase auf Anhieb erfolgreich durch und erfüllten damit die

oben angesprochene Voraussetzung für den Erfolg in der dritten Förderlinie. Die Auszeichnung als „Exzellenzuniversität“ war somit allein vom Erfolg in der dritten Förderlinie, den Zukunftskonzepten, abhängig. Da das Zukunftskonzept somit überragende Bedeutung für den Status als Exzellenzuniversität erlangt, wird im Folgenden nur noch auf den KIT-Antrag Bezug genommen.

12 Aus dem Schreiben des Wissenschaftsrates: „Das eingereichte Zukunftskonzept ist von der Gemeinsamen Kommission als ein weiterführender Ansatz zur Umstrukturierung und Förderung der universitären Spitzenforschung gewürdigt worden. Die Reformen der vergangenen Jahre seien positiv anzurechnen. Die Aufstockung der bereits existierenden ‚Center of Excellence‘ und die Einrichtung von ‚Young investigator groups‘ und eines ‚House of graduate students‘ könnten nach Ansicht der Gemeinsamen Kommission sehr gut an die bereits erfolgten Aktivitäten zur Konzentration herausragender Forschung anknüpfen. Die Gemeinsame Kommission hat auch die angestrebte Reorganisation der Universität, verbunden mit der Schaffung neuer Exekutiv- und Managementstrukturen, positiv bewertet.“

13 In Karlsruhe selbst sind das Fraunhofer Institut für System- und Innovationsforschung ISI und das Fraunhofer Institut für Informations- und Datenverarbeitung IITB angesiedelt, im naheliegenden Pfinztal das Fraunhofer Institut für Chemische Technologie ICT und in Baden-Baden das Fraunhofer Institut für biomedizinische Technik.

14 Empfehlungen der Perspektivkommission für das Forschungszentrum Karlsruhe, 15. 3. 2006: „The committee sees the possibility of establishing an elite university concept that does not yet exist in Germany. We recommend that the possibility and the details of such an alliance be worked out in some detail in order to determine the feasibility of the concept.“

15 Ein weiterer positiver Nebeneffekt des Kompetenzportfolios liegt in der Erleichterung des Zugangs für externe Partner. Das erleichterte Matching wird daher zu einer Steigerung der Drittmitteleinnahmen aus der Wirtschaft führen.

16 Englischer Titel: Concept for the Future – The Foundation of a Karlsruhe Institut for Technology, KIT.

17 Vgl.: Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG): Aktuelles und Hintergründe zur Exzellenzinitiative, abrufbar unter: http://www.dfg.de/aktuelles_presse/themen_dokumentationen/exzellenzinitiative/index.html (Stand: 1. 4. 2008).

18 Eckpunktepapier, abrufbar unter: http://www.bmbf.de/pub/eckpunktepapier_kit.pdf (Stand: 1. 4. 2008).

19 Der Autor dieses Artikels betreute als Koordinator die Arbeitsgruppen Berufungsverfahren, Internationales, Gleichstellung und Wissenschaftliche Organe.

20 Da in der Umsetzungsphase noch einmal deutlich mehr Mitarbeiter beider Einrichtungen involviert werden mussten, als dies noch in der Konzeptphase erforderlich gewesen war, und zudem das KIT-Büro umstrukturiert werden musste, wurde die vorgesehene Soll-Kapazität im KIT-Prozess in einigen Teilbereichen erst im Herbst 2007 wieder erreicht.

21 Der Gründungsvertrag bindet ausschließlich die beiden Institutionen im Binnenverhältnis. Die Einrichtung des KIT als eigenständige Rechtsperson bei gleichzeitiger Auflösung der Universität Karlsruhe (TH) und des Forschungszentrums Karlsruhe kann demgegenüber nur auf gesetzlichem Wege im Rahmen eines KIT-Gesetzes erfolgen.

22 Im Zuwendungsbescheid der DFG zur Förderung des Projekts KIT war der 31. 12. 2007 als Deadline für die Vertragsunterzeichnung zur Gründung des KIT festgelegt worden. Bei Nichteinhaltung dieser Frist hätte die DFG den Zuwendungsbescheid und damit die Auszeichnung als Exzellenzuniversität zurücknehmen müssen.

23 Der Hector-Wissenschaftsfonds wurde von Hans-Werner und Josefine Hector am 17. 3. 2008 eingerichtet und umfasst ein Stiftungsvermögen von 200 Millionen Euro. Der Fonds unterstützt die Gewinnung internationaler Spitzenkräfte, indem er zusätzliche Mittel zur Ausstattung einer Professur sowie einen Förderpreis zur persönlichen Verwendung des Hector-Fellows beisteuert.

24 Für wertvolle Anregungen und Korrekturen danke ich Herrn Prof. Detlef Löhe sehr herzlich.

Anschrift des Autors:
Dr. Dennis Nitsche
Persönlicher Referent
des Rektors
Universität Karlsruhe
(TH)
Karlsruher Institut für
Technologie (KIT)
Kaiserstraße 12
76128 Karlsruhe

Oliver Fink

Das Prinzip Volluniversität

Zum Abschneiden der Universität Heidelberg bei der Exzellenzinitiative

Auch an der Heidelberger Ruprecht-Karls-Universität hat in den letzten beiden Jahren die Exzellenzinitiative von Bund und Ländern, bei der es um viel Geld und Prestige ging, Wissenschaftler, aber auch Mitarbeiter aus dem administrativen Bereich gehörig in Atem gehalten: Projekte wurden entwickelt, Anträge formuliert sowie ein strategisches Zukunftskonzept erarbeitet. Der Aufwand hat sich gelohnt. Ein Blick auf die Ergebnisse des in zwei Runden 2006 und 2007 ausgetragenen Wettbewerbs zeigt, dass die Universität Heidelberg nicht nur in allen Kategorien – den so genannten drei „Säulen" – punkten konnte. Mit der Bewilligung von drei Graduiertenschulen für die Doktorandenausbildung, zwei Exzellenzclustern für die Forschung sowie des Zukunftskonzepts erzielte die Ruperto Carola sogar bundesweit eines der besten Ergebnisse überhaupt. Das erfüllt uns mit großer Freude und auch ein bisschen Stolz. Die Universität Heidelberg besitzt damit eine hervorragende Ausgangsposition, um ihre Konkurrenzfähigkeit und Sichtbarkeit gegenüber anderen Spitzenforschungseinrichtungen weiter auszubauen, zumal im internationalen Bereich. Zudem besteht nun die Chance, schon lange Erwünschtes anzupacken und neue Projekte zu realisieren.

Erfreulich an dem Ergebnis ist zunächst einmal, dass die Ruperto Carola mit einem Leitbild reüssierte, das Deutschlands älteste und traditionsreichste Universität eigentlich schon immer ausgezeichnet hat: die forschungsstarke Volluniversität. Selbstverständlich ist eine solche Positionierung in Zeiten stärkerer Spezialisierung und der Konzentration auf Kernbereiche auch in der Wissenschaft nicht mehr. Insofern gehörte durchaus ein wenig Mut dazu, als sich die Universität Heidelberg (selbst-)bewusst mit ihrem Leitbild überzeugt dem Wettbewerb stellte – und auch daran festhielt, nachdem in der ersten Runde der Exzellenzinitiative das ursprüngliche Zukunftskonzept noch nicht die volle Zustimmung der Gutachter erhalten und deren Beurteilungen generell – nicht nur in Heidelberg – den Anschein erweckt hatten, dass eine Konzentration auf wenige „starke" Fächer der erfolgreichere Weg sein könnte.

Volluniversität heutzutage ist eng mit dem Begriff Interdisziplinarität verbunden. Verschiedene Fachgebiete bringen ihre Methoden ein, um wissenschaftlichen Fragestellungen andere Perspektiven abseits ausgetretener Pfade zu verleihen. Letztlich bietet das Fächerspektrum einer Volluniversität die Chance, neue transdisziplinäre Themen von hoher gesellschaftlicher Relevanz früh zu identifizieren und im direkten Kontakt zwischen Wissenschaftlern unterschiedlicher Fachdisziplinen zu bearbeiten. Das wiederum kann zu ganz neuen Erkenntnissen führen. Eine starke Volluniversität braucht also starke Einzelfächer, um diesen erstrebten und viel beschworenen Dialog erfolgreich umzusetzen, und zwar auf Grundlage, nicht aber auf Kosten der fachlichen Spezialisierung. Die hervorragenden Ergebnisse in zahlreichen Rankings in den vergangenen Jahren oder auch die Drittmittelstatistiken haben gezeigt, dass die Universität Heidelberg dafür beste Voraussetzungen bietet, um die vorhandenen Potentiale optimal auszuschöpfen. Hinzu kommen die zahlreichen, zum Teil hoch renommierten außeruniversitären Forschungseinrichtungen vor Ort – etwa das Deutsche Krebsforschungszentrum (DKFZ), das Europäische Laboratorium für Molekularbiologie (EMBL), das European Media Laboratory (EML) oder auch mehrere

Max-Planck-Institute –, die sich am Neckar angesiedelt haben. Sie kooperieren in vielfältiger Weise mit der Ruperto Carola. Gerade die genannten Institutionen haben zudem an den Anträgen für die drei Säulen des Exzellenzwettbewerbs – Graduiertenschulen, Exzellenzcluster, Zukunftskonzept – engagiert mitgefeilt und sind an den meisten Projekten, zum Teil sehr stark, beteiligt.

Zukunftskonzept der Universität Heidelberg

Zu den ganz zentralen Punkten des siebzigseitigen Zukunftskonzepts „Heidelberg: Realising the Potential of a Comprehensive University", das in der zweiten Runde der Exzellenzinitiative erfolgreich war und nun mit über 13 Millionen Euro im Jahr gefördert wird, gehört beispielsweise eine „strategische Allianz" zwischen dem Zentrum für Molekulare Biologie der Universität Heidelberg (ZMBH) und dem Deutschen Krebsforschungszentrum (DKFZ), eine Einrichtung der Helmholtz-Gemeinschaft, die beide in unmittelbarer Nachbarschaft auf dem Campus im Neuenheimer Feld liegen. Nicht nur der Schaffung eines exzellenten Zentrums zur Grundlagenforschung im gemeinsamen Forschungsbereich der molekularen Zellbiologie wird sie dienen. Diese Kollaboration mit neu entwickelten Strukturen besitzt zugleich deutschlandweiten Modellcharakter in der Zusammenarbeit zwischen Universität und außeruniversitären Partnern. So sollen mit Hilfe gemeinsamer Forschungs- und Förderprogramme, gemeinsamer Leitungsgremien, einer gemeinsamen Nutzung der wissenschaftlichen Infrastruktur sowie mit gemeinsamen Berufungen finanzielle, wissenschaftliche und personelle Ressourcen besser genutzt und Plattformtechnologien stärker ausgelastet werden. Zugleich wollen die Universität Heidelberg und das Deutsche Krebsforschungszentrum mit der Allianz ihre Anziehungskraft für hochkarätige Wissenschaftler aus aller Welt weiter steigern, um damit die international führende Position Heidelbergs im Bereich der molekularen Lebenswissenschaften auszubauen.

Ebenfalls Interdisziplinarität auf ein neues Niveau heben möchte das im Zukunftskonzept

Forschung auf höchstem Niveau

skizzierte und inzwischen eröffnete Marsilius Kolleg (www.marsilius-kolleg.uni-heidelberg.de). Bei diesem ambitionierten Unternehmen handelt es sich um eine Art Center for Advanced Study. Hier geht es darum, Brücken zwischen verschiedenen Wissenschaftskulturen zu schlagen, die es in dieser Intensität bislang nicht gab. Zwei Forschungsthemen sind bereits auf den Weg gebracht: „Concepts of Personhood and Human Dignity", das bei der Begehung in Heidelberg durch die Gutachter der Exzellenzinitiative von Mitgliedern des 2005 gegründeten „Interdisciplinary Forum for Biomedicine and Cultural Studies" präsentiert wurde, sowie „Perspectives of Aging in the Process of Social and Cultural Change", bei der Begehung vorgestellt durch Mitarbeiter des „Heidelberg Network of Aging Research". Dahinter verbergen sich Themen mit aktueller Relevanz und gesellschaftlicher Brisanz: zum Beispiel Probleme bei der sozialen Absicherung und volkswissenschaftlichen Risiken angesichts der demographischen Entwicklung, aktive und passive Sterbehilfe, Pränataldiagnostik und Schwangerschaftsabbruch, Stammzellenforschung oder auch therapeutisches Klonen.

In dem zunächst für fünf Jahre finanzierten Kolleg werden innerhalb dieses Zeitraums voraussichtlich mehr als 60 Heidelberger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus den verschiedensten Disziplinen vorübergehend als Fellows arbeiten. Theologen, Soziologen oder Juristen werden beispielsweise auf Mediziner und Biologen treffen, um miteinander ins Gespräch zu kommen. Und auch wenn es dabei ausdrücklich um Grundlagenforschung geht, soll die Öffentlichkeit dennoch

an den Projekten teilhaben, etwa über Vortragsreihen oder Symposien. Benannt ist das Kolleg übrigens nach Marsilius von Inghen, dem ersten Rektor der 1386 eröffneten Universität Heidelberg. Erinnert wird damit an jene Epoche, in der die Universität noch eine wissenschaftliche Einheit war. Auch wenn die Zeiten inzwischen freilich andere sind und mit der heutigen Situation nicht so ohne weiteres verglichen werden können – das Marsilius Kolleg steht für eine neue großflächige Vernetzung innerhalb der Ruperto Carola. Es wird eine Struktur schaffen, die Heidelberg als lebendige Volluniversität mit großem Zukunftspotential in den nächsten Jahrzehnten weiter voranbringen soll.

Dieses Leitbild „Volluniversität", das die international besetzte Gutachterkommission der Exzellenzinitiative überzeugt hat, wird jedoch nicht nur im Zuge der Umsetzung des Zukunftskonzepts gestärkt, es spiegelt sich auch in der Bewilligung der Anträge in der ersten und zweiten Säule wider. Alle diese Projekte sind nämlich interdisziplinär ausgerichtet, werden also – grenzüberschreitend – viele neue Verbindungen zwischen einzelnen Fächern, Instituten, Fakultäten und den universitären Zentren stiften: Beteiligt sind außerdem alle Wissenschaftskulturen – die Lebens- und Naturwissenschaften und die Geistes- und Sozialwissenschaften. Besonders erfreulich war es deshalb auch, dass in der Kategorie Exzellenzcluster – es handelt sich dabei um groß angelegte Forschungsverbünde, die pro Jahr mit sechs Millionen Euro gefördert werden – sowohl ein Projekt aus den Lebenswissenschaften wie eines aus den Kultur- und Geisteswissenschaften erfolgreich war.

Zwei Exzellenzcluster

Da ist zunächst das bereits in der ersten Runde (2006) bewilligte Exzellenzcluster „Cellular Networks" – Koordination: Prof. Dr. Hans-Georg Kräusslich – zu nennen (www.cellnetworks.uni-hd.de). Hier geht es um eine entscheidende Frage der Biologie: Wie

Der große Campus für Naturwissenschaften und Medizin – das Neuenheimer Feld

sind Funktion, Struktur und Evolution subzellulärer und suprazellulärer Netzwerke zu erklären? Das Exzellenzcluster sucht nach diesbezüglichen Antworten. Zentrales Ziel des Forschungsprojekts ist es, derartige Netzwerke, ihre Komponenten und dynamischen Veränderungen zu analysieren und so ein übergreifendes (systemisches) Verständnis ihrer komplexen Regulation und Wechselwirkungen zu entwickeln. Grundlage hierfür ist die quantitative Analyse komplexer biologischer Prozesse im Rahmen einer intensiven und interdisziplinären Zusammenarbeit, die neue experimentelle und theoretische Ansätze unter Einbeziehung moderner Methoden der Mathematik und Informatik erfordert. Hierfür steht vor allem das Heidelberger Großprojekt BIOQUANT: Komplexe Phänomene sollen nicht mehr nur „in vivo“ (also am lebenden Organismus) oder „in vitro“ (im Reagenzglas), sondern eben auch verstärkt „in silico“ (mit Hilfe von Computerprogrammen) erforscht werden. Dazu gehören vor allem Simulationen.

Vertreter aus allen Bereichen der Lebenswissenschaften werden in diesem Forschungsverbund zusammenarbeiten. Beteiligt sind neben universitären Instituten wie dem bereits erwähnten Zentrum für Molekulare Biologie (ZMBH), dem Biochemie-Zentrum (BZH), dem Interdisziplinären Zentrum für Neurowissenschaften (IZN) sowie dem Interdisziplinären Zentrum für Wissenschaftliches Rechnen (IWR) viele außeruniversitäre Einrichtungen vor Ort. Dazu zählen das European Molecular Biology Laboratorium (EMBL), das Deutsche Krebsforschungszentrum (DKFZ) sowie das Max-Planck-Institut für Medizinische Forschung. Das Cluster selbst ist in vier eigenständige, aber eng verwobene Projektbereiche sowie in zwei zentrale Technologieplattformen gegliedert.

Einen Erfolg in der Förderlinie Exzellenzcluster konnte außerdem in der zweiten Runde des Wettbewerbs (2007) der geistes- und sozialwissenschaftliche Forschungsverbund „Asia and Europe in a Global Context: Shifting Asymmetries in Cultural Flows“ – Koordination: Prof. Dr. Axel Michaels, Prof. Dr. Madeleine Herren-Oesch und Prof. Dr. Rudolf G. Wagner – verbuchen (www.vjc.uni-hd.de). Dieser Forschungsverbund widmet sich den

Das Theoretikum im Neuenheimer Feld

Beziehungen zwischen Asien und Europa, die immer intensiv und spannungsreich, meist aber asymmetrisch verliefen. Die Mitglieder des Clusters verstehen diese Schieflagen allerdings nicht als Mangel, sondern als Normalzustand kultureller Beziehungen, der schöpferische, aber auch destruktive Energien freisetzt. Der Austausch ist heute rascher und umfassender geworden, besteht aber schon seit frühesten Zeiten. In vier Forschungsfeldern – Regierungskunst und Verwaltung, Öffentlichkeit und Medien, Gesundheit und Umwelt sowie Geschichte und Kulturerbe – wollen Vertreter aus historischen und gegenwartsbezogenen Europa- und Asienwissenschaften vor allem Erscheinungen untersuchen, die sich zwischen Einzelkulturen, Sprachräumen und Staaten sowie den entsprechenden Fachdisziplinen gebildet haben.

Das Konzept dieses Exzellenzclusters beruht auf einem Einbezug von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus Asien, einer intensiven Nachwuchsförderung, der weiteren Internationalisierung von Forschung

Die Stadt Heidelberg ist stolz auf ihre Universität

und Lehre, flachen Hierarchien und einem neuen Forschungsformat. So sind die erwähnten Forschungsfelder durch ein „Karl-Jaspers-Zentrum für Transkulturelle Forschung“ mit fünf neuen Professuren und sechs Nachwuchsforschergruppen, einem Wissenschaftskolleg, die gemeinsame Entwicklung zweier Datenbanken und einer Graduiertenschule verknüpft. Strukturelle Nachhaltigkeit wird durch eine Gemeinsame Kommission gesichert, die unter anderem neue fächerübergreifende Studiengänge entwickelt. Das Cluster wird Quellen- und Feldforschung mit theoretischen Ansätzen verbinden. Dabei wird bislang vernachlässigtes, etwa audio-visuelles Material einbezogen, um die Überprivilegierung des geschriebenen Wortes zu überwinden. Ziel ist es nicht zuletzt, eine in Deutschland bislang nicht gegebene, aber dringend gebotene Kompetenz in „Global Studies“ zu etablieren.

Drei Graduiertenschulen

Bereits in der Struktur der beiden Exzellenzcluster klingt es an, aber auch im Heidelberger Zukunftskonzept nimmt die Förderung von Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftlern einen zentralen Platz ein – etwa im Zusammenhang von Maßnahmen für eine frühere Selbstständigkeit des wissenschaftlichen Nachwuchses oder zur Verbesserung seiner Karrierechancen, die sich in der Einführung von Nachwuchswissenschaftlergruppen mit der Aussicht auf etatisierte Dauerstellen (Tenure Track Option) auch in den Geisteswissenschaften spiegelt. Im Rahmen der Exzellenzinitiative ging es in der ersten Förderlinie außerdem um den Aufbau von Graduiertenschulen zu einem speziellen Themengebiet, also um groß angelegte Doktorschmieden, in denen der wissenschaftliche Nachwuchs zugleich ein strukturell optimales Umfeld erhalten soll. Heidelberg, das traditionell deutschlandweit als Hochburg der Doktoranden-Ausbildung gilt, konnte auch hier mit der Bewilligung von drei Graduiertenschulen, die jährlich mit rund einer Million Euro gefördert werden, punkten.

Bereits in der ersten Runde des Wettbewerbs erfolgreich war die Heidelberger „Graduate School of Fundamental Physics“ – Koordination: Prof. Dr. Peter Schmelcher –, die längst ihre Arbeit aufgenommen hat (www.fundamental-physics.uni-hd.de). Die Grundlagenforschung in der Physik erlebt derzeit eine Revolution. Vorher thematisch getrennte Gebiete finden zueinander, seitdem deutlich geworden ist, dass die Astronomie und die Physik des Universums, der Elementarteilchen und der komplexen Quantensysteme in ihren Grundlagen und Methoden eng zusammengehören. Diese drei Gebiete sind an der Heidelberger Fakultät für Physik und Astronomie hervorragend vertreten und bereits seit längerer Zeit vielfach miteinander sowie mit den Max-Planck-Instituten für Astronomie und für Kernphysik vor Ort verflochten. Die Nutzbarmachung und Offenlegung der tiefen Verbindungen zwischen Astrophysik, Kosmologie, Teilchenphysik und komplexer Quantenphysik stehen somit auf der Agenda dieser

Die Alte (links) und die Neue Universität in Heidelbergs Altstadt

Graduiertenschule. soll hier Eine neue Physikergeneration wird hier interdisziplinär ausgebildet, die dort thematisch arbeitet, wo scheinbar getrennte Gebiete der Physik aufeinander treffen.

Als eine der größten Physik-Fakultäten Deutschlands genoss die Ruperto Carola bereits vor der Exzellenzinitiative einen hervorragenden Ruf in der Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses in diesem Bereich – viele namhafte Wissenschaftler im In- und Ausland haben zumindest einen Teil ihrer Ausbildung am Neckar erfahren. Die neue Graduiertenschule erlaubt es der Fakultät nun, ein neues Doktorandenprogramm aufzubauen, das die vielfältigen und faszinierenden Verbindungen zwischen der Physik des Allergrößten und des Allerkleinsten behandelt. Durch ihr faszinierendes Thema, ihr modernes und interdisziplinäres Ausbildungsprogramm sowie ihre vielfältigen Möglichkeiten für einen internationalen Austausch wird sie für Studierende aus aller Welt attraktiv sein und der Doktorandenausbildung neue Impulse vermitteln.

Ebenfalls bereits seit längerem ist Heidelberg eine international anerkannte Hochburg im Wissenschaftlichen Rechnen. Die in der zweiten Runde des Exzellenzwettbewerbs bewilligte „Heidelberg Graduate School of Mathematical and Computational Methods for the Sciences“ – Koordination: Prof. Dr. Hans Georg Bock und Prof. Dr. Rolf Rannacher – will dazu beitragen, den dringenden Bedarf an hervorragenden Nachwuchswissenschaftlern in diesem Bereich zu decken (www.mathcomp.uni-heidelberg.de). Das Wissenschaftliche Rechnen, das als dritte Säule neben Experiment und Theorie angesehen wird, hat sich mit seinen zentralen Bereichen Mathematische Modellierung, Simulation und Optimierung zu einer Schlüsseltechnologie für das Verständnis und die Bewältigung wissenschaftlich-technischer Herausforderungen entwickelt. So unterschiedliche Probleme wie der Entwurf effizienter Brennstoffzellen, das Verständnis der Dynamik von Krebs, die optimale Steuerung von Verbundkraftwerken, die Prognose des Pestizidabbaus im Boden oder die Risikoanalyse historischer Bauwerke benötigen für

Rektor Eitel dankt den Wissenschaftlern für ihr Engagement in der Exzellenzinitiative

ihre Lösung massive fachübergreifende Anstrengungen und den Einsatz mathematischer und computergestützter Methoden.

In der jetzt durch die Exzellenzinitiative unterstützten Graduiertenschule wird ein strukturiertes Ausbildungs- und Trainingsprogramm umgesetzt, das die Entwicklung neuer, noch leistungsfähigerer Methoden des Wissenschaftlichen Rechnens fördert, die Methodik in neue wissenschaftliche Gebiete hineinträgt und durch neue Impulse für Forschung und Ausbildung weitere fakultätsübergreifende Forschungsstrukturen an der Universität Heidelberg schafft. Angesiedelt ist die Doktorandenausbildung am Interdisziplinären Zentrum für wissenschaftliches Rechnen (IWR) der Universität Heidelberg.

Komplettiert wird das Feld schließlich durch die „Hartmut Hoffmann-Berling International Graduate School of Molecular and Cellular Biology" – Koordination: Prof. Dr. Michael Lanzer und Prof. Dr. Elmar Schiebel –, die ebenfalls in der zweiten Runde des Exzellenzwettbewerbs den Zuschlag bekam (www.hbigs-heidelberg.de). Sie folgt den rasanten Entwicklungen in den Lebenswissenschaften und den sich daraus ergebenden Möglichkeiten für medizinische und biotechnologische Anwendungen, die gerade junge Menschen motivieren, sich aktiv an der Erforschung biologischer Prozesse zu beteiligen. Die Fakultäten für Biowissenschaften und Medizin, zusammen mit Wissenschaftlern aus der Chemie und Mathematik sowie außeruniversitären Einrichtungen wie dem European Molecular Biology Laboratory (EMBL), dem Max-Planck-Institut für Medizinische Forschung und dem Deutschen Krebsforschungszentrum (DKFZ), werden mit dieser Graduiertenschule neue Strukturen in der Doktorandenausbildung schaffen und somit eine führende Rolle bei der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses einnehmen. Vier Forschungsschwerpunkte wurden definiert: die molekularen Mechanismen in der Zelle, die Infektionsforschung, die Biotechnologie und schließlich die Zelldifferenzierung mit den Prozessen, die zur Krebsentstehung führen.

Benannt ist die Schule nach Hartmut Hoffmann-Berling. Er hat wesentlich dazu beigetragen, die molekulare Biologie in Heidelberg einzuführen und hat früh erkannt, dass diese Fachrichtung einmal das Zukunftsforschungsgebiet der Biowissenschaften und der Medizin sein wird. Die Graduiertenschule arbeitet zudem eng mit dem oben beschriebenen Exzellenzcluster „Cellular Networks" zusammen. Doktoranden der Schule werden an Projekten des Forschungsverbundes beteiligt. Durch diese Konstellation wird die herausgehobene Stellung der Heidelberger Lebenswissenschaften einmal mehr bestätigt.

Zusammenfassung und Ausblick

Der Ausgang der Exzellenzinitiative von Bund und Ländern hat bisher vorhandene Schwerpunkte der Ruprecht-Karls-Universität in einigen Fachbereichen – etwa in den Lebenswissenschaften, der Physik oder den Südasien-Studien – durch eine zusätzliche Förderung gestärkt und zugleich die Volluniversität, die im Zukunftskonzept mit neuen und innovativen Ideen weiterentwickelt wurde, als konstitutives Profil der Ruperto Carola bestätigt. Nun muss gezeigt werden, dass die Universität Heidelberg die Fördergelder auch verdient und sie verantwortungsbewusst und erfolgreich einsetzen kann. Die finanzielle Förderung erstreckt sich dabei zunächst auf einen Zeitraum von fünf Jahren. Detaillierte Konzepte für die Nachhaltigkeit der jetzt durch den Wettbewerb angestoßenen Forschungsimpulse müssen von den politischen Entscheidungsträgern allerdings noch entwickelt werden, das bedeutet auch, dass die Anschlussfinanzierung

eine wichtige Frage ist, die noch geklärt werden muss.

Natürlich bedeutet der Erfolg in der Exzellenzinitiative auch für die Stadt Heidelberg und die Metropolregion Rhein-Neckar einen enormen Imagegewinn. Gerade in der Öffentlichkeit wurde der Erfolg in der dritten Säule des Wettbewerbs – also die Förderung des Zukunftskonzepts – gleichgesetzt mit dem Gewinn des inoffiziellen Titels „Eliteuniversität". Für die Region, die man auch bisher schon als exzellenten Wissenschaftsstandort charakterisieren konnte, bedeutet das zweifellos einen weiteren Schub. Sie wird damit auch im internationalen Maßstab weiter an Reputation und Gewicht gewinnen. Und nicht zu unterschätzen sind zugleich positive Effekte in ökonomischer und kultureller Hinsicht. Denn da ein großer Teil der Gelder in die Schaffung zusätzlicher Stellen fließen wird, darf die Stadt und ihr Umland demnächst zahlreiche Wissenschaftler aus aller Welt als neue Bürger begrüßen.

Abschließend sei noch einmal daran erinnert, dass die Exzellenzinitiative von Bund und Ländern in den Jahren 2006 und 2007 ausdrücklich der Förderung von Spitzenforschung diente. Die Lehre als fester Bestandteil der Universitäten abseits der Doktorandenausbildung wurde nicht berücksichtigt. In Heidelberg waren und sind aber stets Forschung und Lehre eng miteinander verbunden, was erwarten lässt, dass die neuen Forschungsaktivitäten auch eine intensive Ausbildung in den grundständigen Studiengängen anstreben wird. Insbesondere die Studierenden erwarten mit Recht angesichts der nun im großen Maßstab erfolgten Forschungsförderung und im Zusammenhang mit den 2007 eingeführten Studiengebühren nun auch positive Effekte für die universitäre Ausbildung. Überlegungen, wie man hier vorankommen kann, gibt es bereits. Die Hochschulrektorenkonferenz (HRK) etwa hat eine Art Exzellenzinitiative für den Bereich Lehre angeregt. Keine Frage, auch einem solchen Wettbewerb würde sich die Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg mit großem Ehrgeiz stellen.

Übersicht über die erfolgreichen Projekte in der Exzellenzinitiative von Bund und Ländern

1) Graduiertenschulen

„Graduate School of Fundamental Physics"; Koordination: Prof. Dr. Peter Schmelcher (www.fundamental-physics.uni-hd.de)

„Heidelberg Graduate School of Mathematical and Computational Methods for the Sciences"; Koordination: Prof. Dr. Hans Georg Bock, Prof. Dr. Rolf Rannacher (www.mathcomp.uni-heidelberg.de)

„Hartmut Hoffmann-Berling International Graduate School of Molecular and Cellular Biology"; Koordination: Prof. Dr. Michael Lanzer und Prof. Dr. Elmar Schiebel (www.hbigs-heidelberg.de)

2) Exzellencluster

„Cellular Networks"; Koordination: Prof. Dr. Hans-Georg Kräusslich (www.cellnetworks.uni-hd.de)

„Asia and Europe in a Global Context: Shifting Asymmetries in Cultural Flows"; Koordination: Prof. Dr. Axel Michaels, Prof. Dr. Madeleine Herren-Oesch, Prof. Dr. Rudolf G. Wagner (www.vjc.uni-hd.de)

3) Zukunftskonzept

„Heidelberg: Realising the Potential of a Comprehensive University"; erarbeitet von einer international und interdisziplinär zusammengesetzten AG Zukunft unter Einschluss interner wie externer Experten, Koordination: Rektorat der Ruprecht-Karls Universität Heidelberg (www.uni-heidelberg.de/exzellenz/)

Anschrift des Autors:
Dr. Oliver Fink
Pressestelle der Universität Heidelberg
Grabengasse 1
69117 Heidelberg

Wolfgang Jäger

An ihrer Exzellenz wird sie gemessen

Die Albert-Ludwigs-Universität Freiburg gehört zu den vier Exzellenz-Universitäten des Landes Baden-Württemberg

Im Oktober 2007 bekam die Albert-Ludwigs-Universität es schwarz auf weiß bestätigt. Sie darf sich Exzellenz-Universität nennen. Aus dem bundesweiten Wettbewerb ging sie erfolgreich hervor und gehört seitdem zum Kreis der neun bundesweit anerkannten „Exzellenzen". Dass allein vier davon im badischen Landesteil von Baden-Württemberg liegen, lenkte die Blicke der Medien einmal mehr in den Südwesten des Landes.

Was bedeutet die Auszeichnung für die Universität Freiburg? Zunächst einmal viel Geld für die nächsten fünf Jahre, das die Universität in die Forschung investieren kann. Insgesamt rund 100 Millionen Euro für eine Graduiertenschule, ein Exzellenzcluster und das Zukunftskonzept. Nicht weniger wichtig ist das internationale Renommee, das die Universität gewinnt. Mancher Wissenschaftler mit internationaler Reputation, viele begabte und förderungswürdige Studierende werden sich, wenn sie die Wahl haben, für die Universität Freiburg entscheiden, für eine Universität mit exzellentem Ruf. Voraussetzung für die Aufnahme in das Forschungsförderprogramm des Bundes und der Länder war die erfolgreiche Bewerbung in allen drei Förderlinien der Exzellenzinitiative. Mit ihrem Zukunftskonzept überzeugte die Universität schon in der ersten Runde die Juroren, aber leider setzte sich das Exzellencluster nicht durch. Beim zweiten Anlauf war die Universität in allen Förderlinien erfolgreich und präsentierte mit dem „Zentrum für Biologische Signalstudien", kurz „bioss" genannt, ein neues Exzellencluster. Im November feierte die Spemann Graduiertenschule bereits ihren ersten Geburtstag zusammen mit dem Einzug in das ehemalige Wohnhaus des Nobelpreisträgers Hans Spemann in der Albertstraße mitten im Institutsviertel der Universität.

Exzellent von Beginn an

Dass aus der kleinen katholischen Universität, die Großherzog Ludwig von Baden zu Beginn des 19. Jahrhunderts von den Habsburgern übernahm, einmal etwas Großes und Bedeutsames werden würde, dafür gab es schon früh deutliche Anzeichen. Viele Wissenschaftler der Universität schrieben Geschichte wie der Kartograph Martin Waldseemüller, der zu Beginn des 16. Jahrhunderts dem Kontinent Amerika seinen Namen gab. Weitere Glanzlichter sind eine stattliche Reihe von Nobelpreisträgern, die an der Universität lehrten und wie Georges Köhler oder Hermann Staudinger bahnbrechende Entdeckungen auf den Gebieten der Molekularbiologie und Medizin oder Chemie machten sowie zahlreiche Leibniz-Preisträger. Letztere erhielten für ihre Forschungen den höchstdotierten und damit begehrtesten deutschen Forschungspreis. Ende 2007 wurde zum ersten Mal an der Universität Freiburg eine Frau mit dem Leibniz-Forschungspreis und damit 2,5 Millionen Euro Forschungsgelder ausgezeichnet. Die Professorin Susanne Albers hat in den vergangenen 15 Jahren in der Informatik die Forschung zu effizienten Algorithmen, das heißt Handlungsvorgaben unter anderem für Computer, mitgeprägt. In Deutschland gilt sie als Expertin und ist auch international als eine der führenden Wissenschaftlerinnen auf diesem Feld anerkannt. Die von Susanne Albers entwickelten Modelle leisten einen fundamentalen Beitrag zur Grundlagenforschung, ihre Ergebnisse haben aber auch eine große Be-

deutung für die Anwendung in Laptops und Mobiltelefonen. Seit 2001 hat sie den Lehrstuhl für Informations- und Kodierungstheorie an der Universität Freiburg inne. Susanne Albers steht damit in einer besonderen Tradition der Universität Freiburg, die als erste deutsche Universität vor über hundert Jahren Frauen als Studierende in ihre Reihen aufnahm.

Was bedeutet Exzellenz heute?

Bevor der Begriff zur Marke wurde und als Bringschuld der Politik gegenüber den unterfinanzierten Universitäten gehandelt wurde, präsentierte sich exzellente Forschung ganz traditionell durch Veröffentlichungen in den Publikationsorganen der „scientific community“, durch das Einheimsen von Preisen für die wissenschaftliche Leistung der Lehrenden und Studierenden sowie durch die Förderung von Projekten durch den Staat und die von ihm getragenen Wissenschaftsorganisationen wie zum Beispiel die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG). Zeichen eines exzellenten Rufes sind auch die Namen großer Forscher, die sich ihrer Universität verbunden fühlen und gemeinsam mit ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern die Wissenschaft voranbringen. Motor der Forschung ist an der Universität Freiburg darüber hinaus die vom Rektorat geförderte Zentrenbildung. Die Zeiten, in denen einzelne Forscher und Arbeitsbereiche in ihren eigenen vier Wänden bleiben, gehören an der Universität Freiburg schon seit einigen Jahren der Vergangenheit an. Das Stichwort heißt Interdisziplinarität und somit Wissens- und Arbeitsaustausch über die engen Fächergrenzen hinweg.

Mit der Idee der „Neuen Universitas“ verbindet sich die Vorstellung gegenseitiger Information und Zusammenarbeit. Ein Beispiel ist das neue Exzellencluster „bioss“, das in seine Arbeit sieben Fakultäten, darunter die Fakultäten für Philosophie und Theologie, das Max-Planck-Institut für Immunbiologie und das Fraunhofer Institut für Physikalische Messtechnik einbezieht. Nicht nur in den naturwissenschaftlichen Disziplinen, auch in den Geisteswissenschaften drückt sich exzellente Wissenschaft in Disziplinen übergreifenden

Arbeit im Labor Foto: Bender

Forschungsverbünden aus. Das im Sommer 2006 gestartete, von der Deutschen Forschungsgemeinschaft unterstützte Graduiertenkolleg „Freunde, Gönner, Getreue. Praxis und Semantik von Freundschaft und Patronage in historischer, anthropologischer und kulturvergleichender Perspektive“ untersucht über den Verwandtschaftskontext hinausgehende Nahbeziehungen in unterschiedlichen Zeiten und Kulturen. An dem Kolleg beteiligt sind die Disziplinen Geschichte, Soziologie, Philosophie, Ethnologie und Politikwissenschaft. Im Zukunftskonzept der Universität sind die Geisteswissenschaften mit den Naturwissenschaften und der Medizin gleichwertig vertreten.

Wunschhochschule der Studierenden

Zeichen der neuen Wege, die die Universität geht, sind unter anderem die intensive Verbundenheit mit der Stadt Freiburg, deren Bürgerinnen und Bürger die Universität zunehmend als „ihre“ Universität und die Erfolge als Qualitätsmerkmal der eigenen Stadt wahrnehmen. Ob beim Wettbewerb um den Titel „Stadt der Wissenschaft“ oder auf der Wissenschaftsmeile der Universität im Jubiläumsjahr mit fast hunderttausend Besuchern: Die Universität und die Bürger der Stadt Freiburg sind in vielen Bereichen ein „Dream Team“. Die Universität sucht auch neue Zugänge zu den Bedürfnissen und Wünschen der Studierenden. Als erste deutsche Universität hat die Albert-Ludwigs-Universität in einer Online-Umfrage ihre Studierenden zu den Studien-

Eingang Kollegiengebäude I Foto: Ehret

bedingungen an der Universität Freiburg befragt. Auf die Frage „Studieren Sie an Ihrer Wunschhochschule?“ antworteten 96 Prozent der Befragten mit „Ja“. Ausschlaggebend für die Wahl des Studienortes waren laut Studie unter anderem die gute Position der Universität bei den Hochschulrankings, die zahlreichen Partneruniversitäten, die Interdisziplinarität der Fächer und ihre möglichen Fächerkombinationen, das einfache Bewerbungsverfahren oder die gute Lebensqualität in der Region Freiburg. Mehr als 80 Prozent zeigten sich von der Qualität ihres Faches überzeugt. Für die Verantwortlichen der Studie und die Universität ist das ein schönes Ergebnis, das auch kritische Anmerkungen zu manchen Studienbedingungen gut aushalten kann.

Mit einigen Einrichtungen vollbrachte die Universität Freiburg Pionierleistungen und stellte schon frühzeitig ihre Exzellenz unter Beweis. Dazu gehört das Uniseum als das erste Museum, mit dem eine deutsche Universität ihre gesamte universitäre Forschungsgeschichte durch die Jahrhunderte aufarbeitete und präsentierte. Als wiederum erste deutsche Universität gründete Freiburg einen Alumni-Verein, um die Verbindung zwischen den ehemaligen Studierenden aller Generationen, Nationalitäten und Fakultäten und ihrer Alma Mater aufrecht zu halten. Inzwischen bestehen internationale Clubs in Argentinien, Brasilien, China, Costa Rica, Japan, Kamerun, Korea, Taiwan und in der Türkei. Und auch in Deutschland wurden bereits mehrere Clubs gegründet, so in Berlin, Freiburg, Karlsruhe, München, Hamburg, im Rheinland und im Rhein-Main-Gebiet. Die Clubprogramme umfassen wissenschaftliche Vorträge Freiburger Professorinnen und Professoren, Stammtische sowie gemeinsame Besuche von Ausstellungen, Konzerten und Theateraufführungen. Zum internationalen und überregionalen Austausch trägt darüber hinaus die Mitgliedschaft in der Europäischen Konföderation der Oberrheinischen Universitäten (EUCOR) bei. Länder übergreifende Exzellenz zeigt sich in trinationalen Studiengangangeboten für die Studierenden. Ein Studierender der Biotechnologie oder der

Innenhof der Universität Foto: Spiegelhalter

Jurisprudenz kann zugleich in Straßburg, Freiburg oder Basel studieren, dort die Bibliotheken nutzen, Seminare und Vorlesungen besuchen oder das jeweilige Essen der Mensen testen.

Das Land Baden-Württemberg hat es in den vergangenen Jahren dem Rektorat ermöglicht, äußerst erfolgreich die Infrastruktur für die Zwecke von Forschung und Lehre zu verbessern und neue Gebäude für die wachsenden Aufgaben der Universität bereit zu stellen. Das begann mit dem gewaltigen Komplex der neuen Fakultät für Angewandte Wissenschaften auf dem Areal des ehemaligen französischen Flugplatzes, setzte sich fort mit der Grundsanierung und Modernisierung von Hörsälen sowie der Sanierung großer Teile des Kollegiengebäudes I. Die Neubauten für das Zentrum für Biochemie- und Molekulare Zellforschung, das Zentrum für Biosystemanalyse sowie die Sanierung des Hauptgebäudes der Biologie II und III schaffen wichtige Voraussetzungen für die Exzellenzinitiative.

„Corporate Identity“ an der Universität

Hervorragende Forschungsergebnisse alleine sind nicht unbedingt ein Garant für Exzellenz. Das Jubiläumsjahr zeigte wie kein anderes Ereignis: Wenn sich die Mitglieder der Universität einer übergreifenden „Corporate Identity“ verpflichtet fühlen und alle für ein Ziel arbeiten, lässt sich vieles bewegen. Das gilt sowohl für das Jubiläumsjahr als auch für die Exzellenzinitiative. Mehr als dreihundert Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter engagierten sich bei der Exzellenzinitiative und sorgten mit ihrem oft in die Nacht reichenden Einsatz für den Erfolg. Selten zuvor bildete sich ein solcher Teamgeist heraus und riss alle mit. Viele haben noch das Bild sich freuender Menschen vor Augen, als vor den Mitarbeitern im Senatssaal des Rektorats das Ergebnis der Jurorensitzung verkündet wurde und der Jubel losbrach. Besonders freuten sich die Initiatoren der bewilligten Projekte. Wissenschaftler der Universität Freiburg forschen seit langem in

Lehrgebäude Angewandte Wissenschaften Foto: Buhl

einem Sonderforschungsbereich auf dem Gebiet der biologischen Signalweiterleitung im menschlichen Körper. Mit dem jetzt genehmigten Exzellenzcluster „bioss“ haben sich die Voraussetzungen für den wissenschaftlichen Erfolg dieser Forschung enorm verbessert. Viele menschliche Erkrankungen werden durch defekte oder deregulierte zelluläre Signalwege hervorgerufen. Das bessere Verständnis der Prozesse ist ein wesentlicher Beitrag zum medizinischen Fortschritt. In dem neuen, international ausgerichteten Forschungsinstitut wird eine neue Generation von Bioingenieuren ausgebildet, die erforschen, wie alle wichtigen Lebensvorgänge in und zwischen Zellen über biologische Signale gesteuert werden. Über die Regulation dieser biologischen komplexen Verarbeitung ist immer noch wenig bekannt. „Bioss“ wird wichtige Impulse für die weitere Erforschung geben. Die „bioss“-Wissenschaftler arbeiten mit dem Ziel, neben modernen analytischen Verfahren neue synthetische Methoden zum Studium komplexer Lebensvorgänge anzuwenden. Biologen und Ingenieurwissenschaftler entwickeln darüber hinaus neue Maschinen und Methoden zur Analyse. Daraus soll sich ein tieferes Verständnis für molekulare Prozesse während der Signalverarbeitung entwickeln.

Bereicherung der Lehre

Mit ihrem Zukunftskonzept „Windows for Research“ der dritten Förderlinie verfolgt die Universität Freiburg mehrere Ziele. Durch die Kommunikation zwischen den Disziplinen soll der „Neuen Universitas“ als Vernetzung zwischen den einzelnen Fächern noch mehr Geltung verschafft werden. Für eine innovative Universität im 21. Jahrhundert ist es wichtig, ihre „innere Internationalisierung“ deutlich voran zu bringen. Eine internationale Lehr- und Forschungsgemeinschaft sowie Leistungs- und Qualitätsmessung im internationalen Vergleich sind wichtige Bausteine auf diesem Weg. Mittelpunkt des Konzeptes ist das „Freiburg Institute for Advanced Studies“ (FRIAS), das mit den Sektionen Sprach- und Literaturwissenschaft, Geschichtswissenschaft, Lebenswissenschaften und Materialforschung als herausragende „Leuchttürme der Wissenschaft“ vier Forschungsgebiete präsentiert. Mit einem Forschergruppen-Programm zur Förderung von Nachwuchsforschern in der Postdoktorandenphase werden weitere Fächerverbünde gestärkt. Die Universität hat bereits begonnen, hervorragende Wissenschaftler in das FRIAS zu berufen und geeignete Räume zur Verfügung zu stellen.

Die Universität will für ihre eigenen Wissenschaftler und ihren eigenen wissenschaftlichen Nachwuchs vor Ort Forschungsfreiräume schaffen. Die Freiburger Forscher sollen ihre Kreativität vor Ort entfalten und sich auf ihre Forschungsarbeit konzentrieren können. Jeder freigestellte Professor wird jedoch auch weiterhin einige Stunden in der Lehre tätig sein. Vor allem aber wird er in der Lehre zusätzlich vertreten durch Nachwuchswissenschaftler. Die Exzellenzinitiative sorgt also für eine Bereicherung der Lehre, denn das Ziel muss auch die Exzellenz in der Lehre sein. Die Universität forciert darüber hinaus den Ausbau der bereits bestehenden „Internationalen Graduiertenakademie Freiburg“ und fördert damit auch den wissenschaftlichen Nachwuchs in der Promotionsphase. Schließlich wird zurzeit ein zentrales „Science Support Centre“ aufgebaut. Seine Aufgabe ist es, die Wissenschaftler von übermäßiger Bürokratie zu entlasten und sie bei der Beantragung und Abwicklung von Drittmittelprojekten professionell zu unterstützen.

Als weiteres Standbein der Exzellenzinitiative feierte die „Spemann Graduiertenschule für Biologie und Medizin“ (SGBM) im November in ihrem neuen Institutsgebäude ihr einjähriges Bestehen. Die Villa aus der Gründer-

Mikroskopie in der Materialforschung Foto: Spiegelhalter

zeit, einst Wohnhaus des Nobelpreisträgers Spemann, beherbergt jetzt Seminarräume und Arbeitsplätze für Doktoranden der Graduiertenschule, die zugleich Mitglied der Internationalen Graduiertenakademie ist. Hier finden Promovierende ein außergewöhnlich gut strukturiertes und fruchtbares Umfeld, um sich einem größeren Forschungszusammenhang zu widmen. Inzwischen forschen bereits rund 40 Doktoranden an der SGBM, die von insgesamt 60 Top-Wissenschaftlern betreut werden. Die Schule hat das Ziel ausgegeben, über die nächsten fünf Jahre 100 deutsche und ausländische Doktoranden zu gewinnen, die sich in Freiburg hauptsächlich ihrer Doktorarbeit widmen, aber auch „Soft Skills“ wie wissenschaftliches Schreiben oder Präsentationstechniken erwerben sollen. Forschungsgebiete der Nachwuchswissenschaftler sind Proteinbiochemie, Entwicklungsbiologie, Molekularmedizin, Immunologie, Virologie, Neurowissenschaften und Molekularbiologie der Pflanzen. Großen Wert legt die Schule darauf, dass die Studierenden im Labor in neuen Technologien geschult werden. Das Haus der SGBM wurde für die Neueinrichtung der Graduiertenschule von Grund auf renoviert. Es befindet sich in unmittelbarer Nähe zu dem Ort, wo Namensgeber Hans Spemann als erster Forscher in Gewebeproben von Molchen den Organisator entdeckte, der Lebewesen ihre Form gibt. Dafür bekam der Entwicklungsbiologe 1935 den Nobelpreis für Medizin.

Heute wie damals bestimmt der Wille, neue Wege zu gehen, neue Forschungen zu initiieren und nicht bei dem Erreichten stehen zu bleiben, das Leitbild der Universität. Nicht von ungefähr ist sie als eine der wenigen Universitäten in einer Top-Position bei der Einführung neuer Medien. Aktuelle Informations- und Kommunikationstechnologien haben Studium, Verwaltung und Forschung nachhaltig verändert. So genanntes E-Learning mit dem Aufzeichnen von Vorlesungen und deren Wiedergabe zu jeder gewünschten Zeit und an jedem möglichen Ort, wie es in der Informatik schon lange üblich ist, verändert den klassischen Vorlesungsbetrieb und öffnet die Bereitschaft für neue online präsentierte Lern- und Lehrformen. Gerade in ihrer Bereitschaft, neue Wege zu gehen und sich neuen medialen Techniken zu öffnen, zeigt die Universität ihre ausgezeichnete Verfassung, die sie auf kommende Herausforderungen in einer global immer enger vernetzten Welt gut vorbereitet.

Der Erfolg in der Exzellenzinitiative hat zwar die hohe Qualität der Universität Freiburg unter Beweis gestellt, ist aber nur ein Zwischenschritt in einem immer schärfer werdenden internationalen Wettbewerb. Es gilt, in der nächsten Runde der Exzellenzinitiative die Qualität nicht nur zu halten, sondern sie weiter deutlich zu steigern. Nur dann erobert die Universität Freiburg einen vorderen Platz unter den Spitzenuniversitäten der Welt.

Anschrift des Autors:
Prof. Dr. Dr. h.c. mult.
Wolfgang Jäger
Albert-Ludwigs-
Universität Freiburg
Seminar für
Wissenschaftliche Politik
Rempartstraße 15
79085 Freiburg

Gerhart v. Graevenitz

Von Anfang an die Stärken nutzen

Neue Horizonte für die Exzellenz-Universität Konstanz

Mit der Auszeichnung zur Exzellenzuniversität haben sich für die Universität Konstanz vollkommen neue Horizonte eröffnet: Sie wird zu einem der attraktivsten Zentren für junge Spitzenforscherinnen und Spitzenforscher in Deutschland, aber auch auf internationaler Ebene. Von Anfang an hat sie ihre Stärken genutzt, um sich in diesem Wettbewerb erfolgreich zu behaupten. Jung an Jahren, lebendig und höchst aktiv – genau diese Faktoren waren die richtigen, um erfolgreich am Ziel anzukommen und sich im bundesweiten Wettbewerb der Exzellenzinitiative zu behaupten.

Das Zukunftskonzept der Universität „Modell Konstanz – towards a culture of creativity“ wurde vom Gutachtergremium positiv beurteilt, gleiches gilt für die Graduiertenschule „Chemische Biologie“ und das Exzellenzcluster „Kulturelle Grundlagen von Integration“. Damit hat die Universität sowohl in den naturwissenschaftlichen als auch in den geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen die Spitzenklasse erreicht. Die konkrete Umsetzung der Pläne für eine Exzellenzuniversität läuft auf Hochtouren, eingeschlossen die Bau- und Umbauprojekte. Mit Erfolg: Das Richtfest für das neue Gebäude für das Exzellenzcluster wurde noch im Dezember 2007 gefeiert, 70 neue Arbeitsplätze warten auf neue Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

Luftbild Universität Konstanz Foto: Ralf Metzger

Ideale Voraussetzungen

Ihre Zukunft als Exzellenzuniversität muss die Universität Konstanz nicht mühsam aus dem Boden stampfen oder am leeren Tisch konstruieren. Sie kann an Bewährtes und Erfolgreiches anknüpfen: Die Universität Konstanz wurde 1966 gegründet. Sie liegt im Dreiländereck Deutschland-Österreich-Schweiz in einer der schönsten Landschaften Deutschlands. In nahezu allen mathematisch-naturwissenschaftlichen, geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächern bietet die Universität ihren rund 9000 Studierenden – dem internationalen Standard folgend – Bachelor- und Masterabschlüsse an. Interdisziplinarität ist kein bloßes Schlagwort, sondern gelebte Praxis. Die Wege an der Campusuniversität Konstanz sind kurz, sowohl zwischen den Räumlichkeiten als auch zwischen den Personen, weshalb die alte Humboldtsche Forderung, Forschung und Lehre zu verbinden, schon durch die räumlichen Verhältnisse beste Voraussetzungen hat. Die überschaubare Größe ermöglicht flache Hierarchien für 1009 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im wissenschaftlichen Bereich, darunter 173 Professorinnen und Professoren. Alle Altersstufen können am Forschungs- und Lehrgeschehen gleichberechtigt teilnehmen. Es gibt Kompetenzunterschiede, aber grundsätzlich rangiert der wissenschaftliche Beitrag vor Statusfragen. 180 ERASMUS-Programme, 29 spezielle Programme für den Studierendenaustausch mit außereuropäischen Hochschulen, 33 Partnerschaften auf Fachbereichsebene und 29 Direktpartnerschaften sorgen für ein weltweites Netzwerk der Universität.

Spatenstich neues Gebäude

Glasdach Eingangsbereich

Nicht zuletzt haben die universitären Erfolge in der Forschung überzeugt: Schließlich hat die Universität Konstanz ihr reformatorisches Selbstverständnis als Modelluniversität bewahrt, indem sie immer eigene neue Ansätze erprobt hat. Die bundesweit installierten Graduiertenkollegs zum Beispiel gehen auf eine Initiative aus Konstanz zurück. Vier Sonderforschungsbereiche, fünf Forschergruppen, vier Graduiertenkollegs und sieben Forschungszentren sprechen ihre eigene Sprache. Bundesweite Rankings von CHE, Humboldt-Stiftung oder DFG bescheinigen der Universität Spitzenleistungen. Im neuesten CHE-ExcellenceRanking, das im Dezember 2007 erschienen ist, wird die Universität Konstanz als eine „der Topadressen für den Forschernachwuchs“ genannt. Mit dem „CHE Ranking of Excellent European Graduate Programmes in Natural Sciences“ – kurz ExcellenceRanking – gibt das CHE erstmals eine Orientierungshilfe für Absolventinnen und Absolventen, die sich in Masterstudiengängen oder Promotionsprogrammen europaweit weiterqualifizieren wollen.

Kultur der Kreativität

Wichtiger Leitsatz für die zukünftigen Pläne der Exzellenzuniversität Konstanz wird

eine „Kultur der Kreativität“ sein. Damit ist ein Freiraum gemeint, der die Kommunikation und Kooperation zwischen den wissenschaftlichen Disziplinen, Generationen, Geschlechtern, Kulturen und Nationalitäten ermöglicht. Mut zur Veränderung und zum Querdenken wird ein wichtiger Motor sein. „Zellen der Kreativität“ haben dabei die Aufgabe, solche Kommunikationsräume zu erschließen. Sie sind als flexible, temporäre Einrichtungen gedacht, zum Beispiel in Form der Konstanzer Forschungszentren, in denen die Kompetenz des einzelnen durch Kooperation im Team oder mit anderen Arbeitsgruppen Unterstützung erfährt. Sie sind Keimzellen für innovative Forschungskonzepte zwischen verschiedenen Disziplinen, aus denen dann Drittmitteleinrichtungen werden sollen.

Die Größe dieser Zellen wird so übersichtlich sein, dass sich die individuelle Kompetenz uneingeschränkt ausleben kann. Ein Freiraum wird geschaffen, in dem Forschung ungehindert von anderen Aufgaben stattfinden kann. Diese Zellen der Kreativität sollen möglichst flexibel auf den Zweck, dem sie dienen, ausgerichtet sein. Sie haben keine feststehende Form.

Das Zukunftskolleg: Einzigartige Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses

Herzstück des Zukunftskonzeptes ist die Entwicklung des Zukunftskollegs aus dem ehemaligen Zentrum für den wissenschaftlichen Nachwuchs (ZWN). Das Zukunftskolleg unterstützt als in Deutschland einzigartige Einrichtung Postdoktorandinnen und Postdoktoranden auf ihrem Weg. Zu den Mitgliedern gehören Nachwuchsgruppenleiter, Juniorprofessoren, Heisenberg-Stipendiaten ebenso wie Inhaber einer Lichtenberg-Professur der VolkswagenStiftung. Nicht immer ist die Wegstrecke für junge Nachwuchswissenschaftler einfach. Gelder einwerben, Know-how sammeln, international agieren, sich als junger Nachwuchswissenschaftler etablieren – und zwar nicht allein in Deutschland, sondern auch auf dem glatten internationalen Parkett –, alles kann zum Fallstrick werden, der mit noch wenig Erfahrung nur schwer in Eigenregie wieder zu entwirren ist.

Zukunftskolleg

Das Zukunftskolleg hilft in genau solchen Situationen sehr gezielt: Seinen derzeit 24 Vollmitgliedern und einigen weiteren assoziierten Mitgliedern bietet es institutionellen Rückhalt und einen Ort der Begegnung. Hinzu kommt die Bereitstellung von administrativen Infrastrukturen, finanzielle Hilfe für Personal- und Sachmittel und die logistische Unterstützung bei der Organisation von Workshops und Sommerschulen.

Das entlastet und macht den Weg frei für exzellente Forschung. Im Zukunftskolleg sitzen Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler aus den verschiedensten Fachbereichen am runden Tisch zusammen. Zusätzlich zur Austauschmöglichkeit steht auch das Thema „Coaching“ auf der Agenda des Zentrums. Immer wieder werden Vorträge und Workshops für die ZWN-Mitglieder angeboten, die ganz gezielt Tipps und Ratschläge zur persönlichen Karriereplanung bieten.

Wer Mitglied im ZWN werden möchte, darf nicht mit leeren Händen kommen. Jedes Mitglied hat bereits vor der Aufnahme erfolgreich Drittmittel eingeworben – ohnehin eine Spezialität der Konstanzer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die mit ihren extrem hohen Drittmitteleinwerbungen pro Kopf zu den Besten des Landes gehören. Rund 32 Millionen Euro Drittmitteleinnahmen konnte die Universität zum Beispiel im Jahr 2007 verbuchen.

Das Zukunftskolleg soll noch eindeutiger als das Zentrum für den wissenschaftlichen Nachwuchs ein „Institute for Advanced Stu-

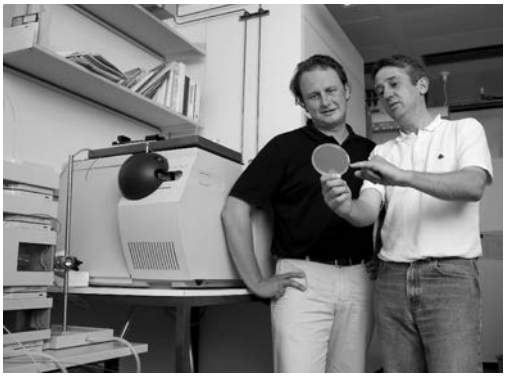
dies“ für Postdoktoranden sein. Es soll jungen promovierten Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftlern eine unterstützende Umgebung für ihre Forschung und ihre Qualifizierungsaufgaben bieten.

Das neue Zukunftskolleg knüpft mit seinen ZWN-Wurzeln an den reichen ZWN-Erfahrungsschatz der letzten Jahre an. Das Prinzip heißt: neue Pläne, aber auf der bewährten Basis. Im Rahmen dieser Devise wird das Prinzip „Mentoring“ ausgebaut und verstärkt. Hier unterstützen Senior Fellows die Junior Fellows und begleiten als Berater bzw. Mentoren die jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Ausgesucht werden die Mentoren im ZWN von den Wissenschaftlern selbst. Die Selbständigkeit der jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler steht oben an und nicht eine von oben verordnete. Neu ist auch die gezielte Anwerbung junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die zu den Exzellenzprojekten passen.

Die Graduiertenschule: Chemische Biologie

Die Konstanzer Graduiertenschule „Chemische Biologie“ ist eine Konsequenz aus bereits an der Universität Konstanz Vorhandenem: dem Bachelor/Master-Studiengang Life Science, für den die Fachbereiche Chemie und Biologie bundesweite Anerkennung erhielten. Doch nicht nur Life Science-Absolventen sind im Doktorandenprogramm willkommen. Auch Bewerber mit einem Biologie- und Chemieabschluss sind angesprochen. Auf zwei Dinge kommt es an: dass das Thema der Dissertation interdisziplinär ist und dass der Bewerber zu den Top-Absolventen seines Fachs gehört.

Neben der Biologie und Chemie ist auch der Fachbereich Informatik und Informationswissenschaft an der Graduiertenschule beteiligt. In der Graduiertenschule geht es um nicht weniger als das Wissen, was physiologischen Prozessen auf molekularer Ebene zugrunde liegt. Dabei spielen die Proteine als Makromoleküle und Grundbausteine der Zelle eine entscheidende Rolle. Sie verleihen der Zelle nicht nur Struktur, sondern sind die molekularen Maschinen, die für nahezu alle Prozesse



Prof. Dr. Andreas Marx und Prof. Dr. Martin Scheffner, Graduiertenschule

des Lebens verantwortlich sind. Die Proteine sollen umfassend charakterisiert und in ihrem molekularen und systemischen Wechselspiel bestimmt werden.

Dass diese faszinierende und technisch herausfordernde Aufgabe nur über die Grenzen der traditionellen Disziplinen hinweg zu meistern ist, gehört zu den grundsätzlichen Erkenntnissen der beteiligten Konstanzer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Neue Denkansätze und Methoden zwischen Biologie und Chemie sind ein wichtiger Schüssel für die neue Graduiertenschule. Das Besondere an der Graduiertenschule ist: Es gibt keine übergeordnete Fragestellung. Der thematische Zusammenhang wird allein durch die Doktorarbeiten hergestellt. Bei der Auswahl der Doktoranden, die ein „Executive Board“ vornimmt, findet deshalb auch das Thema der Dissertationen große Beachtung.

Das Exzellenzcluster: Kulturelle Grundlagen von Integration

Der Exzellenzcluster „Kulturelle Grundlagen von Integration“ wird von Wissenschaftlern aus den Fachbereichen Geschichte und Soziologie, Literaturwissenschaft, Philosophie, Politik- und Verwaltungswissenschaft und Rechtswissenschaften getragen. Als externe Kooperationspartner sind Wissenschaftler von den Universitäten Tübingen und St. Gallen sowie von der ETH Zürich beteiligt. Grundlagen- und theorieorientierte Forschungen in

den Geistes- und Sozialwissenschaften werden zusammengeführt. Zum einen sollen in den beteiligten Projekten und Verbünden Prozesse sozialer Integration und Desintegration von der Ebene der Individuen und Gruppen bis hin zu supranationalen und globalen Gebilden untersucht werden. Konstitutiv dafür ist ein historischer Rahmen, der den Gesamtzeitraum seit der Antike umfasst. Aktuellen Entwicklungen – europäische Integration, Weltgesellschaft, Migrantenströme, „failing states" – wird besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Zum zweiten soll in diesen durch ein gemeinsames Forschungsfeld gesetzten transdisziplinären Rahmen an einer Theorie der Kultur gearbeitet werden, die das Kulturelle als eine unhintergehbare Voraussetzung des Sozialen begreift. Dies schließt einen wissensgeschichtlichen Arbeitsschwerpunkt ein.

Für das Cluster „Kulturelle Grundlagen von Integration" hat die Universität Konstanz ein neues Gebäude errichten lassen. Das Richtfest fand Ende des Jahres 2007 statt – nach nur sechs Monaten Bauzeit unter der Federführung des Landesbetriebs Vermögen und Bau Baden-Württemberg, Amt Konstanz. Das neue Gebäude wird auf ca. 1200 m^2 Hauptnutzfläche rund 70 Arbeitsplätze bieten. Die Bezugsfertigkeit des neuen Gebäudes ist für Sommer 2008 geplant, an Gesamtbaukosten sind 3,3 Mio. – vorgesehen.

Aktive Frauen- und Familienförderung

Mit dem Erfolg bei der Exzellenzinitiative und dem Zertifikat Familiengerechte Hochschule eröffnen sich der Universität Konstanz zusätzliche Möglichkeiten für die Vereinbarkeit von Beruf und Familie.

Seit einem Jahr ist die Universität Konstanz im Besitz des Zertifikats Familiengerechte Hochschule. Damit ist Bewegung in den Prozess hin zu mehr Familienfreundlichkeit am Hochschularbeitsplatz gekommen. Maßnahmen zur Kinderbetreuung, zur Teilzeitarbeit, zum Teilzeitstudium werden jetzt verstärkt umgesetzt. Es geht bei dem neuen Maßnahmenkatalog nicht allein um eine Steigerung des bereits Vorhandenen, sondern auch um eine neue Qualität. Im Zuge dessen wurden

Dr. Rudolf Schlögl, Exzellenzcluster alle Fotos: Michael Latz

die Plätze der universitätseigenen Einrichtung Knirps & Co von 20 auf 40 verdoppelt. Hinzu kommt die Bestrebung der Universität, eine „größtmögliche Flexibilität" für die Eltern zu erreichen. Diese Flexibilität soll sich gleich in zwei Richtungen entwickeln. Was die Öffnungszeiten der Tagesstätte betrifft: Bei Bedarf können Eltern ihre Kinder auch über die üblichen Öffnungszeiten hinaus und auch am Samstag in guten Händen wissen. Was die Plätze selbst angeht: Von den 40 Betreuungsplätzen stehen fünf frei zur Verfügung, um sie je nach Anforderung kurzfristig für Zeiträume von einem Tag, einem Monat oder vielleicht einem Semester vergeben zu können.

Das Angebot schafft Nachfrage. In Berufungsverhandlungen und Bewerbungsgesprächen wird die Kinderbetreuung inzwischen zum Thema. Diejenigen, die sich an der Universität Konstanz bewerben, wissen um die hier bereits bestehenden Möglichkeiten, Familie und Beruf unter einen Hut zu bekommen. Dass es seit Mitte November 2007 zusätzlich eine Notfallbetreuung gibt, schließt eine weitere Lücke im Angebot. Die Krönung all dessen soll jedoch ein neues Kinderhaus auf dem Campus der Universität Konstanz sein. 2010 soll es stehen. Rund 100 feste Plätze soll es haben. Auch größere Kinder sollen dort nachmittags betreut werden können. Begleitet soll der Bau werden durch ein Forschungsprojekt, das die wissenschaftliche Kompetenz an der Universität aus Babysprachlabor, Sportwissenschaft, Entwicklungspsychologie und Kinder-Uni bündelt.

Eine weitere Komponente ist der Ausbau von Teilzeitarbeitsmodellen:

Auch hier stellen die zusätzlichen finanziellen Mittel durch den Elite-Titel eine große Hilfe dar. Neue flexible Stellen können geschaffen werden, zum Beispiel halbierte Professuren. Der Dual Career Couple-Service, der der Entwicklung gerecht werden soll, dass es im Wissenschaftsbereich immer mehr Doppelkarrieren gibt, hat demgegenüber seit Mitte November 2007 seine Arbeit aufgenommen. Mit seinem Netzwerk, das sieben Hochschulen der Umgebung umfasst, ist er inzwischen zum Modellprojekt in Baden-Württemberg avanciert. Die Einrichtung bietet einen Vermittlungsservice für Partner/innen, die mit neuen Stelleninhaber/innen mitkommen.

Da die Universität Konstanz ein zu enges Fächerprofil besitzt, um alle Möglichkeiten ausschöpfen zu können, wird es künftig eine gemeinsame Datenbank der insgesamt sieben Hochschulen geben, in der mögliche Stellen für Mitkommende gesammelt sind. Wieder sind es Gelder aus der Exzellenzinitiative, die es ermöglichen, auch universitätseigene Stellen zumindest für den Einstieg eines Partners zu schaffen. Auch was die Studierenden betrifft, werden neue Pläne für mehr Familienfreundlichkeit geschmiedet: Projekte zur besseren vernetzten Beratung für Studierende mit Kindern sind in Arbeit. Dazu gehört auch die Einbindung von lokalen Akteuren wie Pro-Familia, die finanzielle Unterstützung in Notfällen, die Hilfe bei der Suche einer familienfreundlichen Hochschule im Ausland oder nach entsprechenden Betrieben für ein Praktikum. Auch Teilzeitmodelle für das Studium werden angedacht. Hier sind Gelder aus den Studiengebühren geflossen. Für den nichtwissenschaftlichen Bereich gibt es bereits Angebote wie die Telearbeit oder Stellenteilung. Das steht als nächste Aufgabe an, für die nicht-wissenschaftliche Mitarbeiterschaft spezielle Angebote zu entwickeln. Bei der Umsetzung der Maßnahmen sollen nicht nur alle Bereiche eingeschlossen sein, sondern auch davon profitieren.

Denn als Exzellenzuniversität muss es der Universität Konstanz auch darum gehen, den Anteil weiblicher Wissenschaftler zu erhöhen. Ein umfangreiches Programm soll helfen, dieses Ziel zu verwirklichen. Bereits bei den Berufungsverfahren soll der Frauengesichtspunkt eine Rolle spielen. In Zukunft muss eine Berufungskommission erklären, was sie unternommen hat, um aktiv Frauen zu rekrutieren. Der zweite Punkt ist die Sensibilisierung für das unterschwellige Verhalten, das die Arbeitsbedingungen für Frauen in der Wissenschaft immer noch beeinträchtigt. Eine ganze Reihe von neuen Maßnahmen setzen genau an diesem Punkt an.

Umfassender Dialog von Wissenschaft, Wirtschaft, Politik und Öffentlichkeit

Im Rahmen dieses Projektes sollen die bisherigen Ansätze, zu denen auch die Bürgeruniversität gehört, erweitert werden. Der Austausch mit der Stadt Konstanz wird intensiviert werden. Das Konstanzer Wissenschaftsforum, das bisher einmal in Berlin getagt hat, wird verstärkt in der Region stattfinden. Hinzu kommt die ganz gezielte Unterstützung der Sektionen bei der Organisation von Kongressen zu Zukunftsthemen. Ein weitere wichtige Rolle spielen Gespräche mit der Wirtschaft. Es ist ein wichtiges Anliegen der Universität, Wirtschaftsvertreter auch in kleineren Kreisen nach Konstanz einzuladen und Veranstaltungen aus der breiten Palette von Forschungsthemen und Entwicklungstendenzen, die es hier gibt, anzubieten.

Mehr Informationen zur Universität Konstanz finden Sie unter: www.uni-konstanz.de

Anschrift des Autors:
Prof. Dr. Dr. h. c.
Gerhart v. Graevenitz
Rektor der
Universität Konstanz
Universitätsstraße 10
78464 Konstanz

Volker Schupp

Heimat der persönlichen Erinnerungen

Das Deutsche Tagebucharchiv Emmendingen präsentiert sich mit einer Wanderausstellung „Lebensspuren“ in verschiedenen Städten in Baden-Württemberg

Fast unbemerkt von eine größeren Öffentlichkeit hat sich seit 1998 in der südbadischen Kreisstadt Emmendingen eine einzigartige Institution entwickelt, die als Sammelstelle für Tagebücher, Erinnerungen und Briefwechsel mittlerweile über 6000 private Zeitzeugnisse in ihren Bestand aufgenommen hat.

Die es betraf, haben freilich rasch davon Gebrauch gemacht. Ebenso ist das Archiv den großen Tageszeitungen und Zeitschriften nicht verborgen geblieben, obwohl ihm nichts Spektakuläres eignet.[1] Was bei Schriftstellern selbstverständlich ist, dass ihre mehr oder weniger privaten Aufzeichnungen Teil ihres Nachlasses sind und damit nach ihrem Tode in die entsprechenden Archive eingehen, z. B. in das Deutsche Literaturarchiv Marbach a. N., galt nicht für gewöhnliche Sterbliche; es gab bis vor kurzem keinen Ort, wo die Hinterlassenschaft, die privaten Aufzeichnungen, die Briefwechsel und Memoiren von Leuten ohne literarische Ambitionen hätten gesichert werden können. In einer Familie hebt man natürlich auf, was familienrelevant und aufzuheben möglich ist, aber wer bestimmt darüber, wenn der Tagebuchschreiber einmal nicht mehr am Leben ist und seine Papiere vielleicht nur noch in Schubladen umherliegen, die man anderswie nutzen wollte, wenn etwa seine Aufzeichnungen auch gar nicht mehr gelesen werden können, weil sich die Handschrift inzwischen geändert hat? Dass die „Mappe meines Urgroßvaters“ in einer vernagelten Kiste Generationen überlebt, bis sie wieder hervorgezogen und gelesen wird, kann man sich heute kaum mehr so vorstellen, wie es in der Welt Adalbert Stifters gewesen ist.

Aus der kleinen oberitalienischen Stadt Pieve di Santo Stefano, wo man schon länger ein *Archivio Diaristico Nazionale* eingerichtet hatte und bemüht war, die eingegangenen Dokumente auch einer größeren Öffentlichkeit zugänglich zu machen, brachte die Gründerin des Deutschen Tagebucharchivs, Frauke v. Troschke, die Idee nach Emmendingen. Sie konnte auch gleich das Interesse und Wohlwollen des damaligen Oberbürgermeisters Ulrich Niemann gewinnen, so dass die ersten Schritte unter der Ägide der Stadt erleichtert wurden.

Die Stadt Emmendingen stellte die Räume im Alten Rathaus am Marktplatz zur Verfügung, Kreis und Regierungspräsidium halfen finanziell und, man hätte es kaum vermuten können, eine große Zahl ehrenamtlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter schloss sich spontan der guten Idee an. Heute sind dies über 80 Personen und der Trägerverein zählt rund 500 Mitglieder.

Das Deutsche Tagebucharchiv sammelt an persönlichen Dokumenten, was nicht kommerziellen Zwecken dient, in welcher Form auch immer. Die eingegangenen Texte werden nach ihrer Archivierung kopiert und von mittlerweile 60 ehrenamtlichen freiwilligen Lesern und Leserinnen aus der ganzen Bundesrepublik ausgewertet. Die Inhalte werden in Erfassungsbögen eingetragen und stehen in einer Datenbank wissenschaftlichen Recherchen zur Verfügung. Einige der Texte, die im Original in deutscher Schrift verfasst waren, werden ebenfalls vom Team der Ehrenamtlichen in die lateinische Schrift übertragen. Schließlich gibt es immer weniger Menschen, die die alten Schriften lesen können.

Das alles organisiert eine Geschäftsstelle mit einem hauptamtlichen Mitarbeiter, die

zwar auf projektgebundene Mittel, Mitgliedsbeiträge, Privatspenden und begrenzte Öffentliche Förderung bauen kann, es gibt aber bislang keine staatlich verankerte Dauerstelle, wie sie vergleichbare ältere Einrichtungen, etwa das Deutsche Volksliedarchiv oder das Johannes-Künzig-Institut für ostdeutsche Volkskunde in Freiburg haben.

Das ist um so bedauerlicher, als das Deutsche Tagebucharchiv von größter Lebendigkeit ist, den archivalischen Charakter nur in der fachgerechten Aufbewahrung der Bestände unter Beweis stellt, diese aber ganz der Öffentlichkeit und dem Interesse der künftigen Nutzer zur Verfügung hält. So gehören monatlich fünf bis zehn Führungen für Privatgruppen und Schulklassen, in denen die ehrenamtlichen Mitarbeiter den Wert des Schreibens und des Sammelns von Tagebüchern vermitteln, zum Alltagsgeschehen.

Zu besonderen Ereignissen haben sich die sogenannten „Zeitreisen“ entwickelt, wo unter einem allgemeinen Thema (z. B. Schule – Lust und Frust; Frauen unterwegs zu Studium und Beruf; Jugendzeit; Liebe; Leben ist Arbeit – Arbeit ist Leben) ausgewählte Partien aus Tagebüchern und Briefen von verschiedenen Vorlesern dargeboten werden. Die Verfasser der ausgewählten Texte oder deren Kinder und Angehörige werden zu diesen Abenden eingeladen. Die Beliebtheit dieser Abende ist inzwischen so gestiegen, dass das Programm gewöhnlich zweimal angeboten werden muss und die Textbroschüren reißenden Absatz finden. Gleichwohl ist normalerweise eine Publikation der eingegangenen Dokumente nicht geplant, und es werden auch nur Texte ins Archiv aufgenommen, die (noch) nicht veröffentlicht sind.

Mehr und mehr hat sich aber eine wissenschaftliche Seite entwickelt. Dem DTA-Vorstand steht ein Beirat zur Seite, der diesen in wissenschaftlichen Fragen berät. Die Mitglieder des Beirats sind Professoren der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg sowie andere Experten auf dem Gebiet der Biografieforschung, Dank ihrer Unterstützung werden die Zeitzeugnisse immer mehr für Recherchen im Zusammenhang mit Magister- und Doktorarbeiten genutzt. Bis freilich tatsächlich Alltags- und neuere Mentalitätsgeschichte allein

Altes Emmendinger Rathaus. Das Domizil des Deutschen Tagebucharchivs.

an Emmendinger Objekten studiert werden kann, muss das Material freilich noch erweitert werden. Bislang kann man sich aber auf Einzel- und Fallstudien beschränken. Jedoch wird der relevante Materialvorrat immer beträchtlicher. Außer der Materialsammlung Walter Kempowskis zu seinem Werk „Echolot“, die er kurz vor seinem Tod der Berliner Akademie der Künste übergeben hat, wird sich nichts Vergleichbares in Deutschland finden lassen, so dass der Name „Deutsches Tagebucharchiv“ für das umfassendere und aktivere Unternehmen gerechtfertigt ist.

Dank der Förderung durch die Landesstiftung Baden-Württemberg und verschiedener anderer Sponsoren wurde unter der Schirmherrschaft von Kultusminister Helmut Rau in diesen Wochen eine Wanderausstellung auf den Weg gebracht, die unter dem Titel „Tagebücher – Lebensspuren von Menschen in ihrer Zeit“ einen Einblick in die Gattung des Tagebuches und seine Archivpflege erlaubt. Nach den ersten Wochen im Neuen Rathaus in Emmendingen wird sie im Kulturzentrum am Münster in Konstanz gezeigt. Nach weiteren

Stationen im Prinz-Max-Palais Karlsruhe (vom 10. Mai bis 10. August), dem Stadtmuseum „Alte Post“ in Ebersbach an der Fils und dem Hohenloher Freilandmuseum Wackershofen wird sie ihren Abschluss im Herbst 2009 in der Sparkasse Freiburg finden.

An Ehrungen hat es dem Deutschen Tagebucharchiv nicht gefehlt. So wird seine Homepage (www.tagebucharchiv.de) mit einer rühmenden Passage von Bundespräsident Horst Köhler eingeleitet. 2005 wurde das DTA zur Beteiligung an den 22. baden-württembergischen Literaturtage in Marbach eingeladen und erhielt einen Preis beim Wettbewerb „Echt gut – Ehrenamt in Baden-Württemberg“. 2006 wurde man zu einem „Ausgewählten Ort im Land der Ideen“ und bekam den Preis der Stiftung Württembergische Hypothekenbank verliehen.

Internationale Fragestellungen und vergleichende Recherchen deuten sich für die Zukunft an. So besteht neben den guten Beziehungen zum Italienischen Tagebucharchiv seit langem ein enger Kontakt zum Französischen Tagebucharchiv in Ambérieu (APA) in der Nähe von Lyon und seinem Begründer Philipp Léjeune (Le pacte autobiographique). In anderen europäischen Ländern bilden sich ähnliche Institutionen, bei denen die bestehenden als Vorbilder dienen können.

***

Was könnte den Leser der Badischen Heimat besonders am Deutschen Tagebucharchiv interessieren? Baden kommt natürlich in verschiedenen Texten vor, auch wenn deren Sammlung deutschlandweit erfolgt. Es werden im folgenden Auszüge aus Tagebüchern geboten, die das badische Land betreffen, von 1837 bis 1958.

Eines der ältesten und auf jeden Fall das kurioseste Tagebuch (DTA-Signatur 673) ist ein Reisebericht von 1837 in drei Heften, der im bayerischen Hof beginnt und in einigen zusätzlichen Briefen nach Nürnberg führt. Im zweiten Heft gelangt der Tagebuschschreiber über Augsburg und Kaufbeuren nach Rorschach und Bregenz.

Das dritte Heft schließlich führt vom Rheineck über St. Gallen nach Zürich und in einer Wanderung auf den Rigi. Vom Vierwaldstädtersee kommt der Verfasser schließlich über Schaffhausen an die badische Grenze. Der (übrigens sehr schwer nur zu entziffernde) Text ist stilistisch weniger auffällig als die zahlreichen Bilder, die in ihrer naiven, ungekünstelten Form ironisch wirken sollen.

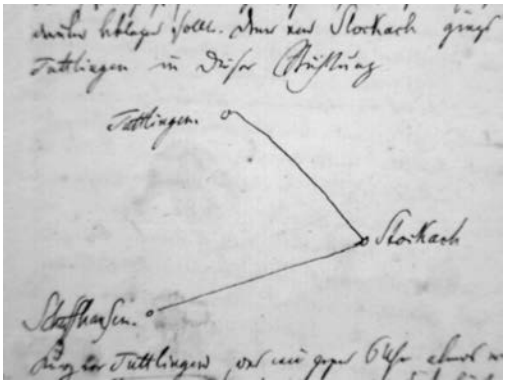
Autor ist der lutherischen Theologe **Carl August Wildenhahn**[2], 1805–1868, aus Zwickau, der mit Ludwig Tieck befreundet war, welcher ihm von einer schriftstellerischen Karriere abriet. Als protestantischer Pfarrer hat er 1840 in Schönefeld (bei Leipzig) Clara und Robert Schumann getraut.

Aber soweit sind wir im Augenblick noch nicht. Wir befinden uns mit ihm vielmehr am 19. Juni 1837, früh um 9 Uhr in Schaffhausen im Eilwagen und machen die Bemerkung, dass Schaffhausen eine Unzahl von Apotheken hat (S. 50) Schon bevor er da ist, redet der Tagebuchschreiber vom „herrlichen Badener Land.“ Im folgenden gab sich der Conducteur des Postwagens, der einst Artillerist in badischen Diensten war, dann *zum Cicerone her*.

Da zeigte sich … die Festung ***Hohentwiel*** *auf ihrem ganz isolierten Berge, die von den Franzosen zerstört wurde – da neben* ***Hohenkrähen*** *auf 2 Kegelbergen erbaut*[3]*. Der Conducteur erzählte nun, dass der letzte Besitzer von Hohenkrähen, obgleich lange schon tod, – jetzt noch spuke, und besonders zu den Orten (?) seines Schlosses eine solche Vorliebe habe, dass er, so oft man eines daraus fortbringe, in der Nacht es immer wieder an seinen alten Platz zurücklege. –*[4]

Wir waren übrigens die einzigen Passagiere, und man klagte überall, dass dieses Jahr die Zahl der Reisenden gar so klein sei. Bei der Hinfahrt in einem Wald wurden wir von einer solchen Legion von Bremsen und Hornissen überfallen, dass wir uns nur in die warmen Pferdekotzen retten konnten. Sie zogen eine Zeitlang mit uns, bis sie endlich mit Peitschenhieben und Fluchen mit Wolken von Rauchtabak vertrieben wurden.

Nachmittags 2 Uhr kamen wir nach Stockach, einer mittleren Stadt, welche der Centralpunct der meistens süddeutschen Posten bildet. Daher auch der Weg von Schaffhausen über Stockach nach Stuttgart einen fast allzu großen Bogen beschreibt, als dass der Reisen-



de sich nicht darüber beklagen sollte. Denn von Stockach gings nun nach Tuttlingen in diese Richtung.

Kurz vor Tuttlingen, das wir gegen 6 Uhr abends erreichten – tritt man von Baden nach Würtemberg ein und unterliegt hier einem peinlichen Postreisedienst; kaum ist man ins Zimmer eingetreten, so kommt folgende Gestalt aus den Reisenden zu und verlangt die Päße (siehe Bild unten).[5]

Dann schlägt der Polizeiactuarius mit großem Säbel einen Folianten auf, in welchem sämtliche Namen auswärtigen uns verdächtiger Demagogen aus der Schweiz und aus Deutschland verzeichnet sind. Ich war so unglücklich einen ähnlichen oder gleichen

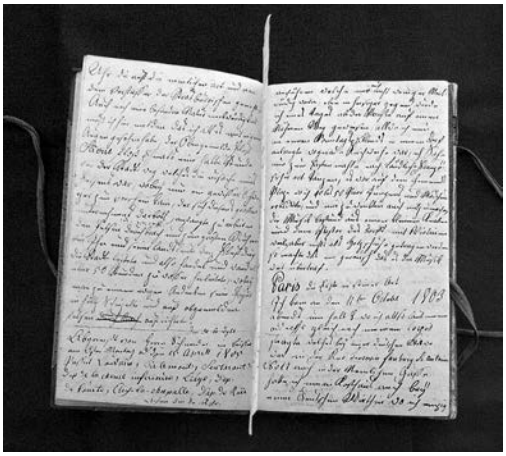
Wandertagebuch von Carl August Wildenhahn.
Carl August Wildenhahn bereiste im Juni 1837 Bayern, Württemberg, Baden und die Schweiz.

Namen zu führen so wie's man … verschrieb oder an der Grenze … Das ist fein und löblich. Besonders die beiden Polizei-Diner, die hier mehr zu sein scheinen als der Kaiser von China. –

Die Herren waren endlich so gnädig, uns als Unverdächtige passieren zu lassen, wo für wir ihnen unterthänigst dankten. Unterdeß hatte der dicke Posthalter, der aus lauter Geiz die Spese gratis ertheilter Postkarten noch nicht hat aufkleben lassen, und der vor einigen Tagen seinen eigenen Sohn aus dem Hause gejagt, weil er zu viel aß, uns selbst einen Kaffee gemacht und aufgetragen.

Der Buchbinder **Andreas Osner** berichtet in seinem kleinen Tagebuch (DTA-Signatur 803/II) von 1800 an von der Wanderung als Geselle von Kippenheim in Baden ausgehend durch das Elsaß, Frankreich und Belgien. In Mannheim erreicht er wieder badisches Gebiet:

Mannheim die Schöne und Ehmals wohlbefestigte Statt nun aber ligt alles in Ruinen es wird wohl die einzige in seiner Art sein in



Tagebuch von Andreas Osner. Der Buchbindergeselle Andreas Osner zählt darin die Stationen seiner Wanderschaft auf.

Europa indem sie ganz in das Viereck gebaut ist und alle Straßen liniengerade in das Kreuz und in die Quere gezogen sein, und die Häuser alle von einer Höhe das heißt, alle von 2 Stockwerke Gebaut sein, auch das Schloss Schließt die ganze Statt an der Rheinseite, welches doch immer eine Viertelstunde lang ist Nur waren die Einwohner zu beklagen zu einer zeit in der Erstlich der Hofstaat Abgezogen und zum andern handel und wandel gar nicht im Gange ist.

Schwezingen, Curfürstliches Lusthaus und Garten, ein Kunststück von Europa in einer Art, Ich Sahe schon viele dergleichen Lustgärten Pärk und Promenaden, aber noch Niemahls eines das diesem Gliche An Schönheiten und Reichthum Die hauptsächlich bestehen in Wasserkünsten von aller Art. Ich wünschte das Jeder Reisende der diese Gegend durch wanderte, sich der Mühe nicht sauer werden liese, um diese gegend zu besehen.

Heidelberg, ein Artiges Städchen am Neckar wo noch das Schloss und das grosse Faß zu sehen ist ein Merkwürdiges Stük, ich war auch neugierig es zu sehen, wo ich nun muste 4 Kr. Bezahlen / es hält 346 Halter [?] wein. Oben darauf ist ein Tanzboden, auch noch ein kleines Faß ist allda zu sehen, welches gar nicht gebunden ist und doch wein hält.

Carlsruhe, gegenwärtig die Curfürstliche Residenz Statt von Baaden, eine Sehr Schöne und nach meinem geschmak angelegte Statt wo mann in allen Strassen das Schloss sehen kann.

Das Tagebuch endet 1807 mit der Aufnahme in die Zunft in Mahlberg, dem Kauf eines Hauses und der Eheschließung. Bis 1825 werden 12 Kindern geboren, von denen 9 kurz nach der Geburt sterben.

Die folgenden Aufzeichnungen unter dem Titel „Reisen und Anekdoten“ (DTA-Signatur 383,1) stammen von dem Lehrer **Ernst Hermann Vogtherr** (1838–1904), der aus Württemberg mehrere Fußwanderungen unternahm. Die eine führte ihn auch im Juli und August 1866 über Freiburg in den Schwarzwald.

Am nächsten Morgen, Samstag, 3. August, setzte ich beim schönsten Sonnenschein meine Reise fort und zwar wieder zu Fuß. Einen sehr guten Eindruck machten auf mich die reinlichen Straßen mit den Trottoiren, gepflastert mit sechseckigen Rheinkieseln und vor jeder Haustüre ein Ornament in farbiger Mosaik, und zwischen Trottoir und Straße rieselt munter und kristallhell ein kleines Bächlein Gebirgswasser. Die Straßen waren noch wenig belebt, als ich durch das Thor hinausschritt dem frischen Morgenwind entgegen in das freundliche Dreisamthal zwischen mit Wald bewachsenen Höhen durch grüne Wiesen und fruchtbare Felder, zu beiden Seiten der Straße schöne Obstbäume. Es wurde sehr warm, und ich musste mich nach zweistündiger Wanderung in Zarten mit einem Glas Wein erfrischen. Von hier an wird das Thal immer enger, die Berge zu beiden Seiten rücken näher zusammen. Auf einmal stand ich vor einem aus Holz nach Schweizerart gebauten Haus mit Veranda und daran stand Gasthof zum Himmelreich. Da musst du hineingehen, dachte ich, damit du sagen kannst, du seist auch schon einmal im Himmelreich gewesen. In der geräumigen Wirthsstube saßen 3 Gäste, ein in Urlaub nach Haus reisender Soldat, Infanterist in Uniform, ein Handwerksbursch (Schuhmacher) und ein in schwarzen aber etwas abgerutschen Sammt gekleideter etwa 40 Jahr alter Bauer. Der mit großen Stahlkugelknöpfen versehene Anzug hatte an den Nähten eine ziemlich bedenkliche Färbung angenommen, und die ganze Gesell-

schaft war schon ziemlich angeheitert, besonders der Bauer. Letzterer war sehr neugierig zu wissen, wer und was ich eigentlich sein könnte. Ich sagte ihm, ich sei ein Schullehrer. Nun musste ich ihm auch sagen, ob ich katholisch oder evangelisch sei, und als ich das letztere bejaht hatte, war es ihm von großer Wichtigkeit zu erfahren, was der Unterschied zwischen einem katholischen und evangelischen Lehrer sei. Ich entgegnete ihm hierauf, da werde gar kein Unterschied sein. Beide hätten eben ihre Schüler so weit zu bringen, dass sie später ihr Fortkommen in der Welt finden könnten. Jetzt sie gefallen mir, sagte er und fragte mich, ob ich keine Lust zum Heiraten hätte. Er habe eine einzige heiratsfähige Tochter zu Haus, die solle ich heiraten. Da sein Bauernhof nur eine halbe Stunde thalaufwärts an der Landstraße liege, so lade er uns ein, mit uns zu gehen und sein Anwesen anzusehen. Das ließen wir uns nicht zweimal sagen. Als ich ein Stück rohen geräucherten Speck (man konnte sonst nichts haben) verzehrt und meinen Wein ausgetrunken hatte, brach die ganze Gesellschaft auf, um den Spaß mit anzusehen. Es war so. Links an der Straße war ein schöner Bauernhof, rechts und links von einem Hofraum Scheunen und Ställe, im Hintergrund ein einstöckiges aber sehr langes Bauernhaus, vor dem eine Linde stand. Auf der Staffel vor der Hausthüre stand eine kolossal dicke Bäurin im kräftigsten Alter. Der Bauer hatte vom Soldaten sein Zigarrenröhrchen entlehnt und seine Zigarrenstumpen dareingesteckt und so rückte er mit der Zigarre im Gesicht und gewaltig dampfend gegen seine Ehehälfte vor. Diese machte nicht das freundlichste Gesicht, wir hielten uns deshalb so ziemlich im Hintergrund in Reserve. Der Bauer stürmte die Staffel hinauf gegen die Gattin, die teure, hinrauschend. Wupp, hatte er auf einmal eine solche Maulschelle im Gesicht, daß das Zigarrenröhrchen in weitem Bogen 3 Meter gen Osten flog. Der Soldat rannte schleunigst darnach und steckte es in die Tasche, und wir konzentrierten uns schleunigst rückwärts in einen großen Garten der östlich vom Wohnhaus angelegt war. Der Bauer kam uns nachgerannt, seine dicke Ehehälfte hatte sich in die innern Gemächer zurückgezogen, wo sie aufzusuchen wir keine Lust hatten. Als er jedem von uns eine rote Nelke aus seinem Garten verehrt hatte, nahmen wir den Rückzug aus dem Hof hinaus. Da kam ein Wirtshaus, wo der Bauer einige Schoppen aufwichste als Entschädigung für den Verlust meiner holden Braut, welche wir gar nicht zu sehen bekommen hatten. Das mochte wohl ein sauberer Zwickel gewesen sein. So endigte mein Abenteuer im Himmelreich.

Der nächste Auszug schließlich stammt von **Lotte Ehemann** (1883–1967). Es ist der „Bericht über die Bombennacht des 23. Februar 1945 in Pforzheim und die Zeit danach.“ (DTA-Signatur 887). Sie hat ihn für ihren Enkel Peter geschrieben, der damals als Kind dabei war.

Es war am späten Abend des Karfreitag, der Tag war bis dahin ruhig gewesen, Peter schlief längst, wir [d. h. Autorin und ihr Schwiegertochter, Peters Mutter] waren im Begriff ins Bett zu gehen, da heulten die Sirenen auf. Vollalarm! Ev nimmt das Kind, Decken, ruft mich und eilt in den Keller. So schnell geht es bei mir nicht, bis ich angezogen bin, fällt schon die erste Bombe, die Fenster springen, klirrend fallen Scheiben, dann bin auch ich unten. Was in einem vorgeht – vor allem nach dem was ich durchgemacht hatte – Ihr, die ihr die Bombennächte kennt, wisst es – aussagen lässt es sich kaum.

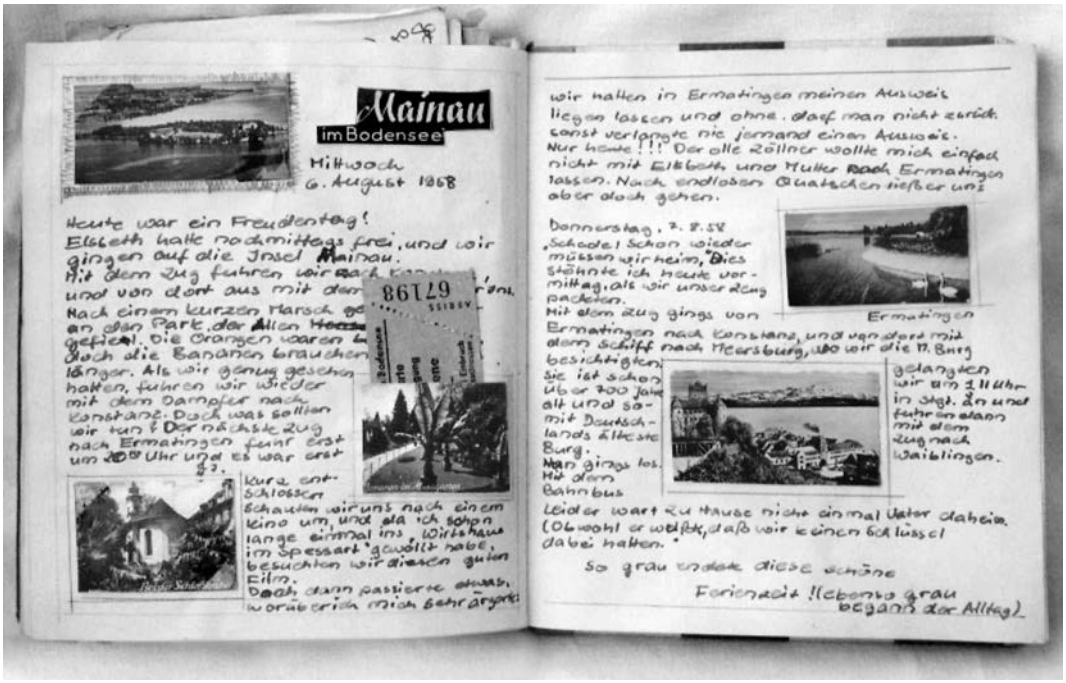
Der Angriff war auf unser südliches Stadtviertel gerichtet, er dauerte nicht lange. Dann trat Ruhe ein, trotzdem blieben wir noch im Keller. Ev und ich, wir erwogen den Plan fortzugehen. Ich bat dringend, keinen Tag mehr in der Großstadt zu bleiben; eine Zuflucht auf dem Lande wußte ich. Wir waren noch am Beraten, als ein Freund der Familie in den Luftschutzkeller kam, um nach Eva und Peter zu sehen. Ihm erzählte Ev von unserem Vorhaben und er riet dringend zu. […] Unser Entschluß zu reisen, stand fest, noch ehe wir wieder in der Wohnung waren. Als wir hinauf kamen, wurde er uns freilich noch wesentlich erleichtert, denn die Wohnung war nahezu unbewohnbar geworden. Die Fenster teils mit den Rahmen herausgerissen, die Zimmerdecken zerstört, die Möbel lagen teilweise umgestürzt am Boden. „Verdunkeln“ war nicht mehr möglich aber auch nicht nötig, ganz in

der Nähe standen Häuser in Flammen, sie erhellten die ganze Gegend und würden den Fliegern ohnehin den Weg gewiesen haben.

Peter wurde bei einer Familie auf dem gleichen Stock untergebracht, (hier war die Decke nicht zerstört), er und seine kleinen Spielkameraden beruhigten sich bald und wir fingen sofort mit dem Räumen an. Die Flammen und der Mond gaben ein merkwürdiges Licht, so konnten wir arbeiten und taten es ununterbrochen, die Erregung und ein starker Kaffee hielten uns wach. Als der Morgen des Ostersamstags heraufzog, hatten wir mit Unterstützung der sehr hilfsbereiten Nachbarin (die dableiben wollte) und eines Soldaten alles in den Keller geräumt, was dort untergebracht werden sollte. […].

Nun war noch in einem Nachbargarten Wäsche aufzuhängen, die über Karfreitag nicht auf der Leine bleiben konnte, und ich wollte bei unseren Verwandten in der Nachbarschaft sehen, wie sie den Angriff überstanden hatten. Wir waren noch nicht lange vom Hause fort. Vollalarm!

So schnell uns unsere Füße trugen, kamen wir zum Hause zurück und in den Keller. Nun kamen furchtbare Minuten. Überall in der Nähe schlugen Bomben ein, wir kauerten alle drei dichtaneinandergedrängt. Ein Schlag. Es wurde dunkel im Keller, die Fenster waren verschüttet – würde – würde Gott sie uns bewahren – „Hans". [das ist der Sohn im Feld.] das war mein einziger Gedanke, Gott schütze sie für ihn. Noch ein entsetzlicher Schlag – dann Stille. Zitternd blieben wir zusammenkauernd sitzen, bis das Entwarnungszeichen kam. Dann wagte sich ein junger Mann aus unserem Keller hinaus und kam mit folgender Nachricht zurück: das Nachbarhaus war vollkommen zertrümmert – man barg die Toten. – Gegen 12 Uhr verließen wir das Haus, es war in großer ruhiger Eile nochmals alles verwahrt worden, Eva hatte unsere Namen und den geplanten Aufenthaltsort mit Kreide an die Grundmauern geschrieben. So hatte man es aller Orten in Pforzheim gemacht – kam jemand und suchte – so fand er Auskunft. Wußte man denn, ob morgen noch das Haus stand, und wenn das Haus an die Trümmer käme, und keiner könnte Nachricht geben – so fand er doch Botschaft – Von ihm selbst fehlte seit Wochen ein Lebenszeichen.



Tagebuch mit Reisebeschreibungen von Gudrun B. Eine Reise führt sie 1958 an den Bodensee und auf die Insel Mainau.

Als Abschluss die Abbildung zweier Seiten aus einem Mädchentagebuch (DTA-Signatur 1076,1). Gudrun B. 1943–2004 war Gymnasiallehrerin auch an Auslandsschulen. Das pietistisch geprägte Tagebuch stellt das Ringen um ihre Ideale dar. Als 15-Jährige hat sie einen Ausflug zur Insel Mainau gemacht.

So unterschiedlich diese Texte, so unterschiedlich der Geist der Zeiten und der Personen, die auf die jeweilige Umwelt reagieren. Jeder ist auf seine Weise bewahrenswert. Dass der Leser bei jedem Lust hätte, die künftigen Schicksale zu erfahren und noch weiterzulesen, ist das beste Zeichen dafür, dass die richtige Saite zum Erklingen gebracht wurde.

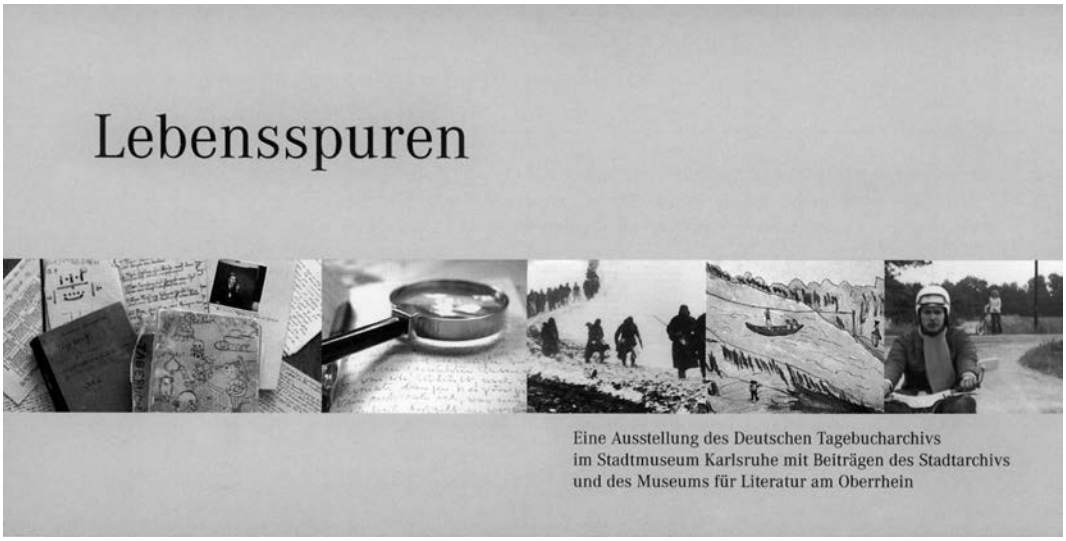
Wer ähnliche Schriften einzuliefern hätte oder auch Weiteres über das Deutsche Tagebucharchiv zu erfahren wünscht, sei auf die E-Mail-Adresse dta@tagebucharchiv.de und die Postanschrift verwiesen:
Marktplatz 1
79312 Emmendingen
Tel. 0 76 41/57 46 59.

Die Textauszüge und die Fotos stammen aus dem Bestand des Deutschen Tagebucharchivs.

Anmerkungen

1 Letztes Beispiel ist das Süddeutsche Zeitung Magazin Nr. 12 vom 20. März 2008. „Der 20. März. Ein Jahrhundert in deutschen Tagebüchern."
2 S. Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, Band XVII (2000) Spalten 1551–1555.
3 Es fragt sich, ob er nicht die Berge verwechselt. Der Hohenkrähen hat nur einen Kegel.
4 Wie alt die Geschichten vom Poppele sind, ist nicht zu ermitteln. Er soll 1813 schon beteiligt gewesen sein.
5 Die Wörter stehen deshalb auf dem Kopf, weil der Anfang des Satzes, bei von rechts nach links gewendeten Figuren, am Mund sein soll.

Anschrift des Autors:
Prof. Dr. Dr. h.c.
Volker Schupp
Haydnweg 4
79312 Emmendingen



Gottfried Leiber

Friedrich Weinbrenner und die Kirche St. Stephan in Karlsruhe

Zum 200-jährigen Jubiläum der Grundsteinlegung

Es ist wohl keinem Staatsdiener und Chef eines Faches mit seinen Arbeiten schlimmer als mir mit dem katholischen Kirchenbau ergangen[1], so die Klage des Oberbaudirektors Friedrich Weinbrenner, als die Kirche St. Stephan schon seit mehreren Jahren vollendet stand. Gemeint war damit in erster Linie seine aufreibende Zusammenarbeit mit dem Staatsbeamten Caspar Joseph Oehl[2], dem Vorsitzenden des sechsköpfigen katholischen Kirchenvorstands[3]. Tatsächlich war die Baugeschichte der Kirche vom Anfang bis zu ihrer Fertigstellung von ständigen Meinungsverschiedenheiten zwischen Architekt und Bauherr geprägt, wovon erhaltene Akten der Kirchengemeinde in ungewöhnlich vielen Einzelheiten berichten[4].

Friedrich Weinbrenner (1766–1826), gez. von Feodor Iwanowitsch Kalmück, 1809 (StAK 8/PBS III 1698)

Für die jüdische Gemeinde hatte Weinbrenner 1798 Ecke Kronen- und Kaiserstraße eine neue Synagoge errichtet, und seit 1802 war er dabei, Pläne für die lutherische Stadtkirche am Marktplatz zu entwerfen[5]. Nun wollten im Frühjahr 1804 auch die Karlsruher Katholiken ein größeres Gotteshaus anstelle ihrer beengten Kirche am Zirkel[6] – und sie fanden bei Hofe Gehör. Am 28. März 1804 genehmigte Kurfürst Carl Friedrich *die Gründung und ordentliche Einrichtung eines hiesigen Katholischen Kirchspiels-Gottesdienstes,* desgleichen eine *Katholische Kirchspiels-Kirche* mit Turm, Uhr, Glocken samt Glockengeläut und Orgel, mit Schul- und Pfarrhaus[7].

Das Bauvorhaben der katholischen Gemeinde war also auf den Weg gebracht, zur Ausführung dagegen fehlte das erforderliche Geld. Die Gemeinde war bettelarm. Spenden und Kollekten im Lande brachten wenig ein, und auf anderweitige finanzielle Unterstützung konnte die Kirchengemeinde kaum hoffen, schon gar nicht vom lutherischen Fürsten. Das Geld reichte nicht einmal mehr zum Kauf neuer Altarkerzen. Auch die spärlichen Erträgnisse, die der Klingelbeutel nach dem sonntäglichen Gottesdienst bereithielt, kamen offenbar nicht immer vollständig der Gemeinde zugute, denn die Haushälterin an der Seite des schwachen und kranken Stadtpfarrers bevorzugte, wie Oehl notiert, *in der Eigenschaft einer Tartufischen Tante* […] *die eigenmächtige Leerung*[8]. Um konsequent zu sparen, verfügte der Kirchenvorstand bereits, *das Ewige Licht zur Nacht auszulöschen*[9]. In dieser Misere schickte im April 1807 Papst Pius VII. ein wenig hilfreiches Schriftstück, eine Ablass-Bulle. Oehls nüchterner Kommen-

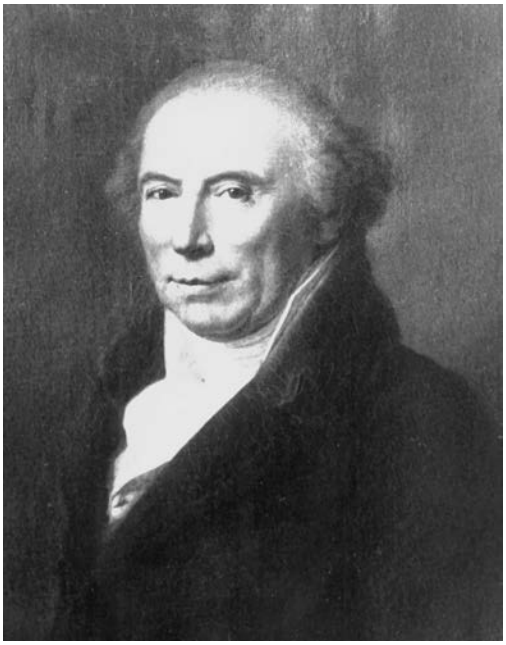
tar: *Vom Ablaß-Regen wachsen heute keine Kirchen mehr,* und später im Rückblick vermerkt er, der zuständige Oberhirte in Regensburg habe zum Kirchenbau *kein Sandkorn, viel weniger einen Stein beigetragen*[10].

Bauplatz, Bauprogramm und das Geld

Ohne Umschweife befasste sich jetzt der katholische Kirchenvorstand schon einmal mit der Frage des Bauplatzes. Allein die Nutzung des Grundstücks an der Erbprinzenstraße, des ehemaligen Gartens von Gastwirt und Posthalter Sebald Eberhard Kreglinger, wo schließlich die Kirche St. Stephan gebaut wird, war vorerst für ein neues Stadtpalais der Markgräfin Amalie vorgesehen[11]. Der Kirchenvorstand sah sich daher nach anderen Grundstücken um[12]. Zu Beginn war der Standort Lammstraße vor der südlichen Einmündung in die heutige Kaiserstraße im Gespräch, der ja im ersten Stadtentwurf eigentlich für die katholische Kirche reserviert war. Kurfürst Carl Friedrich indes hielt die Entscheidung in der Schwebe, denn das Brunnenhaus, das man mittlerweile an dieser Stelle gebaut hatte, war für die Wasserversorgung nicht zu entbehren. Auch Weinbrenner selbst, unterdessen offiziell von der Herrschaft mit der Planung der katholischen Stadtkirche beauftragt, sprach sich für die Lage der Kirche beim Brunnenhaus aus, denn er wollte den vorhandenen Wasserturm als Kirchturm in das neue Gebäude einbeziehen und damit die Symmetrie zum Turm der reformierten Kirche an der Kreuzstraße beibehalten und noch verstärken.

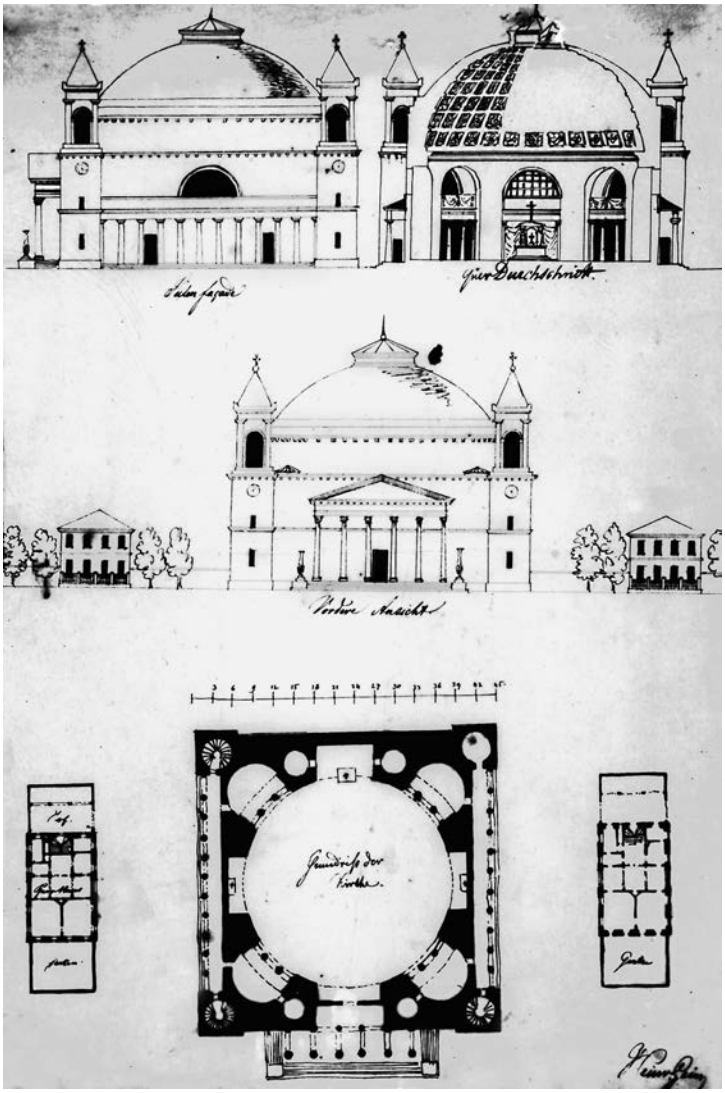
Nachdem aber, wie erwähnt, der Hof diese Lösung in Frage gestellt hatte, diskutierte der Gemeindevorstand über andere freie Grundstücke, etwa am Marktplatz, am Rondellplatz oder vor dem Ettlinger Tor. Am Ende kam man sogar auf eine früher geäußerte Überlegung zurück, das alte Bethaus im Zirkel zu erweitern – noch Mitte 1806 erarbeitete Weinbrenner dafür einen Entwurf[13].

Als das Bauvorhaben der Katholiken angesichts mangelnder Finanzmittel nicht vorankam, weckte überraschenderweise ein Zufall neue Hoffnung. 1807 entdeckte nämlich der Kirchenvorstand in *dem hinterlassenen Vermögens Ersparniß der verlebten Frau Markgräfin Maria Victoria zu Baden-Baden eine Quelle, die erforderlichen Summen zu dem höchst nöthigen Kirchenbau dahier zu schöpfen*[14]. Auch Weinbrenner hatte inzwischen als Bauplatz den an der Erbprinzenstraße gelegenen Garten des Posthalters Kreglinger *für den am schicklichsten ermessen,* und zudem gab Markgräfin Amalie zu verstehen, dass sie nicht mehr vorhabe, hier zu bauen; die Standortfrage war geklärt. Schon am 31. August folgte ein weiterer Schritt: Großherzog Carl Friedrich schenkte der katholischen Gemeinde den gewünschten Bauplatz und überließ zugleich Zinsen in Höhe von 60 000 Gulden aus den persönlichen Hinterlassenschaften der Markgräfin Victoria für den Bau der Kirche[15].



Caspar Joseph Oehl (1754–1823) (GLA J – AC – O/b)

Eilends stellte der Kirchenvorstand im Oktober 1807 das Bauprogramm zusammen. Baudirektor Weinbrenner sollte für die zur Verfügung stehenden 60 000 Gulden *eine ganz einfache, aber große, die Zahl von 3000 Menschen* [!] *fassende Kirche bauen, hinter welche ein einziger Thurn auf dem Kohr so hoch zu stehen kommen muß, daß sein Geläut überall in der Stadt gehört werden kann, neben dem Kohr und Turm wird die Sakristey angebracht.*



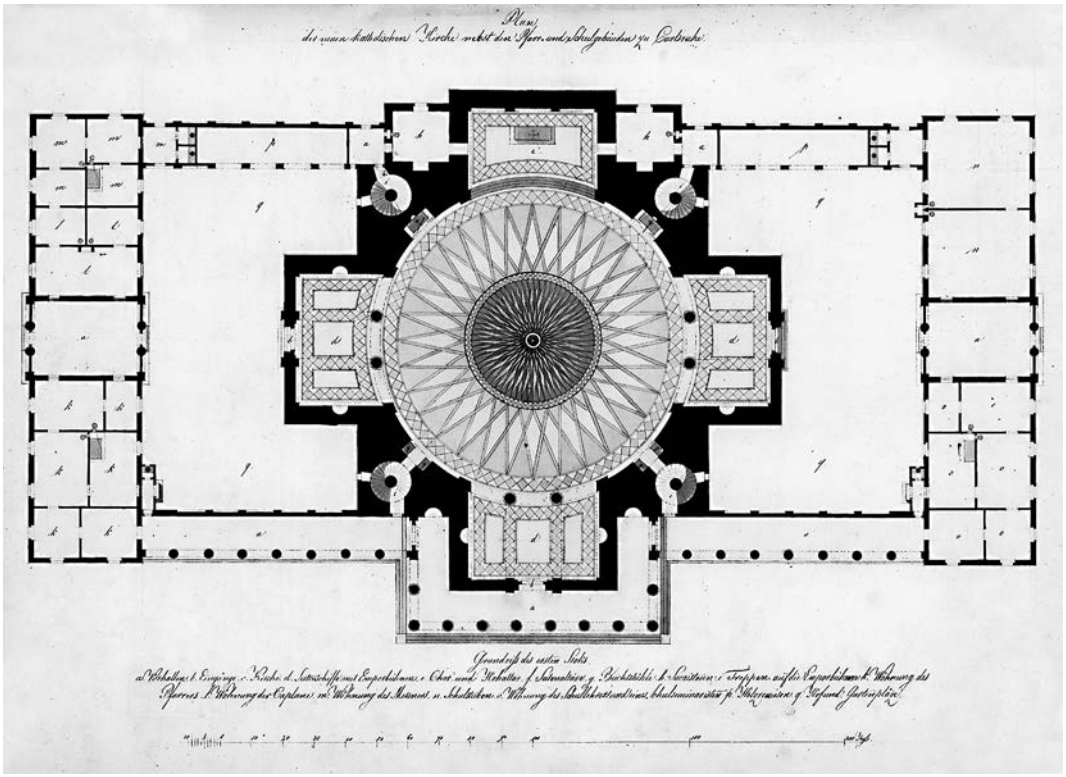
Katholische Stadtkirche, Erster Entwurf. Grundriss, Querschnitt, Vorder- und Seitenansicht, 1807 (Geiersches Skizzenbuch. saai/IfB S. 59)

Das neue Gotteshaus müsse *ein bescheidenes Muster einfacher Bauart* […] *seyn und das Sinnbild wahrer Religion vorstellen, die sich mehr an innerer Größe als an äußerem Glanze auszeignen muß. Diese Eigenschaft ist hier an einem ganz evangelischen Orte in der Großherz. Residenz um so nöthiger. Um die Anspruchslosigkeit der in dieser katholischen Kirche Betenden auf immer zu begegnen, soll die ganz einfache Form blos mit der Aufschrift „Gott ist die Liebe / Ihm weiht diesen Tempel unser Herz / für alle Menschen“ oder noch kürzer „Dem Vater aller Menschen“ versehen werden*[16].

Basilika oder Rotunde als Bauform?

Weinbrenner beginnt mit der Arbeit, setzt sich aber über die klar formulierten Vorgaben der Kirchengemeinde einfach hinweg[17], entwirft einen Zentralbau mit vier Türmen an den Ecken *und eben so viel Kapellen, eine reich gestaltete Anlage* nach der Art des *Pantheons* in Rom[18]. *Der ungeheueren Kosten* wegen fordert daraufhin der Kirchenvorstand den Baudirektor auf, umgehend einen anderen, dem Auftrag entsprechenden Plan *für das auf dem benannten Platz schicklichste aber einfachste Kirchen, Thurn und Sakristey Gebäude* vorzulegen.

Noch 1807 übergibt Weinbrenner *nach langen Hindernissen* den Entwurf für eine Kirche in *Langhausform,* eine Basilika mit Chor, Mittelschiff und Seitenschiffen (der Plan ist nicht erhalten), äußert dabei allerdings, dass diese Bauform für das vorgesehene Grundstück ganz und gar ungeeignet sei. Aus diesem Grund habe er gleich einen weiteren Plan entworfen, und zwar abermals in der Form einer Rotunde. Nach diesem Plan soll *ein einziger proportionirter Thurn nach dem Greglingerschen Garten oberhalb dem Cohr gehörig angebracht werden, damit das Geläut überall vernehmlich werden könne.* Weinbrenner sichert zu, die Ausführung dieses Entwurfs werde *nicht viel über 60 000 Gulden kosten.* Weit höher hat er Anfang des Jahres 1808 die Baukosten für die Ausführung nach



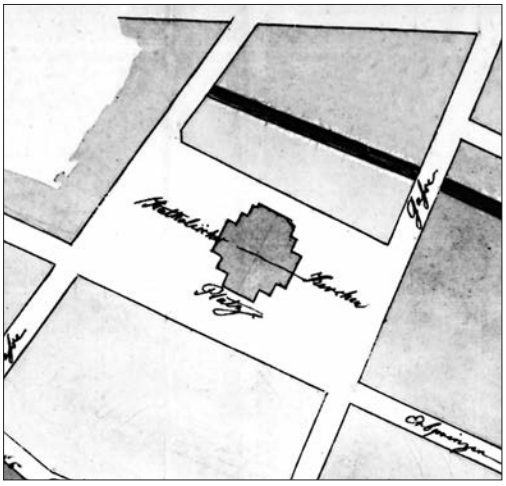
Dritter Entwurf zur Anlage der Katholischen Stadtkirche, Grundriss der Kirche mit Pfarr- und Schulhäusern, 1807
(StAK 8/PBS XV 1370)

der Basilikaform geschätzt, und zwar auf 73 000 Gulden. Bezeichnenderweise hatte er davor bei seiner Zentralbau-Version den Aufwand für den Turm nicht eingerechnet, geschweige denn ihn überhaupt erwähnt – die Baukosten für die Kirche werden am Ende das Dreifache, über 220 000 Gulden, betragen!

Baumeister Dominik Berckmüller und Zimmermeister Ludwig Weinbrenner, der Bruder des Oberbaudirektors, fanden sich schon bereit, auch zum niederen Preis von 65 000 Gulden die Kirche samt Turm in der Rundform zu bauen. Da verlangte Weinbrenner überraschend seine Pläne zurück, angeblich, um sie für die Vorlage beim Großherzog *näher zu berichtigen*. Doch statt der angekündigten Korrekturen, so schreibt Oehl, war hernach *der ganze Thurn ausgelöscht, und statt dessen ein kleiner Glockenstul auf dem Cor Dach angebracht*. Zur Rede gestellt, rechtfertigte sich Weinbrenner damit, der Turm sei *aus Versehen* eingezeichnet worden, denn *nach den Regeln der Aesthetik gehöre keiner auf ein solches Gebäude*. Dennoch wolle er zusehen, etwas anzubringen, *wohin man die Glocken hängen könne*. Als Kompromiss zeichnete er nun einen größeren Glockenstuhl auf die *vordere Façade*. In der Sitzung des Kirchenvorstands am 24. Januar 1808 jedoch nannte Weinbrenner als Alternative, die Glocken an die Kirche zu hängen. Entrüstet hielt ihm Vorstand Oehl entgegen, *eine katholische Kirche ohne Turm ist wie ein Rumpf ohne Kopf, und hier keine Frage von einem chinesischen Gebäude, an welches Schellen gehängt zu werden pflegen, dass man mithin auf einem Thurn und zwar in der angetragenen Höhe unabweislich bestehen müsse*.

Weinbrenner seinerseits beharrte weiter darauf, der Kirchenvorstand müsse seinen Entwurf annehmen, doch der Geheime Rat Oehl ließ sich nicht nötigen. Statt einzuwilligen, fertigte er ein eigenes Gutachten, in dem er seine pragmatischen Vorstellungen zum Bau

Dritter Entwurf zur Katholischen Stadtkirche, Querschnitt mit Turm, 1807 (StAK 8/PBS XV 1372)



Der „Katholische Kirchen-Platz" mit den Flächen unterschiedlicher Breite im Norden für die Ständehausstraße und im Süden zur Erbprinzenstraße, 1812 (GLA 422/592)

der Kirche näher darlegte. Es gehe hier in erster Linie nicht um die Verwirklichung *kostbarer Ideale.* Vorrang dagegen hätten, so sein unabänderliches Credo, die Zweckmäßigkeit und der baldige Baubeginn für die Kirche. Aus seiner Sicht müsse *mehr auf die Sache als auf die Form gesehen* werden. Es komme nur *auf die baldige Erbauung einer hiesigen katholischen Gemeinde höchst nöthigen geräumigen Kirche an.* Die Verschönerung der Stadt durch ein öffentliches Gebäude wie eine Kirche könne nicht allein durch *bloße Prunkgebäude mit kostbaren Verzierungen aller Art, sondern auch durch einfache Größe wohl und oft noch besser erreicht werden.* Der Bauplatz und die zur Verfügung stehenden Geldmittel jedenfalls reichten durchaus für *ein geräumiges Kirchen Langhauß* wie etwa jenes in Rastatt. Kirchenvorstand Oehl wünschte, Seine Königliche Hoheit möge die Basilika-Konzeption genehmigen.

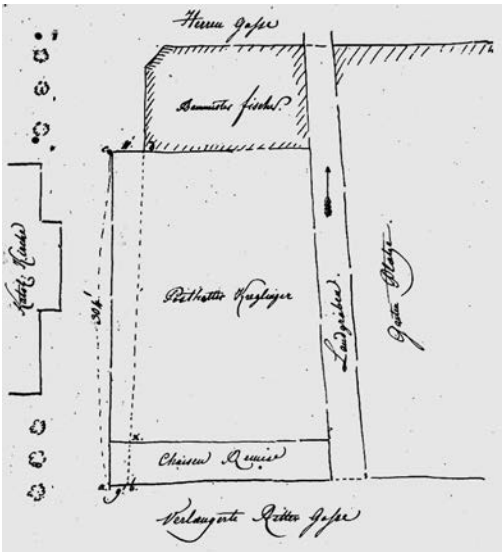
Und wirklich, kurz darauf folgte die Zustimmung des Großherzogs zum Bau einer „Langhauskirche" *nach einem minder theuern, doch decenten Plan, nebst dem Pfarr- und Schulhaus.* Seine Königliche Hoheit befahl aber dem Kirchenvorstand, sich zuvor noch mit Weinbrenner zu verständigen, wie sich *das Gebäude in Verbindung mit dem Pfarr- und Schulhaus in architektonischer Hinsicht stellen werde und wie der Aufwand zu berechnen sey*[19].

Glücklicherweise entspannte sich nun die finanzielle Lage etwas: Am 18. Februar 1808 genehmigte Großherzog Carl Friedrich statt der ursprünglichen Entnahme von 60 000 nunmehr von 75 000 Gulden aus den Ersparnissen der Markgräfin Viktoria[20]. Weinbrenner jedoch dachte nicht daran nachzugeben. Im Gegenteil, mehr denn je war er von der Richtigkeit seiner Konzeption für einen Zentralbau überzeugt und umging klugerweise eine erneute Konfrontation mit dem Kirchenvorstand: Er wählte den direkten Weg zum Fürsten, doch einzig um, wie Oehl wohl zu Recht vermutete, *seinen ersten Plan einer Rotunde durchzusetzen.*

Zu einem wichtigen Datum wird wenig später der 9. April 1808, denn der Regent beschließt erneut – entgegen der Auffassung des Oberbaudirektors –, *daß die Form eines Langhauses, Basilika genannt, eingehalten und* […] *daß die auf beyden Flügeln angebrachte Pfarr- und Schul Gebäude zweystöckig aufgeführt werden sollen*[21]. Sogleich gibt der Kirchenvorstand die genehmigte Basilika-Planung an Weinbrenner, damit dieser die Pläne berichtigen und die Kosten errechnen könne. Der allerdings überschlägt den Aufwand *in ganz unverkennbaren Wendungen,* sicherlich bewusst hoch gegriffen, auf über 78 000 Gulden, mithin weit höher als für seinen Bau in der Form einer Rotunde.

Oehl erinnert im Übrigen an einen Ortstermin mit Baumeister Christian Theodor Fischer Anfang Mai 1808, als der gerade mit dem Messen des Abstands von 30 Schuh für eine Straße zwischen dem Kirchengebäude und dem Garten des Kreglinger beschäftigt gewesen sei. Da habe er *den erschienenen Baumeister dringend ersucht sich vorzustellen, daß ein so großer Raum rückwärts* [auf der Nordseite] *ganz ohnnötig, und eher vorwärts der Kirche an der Erbprinzenstraße von besserem Ansehen seyn werde,* und das Bauamt hatte klein beigegeben – wie sich später herausstellen wird, eine für die Straße folgenschwere Entscheidung. Denn im November 1811 wird erstmals von einem *Katholischen Kirchen-Platz* die Rede sein[22], und dessen nördlicher Teil reicht eben bis an Kreglingers Garten, wo künftig 3-stöckige Wohngebäude stehen sollen. Zwischen der Kirche und dem besagten Garten muss ein ausreichend breiter Fahrweg angelegt werden, die heutige Ständehausstraße. Durch die Vergrößerung der Fläche vor der Kirche ist jedoch auf der Nordseite bis zur Gartengrenze zu wenig Platz für eine Straße, dazu fehlen mindestens 10 Schuh oder gut 3 Meter. Posthalter Kreglinger soll deshalb einen Streifen seines Gartens abgeben. Doch alle Überredungsversuche scheitern, weil schon Jahre zuvor Kurfürst Carl Friedrich dem Posthalter und seinen Nachkommen vertraglich *für immer* zugestanden hatte, den besagten Geländestreifen mit dem dahinter gelegenen Grundstücksteil für seine Gastwirtschaft als Garten oder für eine Bebauung nutzen zu dürfen. So bleibt eben die Ständehausstraße eine Gasse, in der, wie Fischer voraussieht, *keine Sonne oder Mondlicht das Pflaster mehr erreichen werde*[23].

Aber zurück zur Baugeschichte der Kirche. Vorstand Oehl beschlich 1808 das ungute Gefühl, Weinbrenner wolle ganz offensichtlich unter keinen Umständen von seiner *Lieblings Idee einer Rotunde* lassen. Vielmehr sei er bestrebt, diese *eifriger als je durchzusetzen* […] *mit dieser Idee ist aber die Unschicklichkeit eines Thurns unzertrennlich verbunden und hierdurch soll, wie es scheint, das* […] *nöthige Geläut entfernt, oder doch wenigstens erschwert werden.* Da der Oberbaudirektor behaupte, bei einem Rundbau *dörfe schlechterdings nach aesthetischen Regeln kein Thurn seyn,* andererseits auf den Turm nicht verzichtet werden könne, tauge schon deswegen die Form eines Rundbaus für die neue Kirche nicht, es sei denn, es würde *die Nothwendigkeit über die Aesthetik für diesen Fall gebieten.* Die katholische Gemeinde jedenfalls werde sich *mit einem ganz einfachen bescheidenen, aber gesunden und geradlinigen Gebäude* begnügen. Daraufhin sucht Weinbrenner die Zustimmung der Öffentlichkeit, veranlasst sogar den Druck eines Artikels in der auswärtigen Presse[24].



Grundstückssituation nördlich der Katholischen Stadtkirche, geplante Verbreiterung der späteren Ständehausstraße durch einen Streifen des Gartens Kreglinger, 1816
(GLA 296/3052)

Genehmigung des Bauplans, Grundsteinlegung und Baufortschritt

Abermals wird der Großherzog bemüht. Er erlaubt nun zwar vorderhand am 13. Mai 1808 dem Oberbaudirektor, *die Form der neu zu erbauenden katholischen Kirche dahier nach eigenem Gutdünken zu wählen* – aber er muss das Bauwerk *mit einem hinlänglich hohen Turm* versehen; die Baukosten sollen in der Summe 70 000 Gulden nicht übersteigen[25]. Und nach zwei Wochen, am 25. Mai 1808, verdeutlicht der Hofrat diesen Beschluss: *Seine*

Schaubild der geplanten Gesamtanlage der Katholischen Stadtkirche mit Blick in die Erbprinzenstraße, 1808 (?)
(saai/IfB, Weinbrenner 30)

Königliche Hoheit der Großherzog haben in Bezug auf Höchst Dero Entscheidung vom 13.ten dieses Monats nunmehr gegenwärtigen kreuzförmigen Bau Plan zu einer neuen katholischen Kirche dahier gnädigst genehmigt […] *und wollen, daß er ohne weiters ausgeführt werden solle*[26].

Noch am gleichen Tag nahm Kirchenvorstand Oehl den vom Regenten beschlossenen Bauplan entgegen und reichte ihn postwendend an Weinbrenner weiter. Oehl war der Kosten wegen mit der Entscheidung des Fürsten nicht ganz einverstanden, doch ungleich wichtiger war ihm, den Baubeginn nicht durch weitere Diskussionen unnötig hinauszuzögern; ihm blieb *nichts anderes übrig, als unter zwey Übeln das kleinere zu wählen*[27]. Und Weinbrenner seinerseits sah immerhin seinen lange gehegten Wunsch erfüllt, mit dem erhabenen Rundbau ein Stück Rom in seiner Heimatstadt zu verewigen.

Die Zeit war gekommen. Am 8. Juni 1808, dem 23. Geburtstag des Erbgroßherzogs Carl Ludwig[28], legte der greise Großherzog auf dem Bauplatz feierlich den Grundstein zur Kirche nach *Anleitung des berühmten H. Ober Bau Direktors Weinbrenner unter allgemeinem Jubel und dem Donner des Geschützes*[29]. Auf hölzernen Tribünen aufgereiht, verfolgten die Ehrengäste die festliche Handlung gebührend. Oberpfarrer Friedrich Ludwig Rothensee aus Bruchsal sprach in seiner Festansprache über *Ablaß, Wallfahrten und Rosenkranz,* und Pfarrer Huber predigte danach im alten Gotteshaus am Zirkel, gleichfalls in Anwesenheit des Großherzogs, über *Nützlichkeit und Anmuth des Gesangs in der Kirche – so lang,* notierte danach Kirchenvorstand Oehl, *daß ich hätte fortlaufen oder gar heulen mögen.* Seine Königliche Hoheit bemerkte am Ende beim Einsteigen in den Wagen *mit freundlichem Lächeln, ich bin zufrieden, aber es hat ein wenig lang gedauert.* Oehl pflichtete bei: *Die geistlichen Herren hören sich selbst am liebsten. So ist es auch bei uns, antworteten Sie* [der Großherzog] *indem Sie fortfuhren*[30].

Mit dem Bauen hatte man es fortan eilig. Noch im Juni 1808 wurde der Bauplatz geräumt und vermessen, man grub die Gräben für die Fundamente. Die Bauarbeiten indessen zogen sich hin. Oehl selbst war fortgesetzt damit beschäftigt, zusätzliches Geld aus dem badischen Land herbeizuschaffen, etwa aus dem Schulfond, dem Kirchenfond, aus Stiftungen. Er klagte darüber, *daß sozusagen jeder Stein, jedes Fuder Kalch und jeder Holzklotz, welcher auf dem Bauplatz liegt, oder aufgerichtet ist, Schritt für Schritt erkauft werden mußte*[31]. Und auf der Baustelle selbst ging es leidlich mit rechten Dingen zu, das Arbeitstempo vor allem ließ zu wünschen übrig.

Kein Wunder. Architekt Lumpp als Bauleiter trug nachweislich mehr zur Unordnung als zur Ordnung bei. Maurermeister Dominik Berckmüller mäkelte gegenüber Oehl, er habe so viel zu tun, dass *er oft nicht mehr wisse, wo ihm der Kopf stehe*[32]. Maurerpolier Nader sprach, dem *Bauweßen von ganzer Seele ergeben,* unheilvoll dem Alkohol zu, war allerdings auch in diesem Zustand *fleißig* […] *und noch einer der geschicktesten* unter den Bauleuten. Kirchenvorstand Oehl entsetzt: *Ich trieb* […] *die auf dem ganzen Platz zerstreuten Gesellen ernsthaft und so zu sagen mit meinem Stock zusammen. Die jungen* [Leute] *liefen müßig auf den Gerüsten umher. Kurz es war ein unausstehlicher, empörender Anblick*[33]. Andererseits sei *dermal niemand zuzumuthen, mit Lebensgefahr auf dem hohen Gerüst herumzusteigen.* Gerade darauf haben sich die Arbeiter verlassen. Doch sie hatten sich verrechnet, da gab es ja noch den Geheimen Rat Oehl. Der nahm eben jenes Risiko bereitwillig auf sich. Bisweilen sogar mehrmals am Tag, stieg der 54-jährige Staatsrat in persona das Gerüst hinauf, um vor Ort den Arbeitseifer in Augen-

schein zu nehmen und die Bauleute zu zählen. Einmal sollten es nach der Liste 140 sein, aber nur 120 konnte er auffinden[34].

Am 22. November 1810 schließlich, dem Geburtstag des Großherzogs, war die nach Weinbrenners Plänen kunstvoll aus Holzbalken konstruierte Kuppel fertig und es wurde Richtfest gefeiert[35]. Auf der Dachterrasse des Palais von Hoffaktor Elkan Reutlinger, der Kirche gegenüber in der Erbprinzenstraße, standen Vertreter des Ministeriums und der Kirchengemeinde und verfolgten neugierig das Ritual beim Aufstecken des bunt geschmückten Richtbaums. Ober-Zimmermann Simon Meeß hoch oben wünschte rundum allen, nicht minder dem badischen Vaterland, Glück und Segen, und unten ertönte eine Blechmusik mit festlichen Weisen.

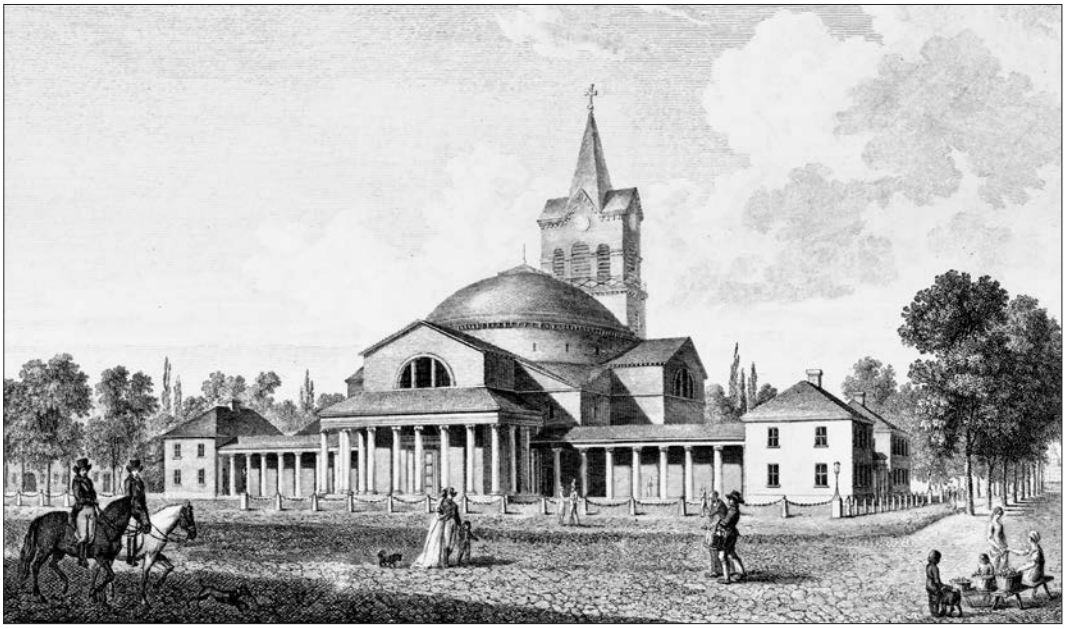
Noch immer Fragen zum Turm

Die offene Frage aber, was mit dem Turm werden sollte, war weiterhin ohne gültige Antwort. Immer aufs Neue hatte der Kirchenvorstand seine Realisierung gefordert, und ebenso mit Erfolg war Weinbrenner einer Entscheidung ausgewichen, denn er hielt verständlicherweise den Bau eines Turms mit der Form eines „Pantheon“ grundsätzlich für unvereinbar. In einem neuen Bauplan vom Mai 1810 war dann zwar ein Kirchturm eingetragen – doch keine Treppen dorthin. Zur Rede gestellt, schob Weinbrenner die Schuld auf seinen wehrlosen Architekten Lumpp, der sich den *dummen Streich*[36] erlaubt habe, den Turm überhaupt einzuzeichnen, und ließ, statt wie erwartet die besagten Treppen im Plan zu ergänzen, schon zum zweiten Mal kurzerhand den Turm ausradieren.

Ein volles Jahr mit mehrmaliger Erinnerung war vergangen, ehe sich Weinbrenner am 15. Mai 1811 endlich bequemte, dann doch den Bauplan für die Kirche mit dem eingearbeiteten Grundriss für den Turm vorzulegen, aber wiederum ohne den verlangten Kostenüberschlag und *mit einer Art von Protestation*[37] – die Kirche war da bereits seit drei Jahren im Bau! Kurz danach jedoch, am 18. Mai, fiel im Sitzungszimmer des General-Directoriums des Großherzoglichen Ministeriums des Innern in Anwesenheit der beiden Kontrahenten der letztgültige Beschluss: Weinbrenner musste den Turm bauen[38].

Die Arbeit ging nun wieder zügiger voran, zumal Mitte des Jahres Akkordlohn vereinbart worden war. Am 24. Oktober 1811 zog man den Turmknopf auf[39], und schon am 12. November wurde das Turmkreuz aufgesetzt[40] – aber nach welch einem Ärger! Weinbrenner wollte das Kreuz mit einem verzierten Radkranz umgeben, Oehl dagegen bestand partout auf einem schlichten Kreuz. Weinbrenners Argument: Das Kreuz auf dem hohen Turm sei viel zu klein, es müsse *um das Kreuz eine Kapsel gezogen werden,* und direkt an Oehl gewandt, er *verstehe seine Prozesse, aber nicht die Baukunst*. Das war für den verantwortlichen Kirchenvorstand und streitbaren Staatsrat zuviel. Hoch erregt schrieb Oehl einen Brief an den katholischen Minister Konrad Karl Freiherr von Andlau: *Die übermenschliche Geduld und Standhaftigkeit, welche ich bisher der wahren Bau-Tyranney und den ästetischen Launen dieses Mannes gegenübergestellt habe, ist erschöpft. Sie ging gestern zu Ende und er hat es blos der hohen Anwesenheit Euerer Exzellenz zu verdanken, daß ich ihm auf seine Unarten nicht eine Kapsel über den Verstand gezogen habe, wie er eine über unser Kreuz ziehen will*[41] – gar bis zur Handgreiflichkeit hatte offenbar nicht viel gefehlt. Immerhin, trotz all dem internen Gerangel, konnten die Katholiken ihre Kirche endlich in Besitz nehmen.

An dieser Stelle ist zu ergänzen, was sich einige Wochen zuvor, noch vor Abschluss der Arbeiten, zugetragen und zwischen dem Hof und der katholischen Kirchengemeinde zu erheblicher Verstimmung geführt hatte[42]. Im Oktober 1811 waren Staatsrat Oehl und seine Vorstandskollegen im Gefühl freudiger Erwartung ins Schloss gekommen, um bei der Großherzogin vorzusprechen und dabei den Wunsch anzubringen, am 26. Dezember, ihrem Namenstag, dem neuen Gotteshaus den Namen des Erzmartyrers Stephanus geben zu dürfen. Spontan stimmte Stephanie zu – doch zuvor hätte Oehl den fürstlichen Gemahl fragen müssen. Der 24-jährige bekanntermaßen empfindliche Großherzog Carl fühlte sich übergangen, und noch mehr wohl darum: Der Kirchenvorstand hatte einen Kupferstich



„AEUSERE ANSICHT DER S^T STEPHANSKIRCHE IN KARLSRUHE / von der Südseite / Ihrer Kaiserlich Koeniglichen Hoheit STEPHANIE NAPOLEON Großherzogin von Baden, / Hoechstwelche am 8ten Juny 1808 den Grundstein derselben legte ehrfurchtsvoll gewidmet / von dem Katholischen Kirchen Vorstand am 26ten December 1811. / Entworfen und ausgeführt von Fr. Weinbrenner, großherzogl. Ober Bau Director“. (KHK o. Inv. Nr.)

mitgebracht, der die von Weinbrenner geplante Kirchenanlage in der Ansicht zeigte, dieses Blatt aber, wie der aufgeschriebene Text zweifelsfrei enthüllt, allein Großherzogin Stephanie gewidmet, und dabei sogar die Grundsteinlegung ihr statt Großherzog Carl Friedrich zugeschrieben. Verärgert genehmigte Großherzog Carl zwar hinterher die Kupferplatte für den Druck, am Festgottesdienst zur Einweihung der neuen Kirche im Dezember 1814 dagegen nahm er ostentativ nicht teil.

Die Kritik der Grossherzogin und die geänderte Planung

Weinbrenner sollte es noch schmerzlicher treffen. Im April 1813 sah er sich noch vor eine, auf den ersten Blick gesehen, vergleichsweise leicht zu lösende, ja ausgesprochen erfreuliche Aufgabe gestellt. Das Schulhaus und das Pfarrhaus sowie die Wohnung des Mesners standen zur Realisierung an, es waren die 1808 und nochmals 1811 im genehmigten Entwurf der Kirchenanlage geplanten Eckgebäude nahe der Herren- und Ritterstraße, Weinbrenner hielt die weitere Realisierung seines Lieblingsprojekts für gekommen.

Doch unversehens zogen graue Wolken auf. Weinbrenner war bereits gewarnt – und nun, am 2. April 1814, wurde es zur herben Gewissheit: Großherzogin Stephanie missbilligte neuerdings in einer Konferenz den Gesamtplan des Oberbaudirektors und hatte zu allem noch eigene Änderungsvorschläge parat! Wie Regierungsrat Michael Philipp Pfeiffer berichtet, habe der Großherzogin *die Kirche im Ganzen gefallen,* hingegen *die projectirte Einbauung der Kirche wollte Ihnen gar nicht gefallen,* sie verliere dadurch den Charakter einer Pfarrkirche und nehme den eines *Klosters* an. Die Fürstin habe dazu geraten, die *unförmligen Ecken der Kirche, welche im Grunde nur diese Einbauung rechtfertigen könnten, auf die bestmöglichste Art garniren zu lassen, den freien schönen Platz als Kirchenplatz anzulegen und ihn mit Bäumen zu besetzen*[43]. Die Kritik zielte auf die monumentale Geschlossenheit der Gesamtanlage, die nun aufgelockert, mit Grün umgeben werden sollte. Wie

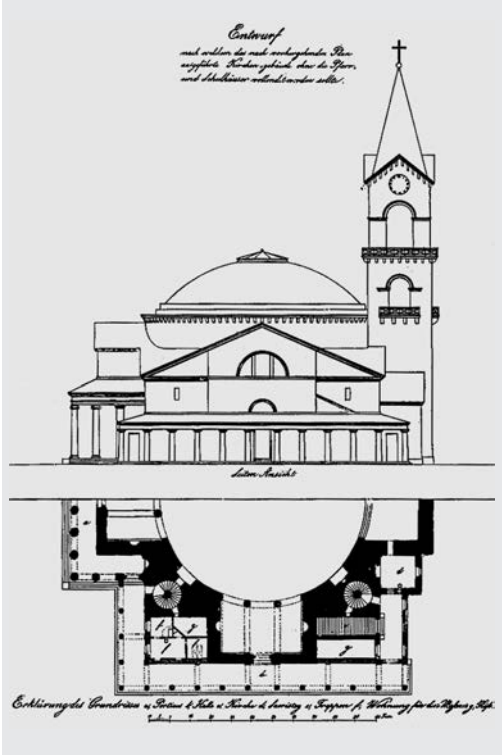
es zu dem Sinneswandel der Großherzogin kam, bleibt im Dunklen.

Dass dies für Weinbrenner ein schwerer Schlag gewesen sein muß, betonte schon Fritz Hirsch: „Es war wohl die schwerste Prüfung seines Künstlerstolzes und seiner Mannesehre, als Weinbrenner die Gesamtwirkung desjenigen Werkes, das er für sein bedeutendstes gehalten hat […] in letzter Stunde durch die Laune einer 25-jährigen, nur durch Schicksals-Tücke emporgekommenen Frau, zerstört sah. Wie mag der Meister die Zähne zusammengebissen haben.“[44]

Weinbrenner wäre nicht Weinbrenner gewesen, hätte er nicht widersprochen. Unverzüglich schrieb er am 18. Mai 1814 dem Ministerium, beschwerte sich wegen der *intentionirten Abänderungen und der Nichtvollendung des Bauplans*[45]. Ausdrücklich berief er sich auf die Genehmigung, die schon der verstorbene Fürst erteilt wie auch der regierende Großherzog zuvor noch erneuert hatte. Doch vergebens, der Oberbaudirektor musste nachgeben. Am 1. Juni 1814 bedeutete ihm die Katholische Kirchensektion des Innenministeriums, dass man die *von Sr. Königl. Hoheit dem Höchstseelig verlebten Großherzog bedingte Genehmigung des alten Bauplans als aufgehoben ansehe*[46]. Auch das Plenum, wie konnte es anders sein, schloss sich am 17. Juni dieser Auffassung an, empfahl lediglich zur Beschwichtigung Weinbrenners, er solle *die neu erbaute katholische Kirche mit einer Collonade* [auf der westlichen und östlichen Seite] *umgeben lassen, wozu er früher schon selbst die Idee geäußert habe*[47].

Im Regierungsgeschäft noch reichlich unerfahren, beschließt Großherzog Carl am 1. Juli 1814 diesen Kompromiss[48] – und prompt stellt sich heraus, was Weinbrenner schon eher gewusst hat: Die Ausführung wäre viel zu teuer! Die nicht mehr umkehrbare Folge: Nur die Kirche wird verwirklicht, so wie sie heute steht. Von der großzügigen baulichen Anlage St. Stephan ist, so können wir somit festhalten, gemessen an der von Weinbrenner geplanten großzügigen Gesamtkonzeption nur ein Torso geblieben.

Zur Einfassung des Kirchenareals wählte man *eiserne Ketten auf steinernen Säulen ruhend*[49]. Die nun größere Freifläche wurde



Letzter Entwurf der Katholischen Stadtkirche ohne Pfarr- und Schulhäuser, auf der West- und Ostseite mit Kolonnaden (nicht ausgeführt), Grundriss und Ansicht Ostseite, 1814

(aus: Arthur Valdenaire, Friedrich Weinbrenner, Sein Leben und seine Bauten, 2. Aufl. Karlsruhe 1926, S. 269, Abb. 228)

1814, wie von der Großherzogin gewünscht, als Chaussee mit mehreren Reihen von Lindenbäumen, als öffentliche Promenade angelegt. Und weil der empfohlene Kauf von angrenzendem Gelände des Posthalters Kreglinger nicht zustande kam, erwarb die Kirchengemeinde, statt eines Neubaus, ein Wohngebäude in der Herrenstraße (später Drogerie Roth) als Pfarrhaus, und für die Schule wurde die alte Kirche samt Pfarrhaus im Zirkel umgebaut.

Schließlich am 26. Dezember 1814, nach sechs Jahren Bauzeit, weihte der Aschaffenburger Weihbischof Freiherr von Kolborn in Vertretung des Meersburger Erzbischofs Karl Theodor von Dalberg bei bitterer Kälte die Kirche von außen, dann, merklich angenehmer, innen bei vollem Glockengeläute; unter den Prominenten die Großherzogin mit ihrem Gefolge, Markgraf Ludwig, Minister, Generäle,

Ansicht des ausgeführten Entwurfs der Katholischen Stadtkirche von Südwesten, um 1830
(aus: P. Wagner, XXXII Ansichten mit dem Panorama und dem Plan von Carlsruhe, Carlsruhe 1832 (?), S. 12, Nr. 10)

angesehene geistliche und weltliche Herren. Die ganze Stadt war auf den Beinen, die Kirche in wenigen Minuten mit Menschen gefüllt. Zum Ende des Pontifikalamts wurden *unter dem Te deum die Kanonen gelöst*. Um 9 Uhr hatten die Feierlichkeiten begonnen, nach vier Stunden endete die Zeremonie. Dann konnte der Küster die Türen wieder fest verschließen[50].

Schlussbemerkungen

Ohne Zweifel, es war ein steiniger Weg, den Architekt und Bauherr beim Bau der St. Stephanskirche zu gehen hatten. Nicht von ungefähr beanstandete Weinbrenner einmal gegenüber dem für den Kirchenbau zuständigen Innenministerium, er habe *für seine viele Mühe bey diesem beschwerlichen Bauwesen nichts als Verdruß* erlebt[51]. Ein anderes Mal richtete er sich *mit heftiger Bitternis gegen den Kirchenvorstand, dass dieser seine Entwürfe nicht genug ehre, ihn nicht mit der erforderlichen Delikatesse behandelt und nicht einmal sein im Bureau aufgestelltes Modell des Dachstuhls, ein großes Meisterstück, mit der gebührenden Rücksicht würdige*[52]. Bei anderer Gelegenheit beklagte sich Weinbrenner, dass man seinen *besten Absichten bey der Ausführung dieses öffentlichen Gebäudes schon von Anfang an zuwider zu handeln suchte, und beynahe einen Jeden in meine artistischen Anordnungen einsprechen ließ. Durch dergleiche Widersprüche, wobey man öfters den einseitigen Ansichten eines andern, in der Kunst Uneingeweihten, mehr als meinen Vorschlägen glaubte, ist die Form des Thurns* […] *entstanden*[53] – Weinbrenner mag sein imposantes Bauwerk wenigstens mit gemischten Gefühlen betrachtet haben.

Die Sicht des Kirchenvorstands als Bauherr hingegen öffnet uns Staatsrat Oehl. Er nennt die Ober-Baudirektion und damit Weinbrenner einmal eine Art *Hydra*[54], gegen die er immer neue Kämpfe habe bestehen müssen. In einer seiner Aktennotizen erinnert er sich: Wer dem Oberbaudirektor widersprach, den habe er des *Obscurantismus* geziehen[55]. *Sobald man hier zu Karlsruhe in Bausachen wie anderwärts in Glaubens Sachen den Verstand ganz gefangen geben soll, wenn man nicht von den Hohen Priestern und Schriftgelehrten der Baukunst zu Tode gemartert werden will, enthalte ich mich aller aufrichtigen Bemerkungen*[56].

Blicken wir noch einmal auf die Kirche St. Stephan. Wahrlich hat es den Anschein, als wolle das Bauwerk selbst ein bleibendes Zeugnis für diejenigen ablegen, die maßgeblich die äußere Gestalt der Kirche bestimmt haben: Die dominierende römisch-antike Rundform als Merkmal für den Gestaltungswillen seines Architekten Friedrich Weinbrenner, der für den Kunstkenner etwas fremde, mächtige Turm hingegen als Zeichen für das unerlässliche Zweckdenken der katholischen Kirchengemeinde. Die Kirche St. Stephan darf so als Dokument gesehen werden für einen wohl letztendlich geglückten Kompromiss zwischen Architekt und Bauherr in einem ausgesprochen schwierigen Geschäft. Der neutrale Beobachter freilich kann der endgültigen baulichen Lösung für die Kirche St. Stephan ohne die einschließenden Verbindungsbauten mit den Schul- und Pfarrhäusern durchaus auch positive Aspekte abgewinnen: Etwa tritt auf diese Weise das Vorbild des Bauwerks, das Pantheon, weit deutlicher in Erscheinung und die Kirche kann als frei stehender Einzelbau die Mitte des Platzes angemessen repräsentieren.

Das Schlusswort soll Staatsrat Oehl gehören, der mit dem baulichen Ergebnis alles in allem offenbar überaus zufrieden war. Im Wissen, dass er Weinbrenner, dem verantwortlichen Architekten, hin und wieder im Übereifer auch Unrecht angetan hatte, richtete Oehl am 21. Dezember 1811, als die wichtigsten Bauarbeiten abgeschlossen waren, *in seinem*

Blick von Osten auf die Stadtkirche St. Stephan mit ihrem charakteristischen Zusammenspiel von Kuppeldach und Turm Foto: G. Leiber

versammelten Bureau an Weinbrenner hochherzig die ausnehmend versöhnlichen Worte: *Nachdem der katholische Vorstand bey der* […] *erfolgten Erhöhung des Kreuzes auf den vollendeten Thurm der neuen Kirche dem Höchsten Baumeister des Universums seine Dankempfindungen dargebracht hat, wendet er sich nunmehr an den Ober-Baudirektor Weinbrenner, welcher den Plan zu dieser schönen Kirche vor 5 Jahren entworfen und Zeit dem mit so viel Thätigkeit auszuführen bemüht war. Hier steht zum ewigen Denkmale das unter seiner Anleitung gefertigte Kunstwerk einzig in seiner Art,* […] *Dank, herzlichen Dank dem edeln Deutschen Manne, der es erfunden*[57].

Abkürzungen
(Quellen, Fundstellen, Abbildungsnachweise)

GLA	Generallandesarchiv Karlsruhe
EAF	Erzbischöfliches Archiv Freiburg
KHK	Staatliche Kunsthalle Karlsruhe
StAK	Stadtarchiv Karlsruhe
IfB	Institut für Baugeschichte der Universität Karlsruhe
saai	Südwestdeutsches Archiv für Architektur und Ingenieurbau
Hirsch I	Fritz Hirsch, 100 Jahre Bauen und Schauen, 2 Bde., Karlsruhe 1928 u. 1932, hier Bd. I, S. 272–584 passim.

Anmerkungen

Der Artikel ist der für die Drucklegung geringfügig überarbeitete und mit Belegen versehene Text des Vortrags, der am 3. Mai 2004 bei der Akademie der älteren Generation im Stephanssaal in Karlsruhe gehalten wurde.

1 EAF 12239, Schreiben an das Innenministerium vom 20. Aug. 1817.
2 1782 in Diensten des Fürstbischofs August Graf von Limburg-Stirum von Speyer in Bruchsal. 1788 geadelt als Kaiserlicher Hof- und Pfalzgraf. 1803 Bestallung in Karlsruhe als Geheimer Referendair, dann Hofrat. 1804 Direktor des Katholischen Kirchenwesens, 1807 Geheimer Rat. 1810 Staatsrat im Justizministerium.
3 Die weiteren Mitglieder des Kirchenvorstands: Hofrat Josef Mallebrein, Oberrevisor Nicolaus Würz, Baumeister Johann Andreas Berckmüller und Kaufmann Peter Berckmüller sowie Hofschlosser Heinrich Behme.
4 Die Jahresbände der Vorstandsakten der katholischen Kirchengemeinde samt Beilagen sind verschollen, auch das persönliche Protokollbuch des Vorsitzenden Oehl. Nur einzelne Schriftstücke haben sich verstreut in den genannten Archiven erhalten. Ersatzweise wird daher im Folgenden mehrfach auf die von Fritz Hirsch noch im Original selbst eingesehenen und in seiner o. a. Publikation zitierten Dokumente zurückgegriffen. – Dazu auch Hirsch I, S. 328, Anm. 235.
5 Zur Baugeschichte der Evangelischen Stadtkirche Hirsch I, S. 42–97.
6 Die Zahl der Katholiken in der Residenzstadt vergrößerte sich erheblich, nachdem das 3. Organisationsedikt vom 11. Febr. 1803 in Art. XV die Einstellung von Katholiken in den Staatsdienst uneingeschränkt zugelassen hatte.
7 Stiftungsbrief in GLA 357/2532.
8 Hirsch I, S. 348.
9 Ebenda, S. 337, Protokoll vom 8. April 1807.
10 Ebenda.
11 GLA 422/312, Hofratsprotokoll vom 17. März 1804.
12 Hirsch I, S. 328 ff.
13 Pläne in StAK 8/PBS XV 1224–1228; abgebildet bei Arthur Valdenaire, Friedrich Weinbrenner. Sein Leben und seine Bauten, Karlsruhe [1]1919, S. 243, Nr. 218.
14 EAF 12236i, Bericht und Eingabe des Kirchenvorstands vom 29. April 1807 an den Großherzog.
15 EAF 12248, Geheimrats-Protokoll vom 8. Sept. 1807. – Das Stiftungsvermögen war kraft Reichsbeschluss Carl Friedrich zur Verwendung zugefallen. Die Verteilung dieser Gelder aber hatte Baden-Baden mit der Bedingung verbunden, dass der Karlsruher katholischen Gemeinde *das öffentliche und uneingeschränkte exercitium religionis* [Ausübung der Religion] *auf eine dauerhafte Weise zu verstatten geruht werde,* die Erhebung der Kirchengemeinde zur Pfarrei sollte dafür also notwendige Voraussetzung sein.
16 GLA 206/2273, Schreiben des Kirchenvorstands vom 11. Sept. 1807 an den Großherzog, Übergabe des Bauprogramms an Baudirektor Weinbrenner am 10. Okt. 1807. – Die Inschrift „Dem Vater aller Menschen“ wurde tatsächlich 1811 über dem Südportal der Kirche aus vergoldeten Eisenbuchstaben angebracht, musste aber 1813, von Großherzog Carl als *unschicklich* bezeichnet, wieder heruntergenommen werden (Hirsch I, S. 457).

17 Hier und im Folgenden, wenn nicht eigens vermerkt, aus dem Vortrag Oehl vom 1. Febr. 1808, EAF 12236i.
18 Weinbrenner erläutert später, er habe zwar bei der lutherischen und bei der katholischen Kirche, *bei der ersten die alten länglichten Tempel oder Basiliken, und bei der anderen die runde Form des Pantheons im Auge gehabt, aber keineswegs jene Gebäude* […] *copirt, indem sich jene Formen für den hier eingeführten Ritus durchaus nicht eignen, und ungefähr aussehen würden, wie Saul unter den Profeten* ([F. Wbr.], Bemerkungen des Baumeisters zur Kritik eines Miniatur-Mahlers über einige baukünstlerische Gegenstände, Karlsruhe 1817, S. 14).
19 GLA 206/2273, Mitteilung des Geheimen Rats Policey Departements vom 8. Febr. 1808.
20 Ebenda, Nachricht vom 4. März 1808.
21 EAF 12236i, Protokoll Oehl vom 4. Mai 1808. Tags zuvor Pro Memoria des Bauamts, GLA 422/1544.
22 GLA 391/18527, Schreiben des Bauamts vom 25. Nov. 1811.
23 Ebenda, Eingabe Kreglingers vom 1. März 1812 an das Finanzministerium sowie Bericht Fischer vom 13. Dez. 1814. – Ausführlich zur Planung der Ständehausstraße G. Leiber, Friedrich Weinbrenners städtebauliches Schaffen für Karlsruhe, T. II, Mainz 2002, S. 276–283.
24 Schwäbischer Merkur vom 28. April 1808. Text bei Hirsch I,. S. 375, Anm. 301.
25 GLA 206/2273.
26 Ebenda, datierte Notiz Oehl. Die zitierte *Genehmigungs Formel* wurde auf den Plan geschrieben, der Plan daraufhin vom Großherzog unterzeichnet und sogleich dem Geheimen Rat Oehl zurückgegeben.
27 Hirsch I, S. 377.
28 Zugleich im Gedenken an die Grundsteinlegung der Evangelischen Stadtkirche am Marktplatz am 8. Juli 1807.
29 Hirsch I, S. 387 f.
30 Ebenda, S. 388 f., Protokoll Oehl.
31 Ebenda, S. 457.
32 Ebenda, S. 419 f.
33 Ebenda, S. 425.
34 Ebenda, S. 419.
35 Ebenda, S. 395.
36 Ebenda, S. 383.
37 Ebenda, S. 384. – Weinbrenner hat sich mit der Arbeit auffallend viel Zeit gelassen. Vielleicht deshalb: Seit drei Monaten war er jetzt schon uneinig mit dem Kirchenvorstand wegen des Honorars. Der missliche Streit fand seine Fortsetzung vor Gericht, durch alle Instanzen, bis zur Entscheidung des Oberhofgerichts in Mannheim am 12. Juli 1825 zugunsten Weinbrenners (ebenda, S. 542–549). Oehl hat das Urteil gar nicht mehr erlebt, und Weinbrenner starb im Jahr darauf am 1. März.
38 Ebenda, S. 384.
39 Valdenaire (wie Anm. 13), S. 257.
40 Hirsch I, S. 397 f.
41 Ebenda, S. 396 f.
42 Ebenda, S. 272–274. – Genehmigung der Namensgebung am 20. Okt. 1811 durch die Katholische Kirchensektion des Innenministeriums. – Es waren erst wenige Monate vergangen, seit der neue Stadtpfarrer, der unbeschuhte Karmelit Anton Dereser, durch eine anstößige Predigt beim katholischen Trauergottesdienst für den verstorbenen Großherzog Carl Friedrich am 1. Juli das Verhältnis der katholischen Kirchengemeinde zu dessen jungem Nachfolger Carl nachhaltig negativ beeinflusst hatte (Hirsch I, S. 283–290).
43 Ebenda, S. 536.
44 Ebenda, S. 536 f.
45 GLA 206/2273, Erwähnung im Bericht der Großherzoglichen Regierungs-Kommission an das Ministerium des Innern vom 25. Mai 1814.
46 Hirsch I, S. 537.
47 Ebenda.
48 Ebenda.
49 Ebenda, S. 550. – Weinbrenner hatte gegen die Einfassung des Kirchenplatzes mit Bäumen erhebliche Bedenken geäußert.
50 Bericht in der Großherzlich Badischen Staats Zeitung vom 28. Dez. 1814.
51 Hirsch I, S. 377.
52 Ebenda, S. 385, Kirchenvorstandssitzung vom 20. März 1811.
53 Wie Anm. 1.
54 Hirsch I, S. 424, Sitzungsprotokoll vom 18. Juni 1810.
55 Wie Anm. 20.
56 EAF 12236i, Bericht Oehl vom 7. Juni 1811 an das Ministerium des Innern Katholisches Departement.
57 Hirsch I, S. 398.

Anschrift des Autors:
Dr.-Ing. Gottfried Leiber
Leibnizstraße 5
76137 Karlsruhe

Ludger Syré

Peter Michael Ehrle war 14 Jahre lang Direktor der Badischen Landesbibliothek

Der Direktor der Landesbibliothek Karlsruhe, Dr. Peter Michael Ehrle, ging aus Empörung über die vom Rechnungshof geplanten Stellenkürzungen Ende März 2008 ohne offizielle Verabschiedung vorzeitig in den Ruhestand. Nach der Denkschrift des Landesrechungshofes mußte er davon ausgehen, dass 28,1 Personalstellen bei derzeit 91,5 Stellen gestrichen werden sollten. Das hätte mehr als ein Viertel des Personalbestandes bedeutet. Besonders ärgerlich war dabei die Ungleichbehandlung der Badischen Landesbibliothek gegenüber der Württembergischen, bei der nur 4,4 Stellen gestrichen werden sollten.

Nach Gesprächen der „Landesvereinigung Baden in Europa" mit Regierungsstellen hat sich inzwischen ergeben, dass die Landesregierung über die Streichung von 13,9 Stellen keine weiteren Einsparungen vornehmen will. Selbst diese Einsparungen sind aber aus Sicht der Badischen Landesbibliothek zu viel! In dem Buch „Baden. 200 Jahre Großherzogtum Baden" zählt die Badische Landesbibliothek Karlsruhe nach P.-L. Weinacht zu den „Identitätskernen" des badischen Landesteiles (S. 9). Das Land Baden-Württemberg wird deshalb nachdrücklich ersucht, auf Schwächungen der Badischen Landesbibliothek welcher Art auch immer zu verzichten.

Die im Vergleich mit der Württembergischen Landesbibliothek ungleichgewichtigen Stellenstreichungen dürfen nicht der Auftakt zu weiteren „Maßnahmen" sein! Im Zusammenhang mit den Stellenstreichungen wurde auch darauf hingewiesen, dass der Beitrag der Württembergischen Landesbibliothek zum sog. Drei-Säulen-Modell nur 400 000 Euro betrage, der der Badischen Landesbibliothek aber 600 000 Euro.

Außerdem soll die Württembergische Landesbibliothek einen Erweiterungsbau erhalten, während die ebenso dringliche Magazinerweiterung der Badischen Landesbibliothek weiterhin aussteht.

Der Protest von Herrn Direktor Dr. Peter Michael Ehrle verdient unseren Respekt. Sein unermüdlicher Einsatz für den Erhalt der Handschriften der Landesbibliothek wurde von der Fachwelt allgemein anerkannt.

Bei der Einführung des Vortrages von Winfried Klein am 22. April 2008 in der Landesbibliothek hat Detlev Fischer, Vorsitzender des Vereins Rechtshistorisches Museum mit Recht davon gesprochen, dass Ehrle „sich um das Land verdient gemacht hat". *Die Schriftleitung*

Sein Rückzug vom Amt des Direktors der Badischen Landesbibliothek blieb einige Tage der Öffentlichkeit verborgen, doch dann schlug die Nachricht umso mächtiger ein. Dass sie nicht nur von der lokalen Presse verbreitet,[1] sondern auch von den überregionalen Medien beachtet wurde,[2] hatte seinen Grund ganz gewiss in dem Ruf, den sich Peter Michael Ehrle in den vorausgegangenen Monaten während des sog. Kulturgüterstreits erworben hatte. Das Gesuch an den Minister für Wissenschaft, Forschung und Kunst des Landes Baden-Württemberg, ihn mit Ablauf des Monats, in dem er das 63. Lebensjahr vollendet, in den Ruhestand zu versetzen, verfasst und abgeschickt am 1. Februar 2008, war Ehrles spontane Reaktion auf parlamentarische Entscheidungsprozesse über einen vom Landesrechnungshof eindringlich geforderten massiven Personalabbau bei der Badischen Landesbibliothek (BLB).

In der Rückschau betrachtet fallen Ehrles Jahre an der Spitze der BLB deutlich in zwei Phasen. Die erste ist geprägt durch die enorme Vermehrung der Zahl der Handschriften und

Peter Michael Ehrle Foto: Beate Ehlig, Badische Landesbibliothek

Alten Drucke, die zurecht als größter Wertzuwachs seit der Säkularisation vor rund 200 Jahren bezeichnet worden ist; die zweite Phase stand ganz im Zeichen von parallel ausgefochtenen Abwehrkämpfen gegen drohende Verluste von Handschriften und Personalstellen. Der mit diesen Defensivanstrengungen verbundene Schatten sollte jedoch nicht den Blick auf die insgesamt 14 Jahre währende Amtszeit Ehrles verstellen, in der die Badische Landesbibliothek ihren vorderen Platz unter den deutschen Landes- und Regionalbibliotheken behaupten und ausbauen konnte.

Peter Michael Ehrle, am 23. März 1945 im egerländischen, unweit von Karlsbad gelegenen Chodau (heute tschechisch Chodov) geboren, studierte Geschichte und Germanistik in Tübingen. Nach dem Staatsexamen entschied er sich zur Promotion im Fach Geschichte und gewann als Doktorvater Professor Ernst Walter Zeeden, mit dem er auch später verbunden blieb. Seine 1979 wegen ihres großen Umfangs in zwei Bänden veröffentlichte Dissertation befasste sich mit der Verfassungsgeschichte des Vormärz und nahm dabei die Volksvertretungen zahlreicher deutscher Länder in den Blick.[3] Aus der Beschäftigung mit dem Konstitutionalismus in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erwuchs das Interesse an Robert von Mohl als einem der wichtigsten Repräsentanten des jungen deutschen Parlamentarismus. Mohl war jedoch nicht nur Professor für Staatswissenschaften und Politiker, sondern zeitweise auch Bibliothekar. Und so überrascht es nicht, dass Peter Michael Ehrle Mohls Oberbibliothekariat in Tübingen zum Gegenstand seiner Assessorarbeit[4] machte, die er zum Abschluss seines Bibliotheksreferendariates, das er an der Universitätsbibliothek Tübingen und am Bibliothekar-Lehrinstitut des Landes Nordrhein-Westfalen in Köln absolvierte, einreichte. Zeitgleich mit dem Erscheinen dieses Buches widmete Ehrle Mohl eine Ausstellung, die aus Anlass von dessen hundertstem Todestag 1975 in den Räumen der Universitätsbibliothek Tübingen gezeigt wurde.[5]

Nach erfolgreicher Laufbahnprüfung für den Höheren Dienst an Wissenschaftlichen Bibliotheken kehrte Ehrle 1974 in seine Ausbildungsbibliothek zurück, in der er das Fachreferat für Geschichte und zugleich die Leitung der kleinen Abteilung Sachkatalog übernahm. In einer Zeit, in der systematisch angelegte Zettelkataloge noch die zentrale Rolle bei der inhaltlichen Erschließung des bibliotheksseigenen Literaturbestandes spielten, kam diesem Bereich eine wichtige Funktion zu. Der nach der Methode Eppelsheimer aufgebaute Tübinger Katalog sicherte eine vergleichsweise niveauvolle Erschließung. Ehrle wusste um die Qualität dieses Kataloges; ihm blieben aber auch die erheblichen bibliothekarischen Ressourcen nicht verborgen, die für ein solches Werk aufzuwenden sind. Von daher überrascht es nicht, dass er sich Jahre später für die Einstellung des Systematischen Katalogs der Badischen Landesbibliothek und für den Übergang zur sehr viel rationelleren, kooperativ auf Landesebene angelegten verbalen Sacherschließung einsetzte.

Nach 14 Jahren Fachreferentenarbeit in Tübingen bewarb sich Ehrle 1992 um den Posten des Stellvertretenden Direktors der Württembergischen Landesbibliothek (WLB) in Stuttgart. Zuständig für innere Verwaltungsprozesse und für Personalfragen, außerdem für den damals noch der Bibliothek angegliederten Zentralkatalog Baden-Württemberg lernte Ehrle den Bibliotheksbetrieb aus Sicht der Direktion kennen. Wenige Zeit später, nach

der Pensionierung von Dr. Gerhard Römer, dem langjährigen Leiter der Badischen Landesbibliothek, ergriff Ehrle die Chance, von Württemberg nach Baden zu wechseln und trat am 1. Februar 1994 das Amt des Leitenden Bibliotheksdirektors in Karlsruhe an. Der Aufenthalt in Stuttgart blieb mit gerade einmal eineinhalb Jahren eine kurze Episode, versprach aber mit Blick auf die traditionell enge Zusammenarbeit zwischen den beiden Landesbibliotheken für die folgenden Jahre positive Wirkungen.

Noch in Ehrles Stuttgarter Zeit fiel der Ankauf der Handschriften aus der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek in Donaueschingen durch das Land Baden-Württemberg im Jahre 1993. An den Kauf schloss sich die Lösung der schwierigen Frage an, wie die aus ca. 1225 Handschriften (in etwa 1370 Bänden) bestehende Sammlung aufzuteilen sei und nach welchen Kriterien die Verteilung sinnvoller Weise geschehen könne.[6] Das Ministerium entschied, die lateinischen Handschriften an die WLB und die deutschen Handschriften des Mittelalters (Grenze 1500) an die BLB zu geben.[7]

Zu dem ersten großen Zuwachs an wertvollen Zimelien, den Ehrle – überspitzt gesagt – aus Stuttgart mitbrachte,[8] zählten daher die 268 Donaueschinger Handschriften, die 1994 in die BLB gelangten. Dabei handelte es sich zwar um den zahlen- und wertmäßig kleineren Teil des ehemaligen Fürstenbergischen Besitzes, aber um eine aus wissenschaftlicher, insbesondere germanistischer Sicht interessante Auswahl. Ehrle zeigte sich mit dem Ergebnis der Aufteilung auch deshalb zufrieden, weil mit den Neuzugängen der in Karlsruhe bereits vorhandene Bestand an Werken aus der Provenienz des Freiherrn Joseph von Laßberg entscheidend vermehrt werden konnte.[9] Zu den Handschriften gesellten sich noch 52 Inkunabeln.

Ein Jahr später beschloss eine weitere Adelsfamilie sich von ihrem Buchbesitz zu trennen. Noch vor Beginn der großen Auktion im Neuen Schloss von Baden-Baden 1995 erwarb das Land mit Mitteln der Stiftung Kulturgut Baden-Württemberg und zusätzlichen Spendengeldern die Schlossbibliothek Baden-Baden aus den Händen der Familie Baden. Durch den Zugang von rund 40 000 Werken konnte die Badische Landesbibliothek ihren Altbestand, der aufgrund der fast totalen Bestandsvernichtung im Zweiten Weltkrieg nur geringen Umfang aufweist, deutlich vermehren.[10]

1999 schließlich erhielt die Badische Landesbibliothek die Sammlung von Musikhandschriften und Musikdrucken aus der Fürstenbergischen Hofbibliothek Donaueschingen.[11] Dieser Kauf, wiederum aus Mitteln der Stiftung Kulturgut Baden-Württemberg finanziert, ergänzte die bereits vorhandenen Musikhandschriften aus markgräflicher Zeit und trug dazu bei, die Bibliothek in die vordere Reihe der deutschen Musiksammlungen zu rücken. Nicht angekauft wurde allerdings die Hofbibliothek selbst; auch wenn zahlreiche interessante Werke bei den Auktionen des Donaueschinger Erbes für die BLB erworben werden konnten,[12] so ist der überwiegende Teil der rund 130 000 Bände zählenden Sammlung in alle Welt zerstreut worden.

Als letzte spektakuläre und von Ehrle immer als Krönung angesehene Erwerbung erfolgte schließlich der Kauf der Handschrift C des Nibelungenliedes. Diese teure Handschrift war 1994 vom Fürstenhaus Donaueschingen nicht zusammen mit der Handschriftensammlung an das Land veräußert worden. Sie wurde erst Jahre später angeboten und 2001 von der Landesbank Baden-Württemberg mit Unterstützung der Kulturstiftung der Länder, der Bundesrepublik Deutschland und der Familie von Laßberg angekauft und befindet sich seitdem im Eigentum der Käufer. Hart umkämpft war der künftige Aufbewahrungsort dieses von Mythen umrankten hochmittelalterlichen Werkes. Ehrle gelang es mit Hilfe einer konsequent auf dem Provenienzprinzip aufbauenden Argumentation, alle Mitbewerber aus dem Feld zu schlagen, so dass die Handschrift heute im Tresor der Badischen Landesbibliothek liegt.

Um den Aufsehen erregenden Neuzugang der Öffentlichkeit zu präsentieren, ließ Ehrle sie noch im gleichen Jahr an drei Tagen im Vortragssaal der Landesbibliothek besichtigen.[13] Die eigentliche Präsentation des Nibelungenliedes erfolgte erst zweieinhalb Jahre später im Karlsruher Schloss im Rahmen einer großen Ausstellung in Kooperation mit dem Badischen Landesmuseum unter dem Titel „Das Nibelungenlied und seine Welt“.[14] Erstmals waren die Handschriften A, B und C sowie weitere Exemplare des Nibelungenliedes

nebeneinander zu betrachten, dazu zahlreiche Gegenstände aus dem Umfeld der Sage.[15]

Die Nibelungenliedschau war mit 72 000 Besuchern die mit Abstand bestbesuchte Ausstellung, die in der Amtszeit Ehrles stattgefunden hat. Sie war sicherlich ein in jeder Hinsicht einmaliges Ereignis. Gleichwohl bleibt festzuhalten, dass Ehrle auf Ausstellungen als ein zentrales Medium der Kultur- und Öffentlichkeitsarbeit einer Regionalbibliothek stets den größten Wert gelegt hat. Die Zahl der in den vergangenen 14 Jahren gezeigten Ausstellungen, die in manchen Fällen von Mitarbeitern des eigenen Hauses, in der Mehrzahl der Fälle von externen Büchersammlern, Buchkundlern, Künstlern, Historikern, Musikwissenschaftlern, Literaturhistorikern, Landeskundlern u. a. konzipiert wurden und die immer wieder auch von Katalogen und Publikationen begleitet waren, ist überaus eindrucksvoll.[16]

Gleiches gilt für die übrigen kulturellen Veranstaltungen wie Vorträge, Lesungen, Konzerte, Studienfahrten usw., die in Verbindung mit der Badischen Bibliotheksgesellschaft, dem Förderverein der Badischen Landesbibliothek, stattfinden. Zwar hat die Bibliotheksgesellschaft ihre neben den Mitgliedsbeiträgen und Spenden wichtigste finanzielle Quelle 2003 durch die Auflösung der Kopierstelle verloren, doch sind die Zuwendungen der Gesellschaft auch danach noch bei vielen Gelegenheiten für die Bibliothek wertvoll gewesen. Anlässlich ihres vierzigjährigen Bestehens hat Ehrle, der qua Satzung Geschäftsführer der Badischen Bibliotheksgesellschaft war, das Gesamtvolumen der Fördermaßnahmen errechnet; es liegt bei 1,2 Millionen Euro.[17] Ebenso wichtig wie die finanzielle Unterstützung ist natürlich die ideelle Förderung, die sich vor allem in Krisenzeiten als wertvolle politische Hilfe erweisen kann, wie sich beispielsweise im Zusammenhang mit dem Kulturgüterstreit zeigte.

Bibliothekarisches Wirken besteht allerdings nicht nur aus Glanzlichtern. Zwischen spektakulären und wertvollen Neuerwerbungen sowie erfolgreichen Ausstellungen und Veranstaltungen, die diese Highlights setzen können, ist der bibliothekarische Arbeitsalltag zu meistern, der weniger öffentlichkeitswirksam ist, aber letztlich das Fundament darstellt, auf dem die Existenzberechtigung einer Bibliothek basiert. Zu diesem Fundament zählen bei einer wissenschaftlichen Gebrauchsbibliothek die Erwerbung aktueller Literatur und neuer Medien und die Benutzung aller Bestände im Rahmen der Ausleihe, Fernleihe und Präsenznutzung. Hinzu treten diejenigen Funktionen, die sich aus der speziellen Aufgabenstellung einer Landesbibliothek ergeben wie die Wahrnehmung des Pflichtexemplarrechts und die Verzeichnung landeskundlicher Literatur in einer speziellen Datenbank.

Alle genannten Aufgaben können nur unter Einsatz leistungsfähiger Hard- und Software bewältigt werden. Diese Selbstverständlichkeit veranlasste Ehrle, der auch privat eine große Affinität zur EDV besitzt und sich dieses Mediums bisweilen auch in spielerischer Absicht bedient,[18] sein Augenmerk auf die Weiterentwicklung bibliothekarischer EDV-Anwendungen zu legen. Während seiner Amtszeit wurde das allererste Ausleihsystem, das unter dem Namen OLAF bekannt war, in Zusammenarbeit mit der Universitätsbibliothek Karlsruhe durch ein moderneres Ausleihsystem ersetzt und mit dem neu installierten Onlinekatalog verknüpft. Außerdem konnten in den vergangenen Jahren die Bearbeitungsvorgänge in der Erwerbung und in der Fernleihe automatisiert werden. Auf die Einrichtung von Internetplätzen bzw. -zugängen für Benutzer folgte die Freischaltung der Digitalen Bibliothek mit Zugang zu Onlinedatenbanken und elektronischen Zeitschriften. Dazu kommen die Adaptionen an aktuelle Betriebssysteme und Standardprogramme sowie die Aufrüstung der Rechnerkapazitäten, beides als Daueraufgaben. Bei allen Neuerungen, die hier nur exemplarisch erwähnt werden konnten, bleibt freilich zu bedenken, dass es einer Landesbibliothek, selbst einer von der Größe der BLB, naturgemäß schwer fällt, mit der Schnelllebigkeit der EDV-Technologie und der Fortentwicklung bibliotheksspezifischer Anwendungen Schritt zu halten. Der Abstand zu den in dieser Hinsicht fortgeschrittensten Universitätsbibliotheken Deutschlands, die meist auf eigene oder universitäre Rechenzentren zurückgreifen können, war immer unübersehbar – und wird es wohl auch in Zukunft bleiben.

Zu den Alltagsproblemen eines Bibliotheksdirektors gehören zudem der Personal- und

Sachetat und der Umgang mit Raum- und Baufragen. Ehrle fand zu Beginn seiner Amtszeit ein modernes, 1991 eingeweihtes Bibliotheksgebäude vor, dessen Errichtung in die Ära seines Vorgängers fällt und das zu den nachhaltig wirkenden Verdiensten Dr. Gerhard Römers zählt. Doch auch ein bestehendes Gebäude verlangt im Laufe der Jahre Anpassungen an wachsende Bestände, an veränderte Nutzungsanforderungen, an schrumpfende Mitarbeiterzahlen, an neue sicherheitstechnische Standards, an aktuelle baurechtliche Vorschriften usw. Alle genannten Gründe lassen bauliche und organisatorische Maßnahmen zu einer Dauerbeschäftigung werden. Auch an dieser Stelle muss ein Beispiel genügen. Da die Badische Landesbibliothek mit immer weniger Personal auskommen muss, sah sich Ehrle veranlasst, den einst im Neubau als große Errungenschaft eingerichteten Musiklesesaal, der zugleich Mediothek war, zum Jahresbeginn 2005 zu schließen und die Benutzung der musikwissenschaftlichen Bestände in den Handschriftenlesesaal, die Nutzung der audio-visuellen Medien in den Hauptlesesaal zu verlagern.

Die Binsenweisheit, dass Bibliotheken Wachstumsbetriebe sind und dass sich an dieser Tatsache auch im Digitalen Zeitalter nichts geändert hat, ist in die Kalkulation der Buchflächen des Neubaus unzureichend eingeflossen. Denn nur zehn Jahre nach Einweihung des neuen Gebäudes waren die Reserven zur Unterbringung neuer Bücher und anderer Medien bereits erschöpft. Ehrles Bemühen richtete sich daher auf die Zurückgewinnung des alten Bibliotheksmagazins, das aber auch vom Staatlichen Museum für Naturkunde beansprucht wird. Da die BLB pro Jahr weitere Stellfläche im Umfang von rund 1,5 km benötigt, ist auch dieses Magazin in Kürze komplett belegt, so dass die Akquirierung zusätzlicher Magazinkapazitäten zu den Herausforderungen zählt, mit denen Ehrles Nachfolger von Anfang an konfrontiert werden wird.

Zum Engagement für das eigene Haus tritt die Vertretung bibliothekarischer Interessen auf lokaler, regionaler und nationaler Ebene. Während seiner Zeit als Fachreferent in Tübingen ließ sich Peter Michael Ehrle zum Vorsitzenden des Landesverbandes Baden-Württemberg des Vereins Deutscher Bibliothekare wählen und führte diesen Verein von 1984 bis 1988. In den Jahren 1996 bis 2002 gehörte er dem Vorstand des Landesverbandes Baden-Württemberg des Deutschen Bibliotheksverbandes an und bekleidete dort von 1996 bis 1999 das Amt des Geschäftsführers. Besonders lagen Ehrle die Interessen der Regional- und Landesbibliotheken am Herzen, die bundesweit von der Arbeitsgemeinschaft der Regionalbibliotheken wahrgenommen werden. 2003 bis 2004 war er Vorsitzender dieses Gremiums, weitere vier Jahre arbeitete er im Vorstand mit. Aufgrund dieser Funktionen wurde die BLB zum Tagungsort für bibliothekarische Treffen und Veranstaltungen.

Die letzten Dienstjahre Ehrles standen ganz im Zeichen der Auseinandersetzungen um den Abbau von Personalstellen und den Verkauf von Handschriften. Über die Absicht der Landesregierung von Baden-Württemberg, Handschriften der Badischen Landesbibliothek zum Verkauf freizugeben, um mit den Erlösen die finanziellen Forderungen der Familie Baden zum Erhalt von Schloss Salem zu erfüllen, ist in dieser Zeitschrift berichtet worden.[19] Peter Michael Ehrle hat, nachdem er im September 2006 von entsprechenden Plänen aus Journalistenkreisen erfahren hatte, spontan gegen den Verkauf der Handschriften opponiert und dadurch viel Anerkennung und Respekt erfahren, mancherorts aber auch für tiefe Verstimmung gesorgt. Von Anfang an ließ er auf der Homepage der BLB die von Tag zu Tag wachsende Zahl der Medienberichte dokumentieren, die mittlerweile auf über 1500 Nachweise angewachsen ist.[20] Ein Monate zuvor geplanter, am 28. September 2006 gehaltener Vortrag Ehrles zur Bestandsgeschichte der BLB erhielt über Nacht ungeahnte Aktualität und nicht voraussehbare Publizität; er ist inzwischen gedruckt erschienen.[21] Ein badischer Verlag bat Ehrle um die Veröffentlichung eines Buches zur Geschichte der Handschriftensammlung und zur Dokumentation des Handschriftenstreits, welche bei Erscheinen des Buches, im Frühjahr 2007, eine bis heute durch die Ereignisse nicht überholte Zwischenbilanz war.[22] Die Nachfrage und die Rezeption in den Medien fielen groß und anerkennend aus.[23]

Als sich die Landesregierung Ende 2006 entschloss, eine Expertenkommission zur Überprüfung der komplizierten Eigentumsfrage einzusetzen, ernannte sie Ehrle zum beratenden Mitglied. Im Dezember 2007 übergaben die Experten dem Minister für Wissenschaft, Forschung und Kunst ihr Gutachten, das die eigentumsrechtliche Zuordnung der einzelnen Kulturgüter umfassend klärte und mit Ausnahme weniger Stücke die große Mehrheit der Handschriften auf Grundlage der Pertinenzlehre zur Hofausstattung zählte und damit als eindeutiges Staatseigentum klassifizierte.[24]

Eine Rückgabe der Handschriften an die Familie Baden steht seitdem wohl nicht mehr zu befürchten, zumal die Landesregierung erklärt hat, dass sie die wenigen nicht dem Staatseigentum zugeordneten Handschriften erwerben will. Peter Michael Ehrle hätte sich angesichts dieses Ausgangs zurücklehnen können, wenn sich nicht ein neues Konfliktfeld aufgetan hätte. Bereits 2005 hatte der Rechnungshof Baden-Württemberg die Personalausstattung und die Aufgabenerledigung der beiden Landesbibliotheken in Karlsruhe und Stuttgart vergleichend geprüft mit dem Ziel, Einsparmöglichkeiten im Bereich des eingesetzten Personals aufzuzeigen. In seiner 2006 veröffentlichten Denkschrift bezifferte der Rechnungshof dieses Einsparpotenzial auf 28,1 Stellen bei der BLB und 4,4 bei der WLB.[25] Gegen diese Forderung wandte sich Ehrle entschieden und fand für seine Argumente im zuständigen Ministerium Gehör. Den als Kompromiss vorgeschlagenen Wegfall von 13,9 Stellen, darunter alleine 9,5 für den zu privatisierenden Reinigungsdienst und für die Garderobe, so befand auch Ehrle, könnte die Bibliothek notfalls kompensieren.

Als am 17. Januar 2008 der Finanzausschuss des Landtags von Baden-Württemberg über Personalkürzungen bei den beiden Landesbibliotheken beriet und dem Landtag empfahl, „die vom Rechnungshof vorgeschlagenen Personalreduzierungen bei gegebener Aufgabenstellung an der Landesbibliothek Karlsruhe zeitnah umzusetzen“,[26] musste Ehrle davon ausgehen, dass alle 28,1 Stellen gestrichen werden sollten, zumal auch die ihm vorgesetzte Dienstbehörde diese Meinung vertrat. Nachdem dann der Landtag der Beschlussempfehlung des Finanzausschusses am 30. Januar 2008 zustimmte, reichte Ehrle seinen Antrag auf Versetzung in den Ruhestand ein.

Dass nach der Presseberichterstattung über diesen Schritt einige Landtagsabgeordnete erklärten, die Beschlussempfehlung des Finanzausschusses sei lediglich auf die von der Regierung vorgeschlagenen 13,9 Stellen bezogen gewesen,[27] lässt die Hoffnung aufkommen, dass Ehrles Schritt dazu beitragen kann, den Stellenabbau bei der BLB in Grenzen zu halten.

Die Badische Landesbibliothek mit ihrer rund fünfhundertjährigen Geschichte besitzt für die Region entlang des Oberrheins eine identitätsstiftende Bedeutung. Nicht umsonst findet man sie in dem Band „50 Jahre Baden in Baden-Württemberg“ eingereiht unter die prominenten kulturellen und politischen Einrichtungen dieses Raums.[28] Peter Michael Ehrle hat sich für den Erhalt dieses badischen Kulturerbes engagiert eingesetzt, aber nie in Abgrenzung zum württembergischen Landesteil, aus dem er nach Karlsruhe gekommen war. Sein Vergleichsmaßstab waren in manchen bibliothekarischen Fragen die Universitätsbibliothek Tübingen und die Württembergische Landesbibliothek Stuttgart. Auch seine geschichtswissenschaftlichen Präferenzen hatten eine leicht schwäbische Färbung. Eine Verlegung seines Altersruhesitzes zurück an den mittleren Neckar – das kommt für ihn jedoch nicht in Frage.

Anmerkungen

1 Badische Neueste Nachrichten, 27. 2. 2008, Stuttgarter Zeitung, 28. 2. 2008, Badische Zeitung, 28. 2. 2008. Die BNN kommentierten Ehrles Schritt als „letztes Mittel“.

2 Die Frankfurter Allgemeine Zeitung (28. 2. 2008) gab Ehrle den Titel „Der Bibliothekar von Karlsruhe“.

3 Volksvertretung im Vormärz: Studien zur Zusammensetzung, Wahl und Funktion der deutschen Landtage im Spannungsfeld zwischen monarchischem Prinzip und ständischer Repräsentation. Frankfurt a. M. 1979 (Europäische Hochschulschriften, Reihe 3, 127).

4 Robert von Mohl als Leiter der Tübinger Universitätsbibliothek (1836–1844). Tübingen 1975 (Contubernium: Beiträge zur Geschichte der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, 10).

5 Robert von Mohl (1799–1875). Ausstellung zu seinem 100. Todestag, veranstaltet von der Univer-

sitätsbibliothek und dem Universitätsarchiv Tübingen, 4.–29. November 1975. Tübingen 1975 (Ausstellungskataloge der Universität Tübingen, 4).
6 Über das „Gerangel“ berichteten die Badischen Neuesten Nachrichten, 19. 3. 1993.
7 Die Handschriften wurden, wie das bei wertvollen Erwerbungen üblich ist, kurze Zeit später der Stuttgarter und Karlsruher Öffentlichkeit präsentiert: „Unberechenbare Zinsen“: Bewahrtes Kulturerbe. Katalog zur Ausstellung der vom Land Baden-Württemberg erworbenen Handschriften der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek. Stuttgart 1993.
8 So der Tenor bei seiner Amtseinführung am 8. Juli 1994. Vgl. den Bericht von Ursula Bernhardt: Offizielle Amtseinführung des neuen Bibliotheksdirektors der Badischen Landesbibliothek, Dr. Peter Michael Ehrle. – In: EUCOR-Bibliotheksinformationen 5 (1994), S. 9–13.
9 Badische Neueste Nachrichten, 16. 3. 1994.
10 Peter Michael Ehrle, Armin Schlechter: Ankauf der markgräflichen Bibliothek aus dem Neuen Schloss in Baden-Baden. – In: Badische Heimat 75 (1995) 4, S. 570–578.
11 Martina Rebmann: Musikalien der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek Donaueschingen jetzt in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe – In: EUCOR-Bibliotheksinformationen 15 (2000), S. 6–10.
12 Auch diese Neuerwerbungen wurden ausgestellt: Joseph Freiherr von Laßberg (1770–1855) und seine Bibliothek. Neuerwerbungen des Landes Baden-Württemberg in der Badischen Landesbibliothek. Begleitbuch zur Ausstellung vom 17. Februar bis 12. April 2001. Von Ute Obhof u. a. Karlsruhe 2001.
13 Badische Neueste Nachrichten, 7. 7. 2001.
14 Die Badischen Neuesten Nachrichten widmeten ebenso wie zahlreiche andere Zeitungen dieser Ausstellung große Aufmerksamkeit (Sonderseite 13./14. 12. 2003).
15 „Uns ist in alten Mären …“ Das Nibelungenlied und seine Welt. Ausstellung im Badischen Landesmuseum, Schloss Karlsruhe, 13. 12. 2003–14. 3. 2004. Hrsg. von der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe und dem Badischen Landesmuseum Karlsruhe. Karlsruhe 2003.
16 Die Publikationen sind auf der Homepage der BLB (www.blb-karlsruhe.de) unter der Rubrik „Wir über uns / Daten, Fakten, Publikationen, Buchtipps“ dokumentiert.
17 Vierzig Jahre Badische Bibliotheksgesellschaft e. V. Jubiläumsschrift und Begleitheft zur Ausstellung „1966–2006: Kostbare Geschenke der Badischen Bibliotheksgesellschaft“. Karlsruhe 2006, S. 21.
18 Der Sonntag bei … Peter Michael Ehrle, Leiter der Badischen Landesbibliothek. – In: Der Sonntag 10. 12. 2006. Vgl. auch Peter Michael Ehrle: Warum ich gerne Online-Rollenspiele spiele: Computerspiele sind kein Kinderkram. – In: Streitfall Computerspiele: Computerspiele zwischen kultureller Bildung, Kunstfreiheit und Jugendschutz. Hrsg. von Olaf Zimmermann und Theo Geißler (Aus Politik und Kultur, 1). 2. erw. Aufl. Berlin: Deutscher Kulturrat 2008, S. 104–105.
19 Heinrich Hauß: Der Handschriftenstreit: Eine unsägliche Geschichte. Versuch einer Chronologie der Ereignisse 21. 9.–2. 11. 2006. – In: Badische Heimat 86 (2006) 4, S. 149–168.
20 Auf der Homepage der BLB zu finden unter der Rubrik „Aktuelle Informationen“.
21 Vom markgräflichen Sammeleifer zur staatlichen Erwerbungspolitik. Zur Geschichte der Badischen Landesbibliothek. – In: Baden: 200 Jahre Großherzogtum. Vom Fürstenstaat zur Demokratie. Hrsg. von Paul-Ludwig Weihnacht. Freiburg 2008, S. 139–152.
22 Die Handschriftensammlung der Badischen Landesbibliothek. Bedrohtes Kulturerbe? Hrsg. von Peter Michael Ehrle und Ute Obhof. Gernsbach 2007.
23 So auch die Besprechung von Volker Schupp in der Badischen Heimat 87 (2007) 2, S. 379–380.
24 Das Eigentum an badischen Kulturgütern aus der Zeit der Monarchie. Hrsg. von der Expertenkommission „Eigentumsfragen Baden“. Stuttgart 2007. Das bislang nur als Wordausdruck vorliegende Gutachten soll noch 2008 als Verlagspublikation erscheinen.
25 Denkschrift 2006 zur Haushalts- und Wirtschaftsführung des Landes Baden-Württemberg mit Bemerkungen zur Haushaltsrechnung für das Haushaltsjahr 2004. Karlsruhe 2006. Beitrag 20: Landesbibliotheken Karlsruhe und Stuttgart (auch als Internetressource auf der Homepage des Rechnungshofs Baden-Württemberg). Der Rechnungshof spricht nicht von „Stellen“ (Vollzeitstellen), sondern von „Vollzeitäquivalenten“.
26 Landtag von Baden-Württemberg, Drucksache 14/2246 (im Internet abrufbar unter: www.landtag-bw.de/Dokumente).
27 Badische Neueste Nachrichten, 28. 2. und 4. 3. 2008. Vgl. auch die gemeinsame Pressemitteilung der Karlsruher Landtagsabgeordneten Renate Rastätter, Gisela Splett und Johannes Stober vom 27. 2. 2008 (im Internet abrufbar über die Homepage der drei Abgeordneten).
28 Peter Michael Ehrle: Die Badische Landesbibliothek. – In: Die badischen Regionen am Rhein: 50 Jahre Baden in Baden-Württemberg. Eine Bilanz. Hrsg. von Paul-Ludwig Weihnacht. Baden-Baden 2002, S. 443–446.

Anschrift des Autors:
Dr. Ludger Syré
Siemensstraße 9
76327 Pfinztal
syre@blb-karlsruhe.de

Christoph Schmider

Erzbischof Eugen Seiterich (1903–1958)

Zum 50. Todestag am 3. März 2008*

I. Einstimmung

Überraschung, nein, Fassungslosigkeit war das Gefühl, das viele Katholiken im Erzbistum Freiburg erfüllte, als sie am 3. März 1958 durch die Frühnachrichten – und später am Tag dann durch eine Ansprache von Weihbischof Hermann Schäufele – im Radio vom Tod ihres Oberhirten Eugen Seiterich erfuhren. Viele Freiburger, darunter der gleichaltrige und wenige Wochen später gleichfalls verstorbene Schriftsteller Reinhold Schneider, entnahmen die Nachricht dem Trauergeläute des Münsters. Damit freilich, daß nun schon zum dritten Mal innerhalb eines Jahrzehnts ein Erzbischof begraben werden mußte, hatte in jenen Vorfrühlingstagen kaum jemand gerechnet: Eugen Seiterich, vor dreieinhalb Jahren erst ins Amt gekommen, war ein für einen Erzbischof geradezu jugendlicher Mann von nicht ganz 55 Jahren, der, so hatte man meinen können, seinen Zenit noch gar nicht erreicht hatte.

Gewiß, Anfang des Jahres 1958 hatten Gerüchte von einer schweren Krankheit Seiterichs die Runde gemacht, und im Januar war er schon einmal ins Krankenhaus eingeliefert worden. Alle, die es wissen sollten, waren überdies eindringlich vorgewarnt worden: Am 25. Februar 1958 hatte das Erzbischöfliche Ordinariat durch Rundschreiben alle Seelsorgestellen und Klöster darüber informiert, daß der Erzbischof schwer erkrankt sei. Die Geistlichen wurden dazu verpflichtet, die für einen solchen Fall vorgesehenen Gebete *(„oratio pro infirmo archiepiscopo“* und zwar *„als imperata pro re gravi“)* zu verrichten. Zugleich bat man sie darum, die Gläubigen zu Fürbitten für den Erzbischof aufzufordern.

Gleichwohl rechnete man allenthalben mit seiner baldigen Genesung. Selbst seine engsten Angehörigen, sein Bruder und seine Schwester, waren nicht wirklich im Bilde gewesen. Sie waren ebenso überrascht, nein, fassungslos, als die Nachricht vom Tod des Bruders sie ereilte, wie fast alle anderen Menschen. Ganz wenige, eigentlich nur die engsten Mitarbeiter, waren darüber informiert, wie schlecht es um den Oberhirten stand. Warum er die Geschwister und Verwandten nie wirklich über den Ernst der Lage informiert habe, fragte Ludwig Seiterich, der Bruder, unmittelbar nach dem Tod den Erzbischöflichen Sekretär Friedrich Beutter. *„Exzellenz wünschte es nicht“* soll er zur Antwort erhalten haben. Der Erzbischof Eugen Seiterich wollte nicht, daß nach außen bekannt wurde, wie schlecht es um ihn stand schon seit Beginn des Jahres 1958, und seine engsten Mitarbeiter, insbesondere der Sekretär, respektierten diesen Wunsch und hielten die Information selbst vor den nächsten Verwandten geheim.

Diese Episode, die Ludwig Seiterich in seinem im Jahr 1968, also zehn Jahre nach Eugen Seiterichs Tod, veröffentlichten Gedenkbuch erzählt, ist in zweifacher Hinsicht bezeichnend für den vor nunmehr fünfzig Jahren verstorbenen elften Freiburger Oberhirten. Bezeichnend zum einen dafür, wie verläßlich und loyal Seiterichs Mitarbeiter ihm gegenüber waren: *„Exzellenz wünschte es nicht“* – und dieser Wunsch wurde selbstverständlich respektiert.

Warum aber wünschte er es nicht, warum sollte niemand von seiner schweren und, wie sich bald zeigte, tödlichen Krankheit erfahren? Nun, vermutlich hatte dies mit seinem Amtsverständnis zu tun. Das Bischofsamt war für

Erzbischof Eugen Seiterich

Eugen Seiterich kein erstrebenswertes Ziel, keine Stufe auf der kirchlichen Karriereleiter, die er bewußt, gezielt und freiwillig zu erklimmen gesucht hatte, sondern eine schwere Last, die ihm aufgebürdet worden war und die er tragen mußte, wie Jesus von Nazareth das Kreuz getragen hatte. Es war Gottes Wille, den er zu erfüllen hatte, da konnte er nicht jammern und klagen, und noch viel weniger konnte er Andere mit seinen Sorgen und Nöten belasten.

Einen möglichen Schlüssel zu Eugen Seiterichs Wesen und Wirken haben wir, scheint mir, mit dieser nur schwer erklärbaren Scheu davor gefunden, von seiner menschlichen Schwachheit zu sprechen. Doch dieser fast heilige Ernst, mit dem Seiterich sein Bischofsamt ausfüllte, dieser Ernst, der es ihm geboten erscheinen ließ, mit seiner Person ganz hinter das Amt zurückzutreten, zeigt nur eine Seite von seiner Persönlichkeit, eine Seite freilich, die um so mehr dominierte, je gewichtiger die Positionen wurden, die er im Lauf seines Lebens einnahm. Als Kind, als Schüler, sogar noch als Student soll er ein rechter Schelm gewesen sein, der kaum eine Gelegenheit zu Streichen oder Scherzen ausgelassen hat.

II. Kindheit und Jugend

Ein echter Karlsruher Oststadtbub sei er gewesen, meinte sein jüngerer Bruder Ludwig – die Oststadtbuben müssen demnach, zumindest in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg, eine ganz besondere Spezies von Lausbuben gewesen sein – dazu später noch ein bißchen mehr. Doch schon früh wies Eugen Seiterich auch andere Seiten auf, die den späteren hochgelehrten Theologen, Professor und Bischof erahnen lassen – wenigstens kann man in der Rückschau diesen Eindruck gewinnen. In Kindertagen schon zeigte sich seine in mehrfacher Hinsicht überragende Begabung, seine Schul- und Studienzeugnisse waren stets glänzend und deuteten das Potential an, das in Eugen Seiterich steckte. An der Wiege gesungen freilich war ihm seine steile Karriere gleichwohl nicht, kam er doch aus eher bescheidenen Verhältnissen.

Geboren wurde Eugen Viktor Paul Seiterich am 9. Januar 1903 in Karlsruhe als ältester Sohn des großherzoglichen Hofkutschers Franz Seiterich und seiner Ehefrau Adelheid geb. Müller. Sein Bruder Ludwig Seiterich, von 1954 bis 1968 Landrat in Konstanz, hat zum 10. Todestag einen Band mit Erinnerungen herausgegeben, in dem er die Kindheit in Karlsruhe in vielen Anekdoten sehr eingängig schildert. Manches mag in der Rückschau ein wenig verklärt sein – aber die Erzählungen lassen doch sehr deutlich erahnen, wie anders die Welt in jenen Jahren vor dem Ersten Weltkrieg, als im Karlsruher Schloß noch ein Großherzog residierte, gewesen sein muß.

Außerdem, und das ist für uns heute wohl wichtiger, zeigen diese Geschichten sehr schön eine menschliche Seite des späteren Erzbischofs, die in offiziellen Nachrufen und Würdigungen kaum je vorkommt. Ich kenne mich in Karlsruhe nicht aus, auch wenn ich vor mehr als einem Vierteljahrhundert mal zwei Semester hier studiert habe, und ich kann daher nicht beurteilen, wie treffend Ludwig Seiterichs Schilderungen sind, aber Ihnen ver-

mögen sie vielleicht ein bißchen vom spezifischen Karlsruher Lokalkolorit jener Zeit zu vermitteln. Lassen wir ihn doch einmal zu Wort kommen:

„Kindheit und Jugendjahre verlebte der kleine Eugen, von der Mutter ‚Gen' oder ‚Generle' gerufen, in Karlsruhe im Bereich des damaligen Schloßbezirks 11 und gewissermaßen im Schatten des hohen Kirchturms von St. Bernhard. Das Haus mit der elterlichen Wohnung in der Waldhornstraße 1a wurde im zweiten Weltkrieg leider vollständig zerstört. Über jenen Jahren zwischen der Jahrhundertwende und dem ersten Weltkrieg liegt heute der Glanz der Erinnerung. Es war eine legendäre Zeit. Das Leben in der Stadt war weitgehend geprägt von der großherzoglichen Hofhaltung. Fast täglich fuhr die alte Großherzogin durch die Waldhornstraße zur Kinderschule im Haus Nr. 18 – ein für die Jugend der ganzen Straße jeweils hochwillkommener Anlaß. Die ehrwürdige Dame hatte die freundliche Gewohnheit, beim Aussteigen durch eine sie begleitende Hofdame einige ‚Gutsele' verteilen zu lassen. Was sind wir bei dieser Gelegenheit der großherzoglichen Kutsche nachgerannt."

Eugen Seiterich soll ein echter, stets zu Streichen aufgelegter Karlsruher Lausbub gewesen sein, der vor allem am Indianerspielen große Freude gehabt hat. Er sei, erinnert sich sein anderthalb Jahre jüngerer Bruder, *„ein bis in die Kronenstraße und ins Karlsruher ‚Dörfle' höchst gefürchteter Häuptling"* gewesen. *„Seine Autorität",* so der Bruder weiter, *„war unbestritten. Wer nicht parierte, fing eine Maulschelle oder wurde an den Marterpfahl geschleppt. Er nannte sich ‚Schwarzer Adler' und war ein weit und breit gefürchteter Draufgänger und Haudegen. Sein Zeichen war der Adler. Daneben malte er jeweils die lapidaren Worte: hic fuit, das heißt: war hier. Wenn die Bande unter seiner Führung irgend einen gelungenen Streich geliefert hatte und nicht gerade wegen herannahender Polizeimacht Fersengeld geben mußte, hinterließ der Häuptling am Ort der Tat seine Stammesmarke."*

Darüber hinaus war er in jüngeren Jahren, wie sein Bruder schreibt, auch ein begeisterter Fußballfan: Noch als junger Geistlicher ging er mitunter zu Fußballspielen – in Priesterkleidung, versteht sich. Daß er als Erzbischof nie mehr „Indianerles" gespielt hat, dürfte als sicher gelten, doch darüber, wie sich seine Fußballbegeisterung entwickelt hat, läßt sich allenfalls spekulieren, da seine offiziellen Biographien sich hierüber ausschweigen. Ludwig Seiterich erzählt eine Episode aus der gemeinsamen Studienzeit in Freiburg, als die Fußballbegeisterung beim angehenden Theologen und späteren Erzbischof noch sehr ausgeprägt vorhanden war:

„Irgend ein Meisterschaftsspiel des FFC [Freiburger Fußball-Club]. Zuschauer war neben mir auch der geliebte Bruder. Beide Studenten; er bereits im schwarzen Häs. – Die Wogen der leidenschaftlichen Anteilnahme gingen hoch und höher. Wir beide verhehlten unseren alten Hang zum Kicken mitnichten. Die Zurufe wurden immer heftiger … immer präziser auch die anfeuernden Richtungsanweisungen: ‚Paß doch …' – ‚links raus' – ‚faul, faauuul' – ‚steil durch' – ‚Mensch, so ein Simpel' … ‚schießen' – kategorisch klang dieses ‚schieß doch' … bis sich der Auftritt dramatisch dahin löste, daß ich einen gesalzenen Tritt ans Bein bekam, einen ziemlich genau gezielten ‚volley'-Schuß, abgefeuert von des Bruders Rechten."

Seine *„Schlagfertigkeit"* bewahrte sich Eugen Seiterich weit über das Lausbubenalter hinaus – später natürlich vergeistigt und von der unmittelbar körperlichen auf eine intellektuelle Meta-Ebene transferiert. Doch Eugen Seiterich war auch als Kind und Jugendlicher schon keineswegs nur der *„Draufgänger"* und *„Choleriker",* wie ihn sein Bruder nennt, sondern hatte auch andere Seiten. Ich will daher darauf verzichten, seine teilweise recht derben Bubenstreiche nachzuerzählen, die Ludwig Seiterich zusammengetragen hat, weil dadurch leicht ein einseitiges Bild entstehen könnte.

Wenn der *„Indianerhäuptling"* Eugen Seiterich Schloßparkwächter und Polizisten ärgerte oder *„feindliche"* Indianer aus der Kronenstraße verdrosch, dann dürfte dies zumindest teilweise auch einem anderen Wesenszug zuzuschreiben sein, der ihn zeitlebens auszeichnete: Daß er sich gegen unsinnige oder unverständliche Zumutungen

mitunter vehement zur Wehr setzte, daß er es nicht unwidersprochen hinzunehmen vermochte, wenn sein Gerechtigkeitsempfinden verletzt wurde, und daß er den Dingen gerne auf den Grund ging – in seinem Wirken als Priester, Wissenschaftler und Bischof spiegelte sich dieser Zug stets wider.

III. Schule und Studium

Eugen Seiterich absolvierte seine gesamte Schulzeit in Karlsruhe. Nach den ersten Schuljahren auf der Volksschule besuchte er ab 1912 das Humboldt-Realgymnasium, ab 1917 dann das Goethe-Gymnasium, wo er im Jahr 1921 die Reifeprüfung ablegte. Das Lernen scheint ihm leicht gefallen zu sein, die Zensuren waren zumeist vorzüglich, und wer immer ihn zu beurteilen hatte, sei es in der Schule, sei es später im Studium, bescheinigte ihm vielversprechendes Potential und prophezeite ihm eine große Zukunft. Er diente viele Jahre lang als Ministrant und Oberministrant in der Pfarrei St. Bernhard und zeigte sich in der Erfüllung seiner Pflichten stets äußerst gewissenhaft – auch wenn gerade im Winter das frühe Aufstehen bisweilen recht mühsam war.

Das Ende der Monarchie brachte für die Familie einen sozialen Abstieg und spürbare materielle Einbußen mit sich. Aus dem *„Großherzoglichen Hofkutscher“* Franz Seiterich wurde, nach einer Zeit der Arbeitslosigkeit mit höchst ungewissen Zukunftsaussichten, ein einfacher *„Büroassistent“,* der die Familie eher schlecht als recht ernähren konnte. Dem Gesuch um die Aufnahme unter die Priesteramtskandidaten der Erzdiözese legte Eugen Seiterich eine am 21. Januar 1921 vom Karlsruher Bürgermeisteramt ausgestellte *„Dürftigkeits-Bescheinigung“* bei und beantragte die teilweise Befreiung von den Verpflegungskosten im Konvikt. Da man ihn auf jeden Fall haben wollte – der zuständige Referent hatte auf seinem Antrag in roter Farbe vermerkt, daß Eugen Seiterich *„unbedingt“* aufgenommen werden solle – scheint er tatsächlich eine entsprechende Unterstützung erhalten zu haben.

Im Studium an der Freiburger Universität erfüllte Eugen Seiterich die aufgrund seiner Schulleistungen und der Empfehlung durch den Karlsruher Stadtdekan August Stumpf – der Seiterichs „Heimatpfarrer“ in St. Bernhard gewesen war – geweckten Erwartungen vollauf. Das auf den 27. Februar 1925 datierte Abgangszeugnis der Universität führt 37 theologische Fächer auf, von denen 29 mit der bestmöglichen Note *„sehr gut“* bewertet wurden, drei mit *„sehr gut–gut“* und drei weitere mit *„gut“*. Die beiden einzigen „Ausreißer“, in denen Seiterichs Leistungen lediglich *„genügend“* waren, hatte er in den Teilfächern *„Ethik und Naturrecht“* und im kirchlichen *„Verfassungsrecht“*. Kirchenrecht scheint ohnehin nicht gerade Eugen Seiterichs Lieblingsfach gewesen zu sein, denn im kirchlichen *„Verwaltungsrecht“* und im *„Eherecht“* waren seine Leistungen gleichfalls nur *„gut“*. Eine letzte kleine Schwäche – Schwäche natürlich nur in Relation zu seinen sonst fast durchweg überragenden Leistungen – hatte er sich schließlich in der *„Liturgik“* geleistet, wo seine Kenntnisse und Fähigkeiten angeblich gleichfalls nur *„gut“* waren.

Ähnlich positiv fiel der Abschlußbericht des Theologenkonvikts, des Collegium Borromaeum, aus. Seiterich sei, hieß es, *„ein sehr gut begabter Theologe mit theoretischem Interesse, aber auch offenem und scharfem Blick für das Leben. Er hat ein tiefes Innenleben u. ernstes, religiöses Streben verbunden mit einer sehr guten Gesinnung. Im Verkehr u. öffentl. Auftreten zeigt er eine gewisse Befangenheit u. Unsicherheit, die aus übertriebenem Streben, sich nicht vorzudrängen, u. wohl auch einem melancholischen Charakterzug entspringt.“*

Ebenfalls sehr gut, wenn auch keineswegs ohne kritische Untertöne und Einschränkungen, fiel die Beurteilung aus, die die Vorsteher des Priesterseminars über Eugen Seiterich abgaben. Er sei, hieß es, *„wohl der Begabteste des Kurses, von frischem Aussehen, von eigenartiger Veranlagung, etwas schwermütig, zur Kritik geneigt, sarkastisch, auch in aszetischer Hinsicht schwer zugänglich“*. Er arbeite zwar an sich, tue dies aber auf eine etwas eigenwillige Art und Weise. *„Wenn er in der Seelsorge sich bewährt hat“,* lautete das Fazit des Zeugnisses, *„könnte er für späteres Studium empfohlen werden“*. Sein intellektuelles Potential also hatten seine Oberen sehr wohl erkannt, doch schien er ihnen offenbar noch nicht ganz reif.

Für uns mag diese Beurteilung ohnehin nicht besonders positiv klingen, aber wir müssen uns natürlich vor Augen halten, daß seinerzeit die angehenden Priester eine streng ausgesiebte „Elite“ darstellten – ich gebrauche den heutzutage eher negativ besetzten Ausdruck „Elite“ ganz bewußt. Abitur zu machen war keineswegs eine Selbstverständlichkeit, besonders wenn man, wie Eugen Seiterich, aus eher kleinen Verhältnissen stammte –: dann mußte man besonders begabt sein. Und Theologie studierten, überspitzt ausgedrückt, nicht jene, bei denen es zu nichts anderem reichte, sondern in der Regel eher die Besten unter den Guten. Zugleich aber litt die Erzdiözese Freiburg seinerzeit nicht unter Klerikermangel, sondern man konnte sich leisten, genau hinzuschauen, hohe Ansprüche zu stellen und gezielt auszuwählen. Seiterichs Weihejahrgang bestand aus insgesamt rund 50 Neupriestern – wenn er unter diesen als *„der Begabteste“* angesehen wurde, dann wollte das schon etwas heißen.

IV. Priester und Wissenschaftler

Geweiht wurde Eugen Seiterich am 19. März 1926 von Erzbischof Karl Fritz. Zu seinen Kurskollegen zählte Franz Vetter, der am 26. Februar 1958 vom schwer kranken Erzbischof zum Generalvikar ernannt wurde – der eigentliche Generalvikar, Simon Hirt, war wegen Krankheit ebenfalls dienstunfähig. Mit knapp einer Woche hat Franz Vetter unter allen Freiburger Generalvikaren die kürzeste Amtszeit gehabt – mit Seiterichs Tod am 3. März 1958 war er das Amt ja schon wieder los. Weitere prominente Priester des Weihejahrgangs 1926 sind beispielsweise Heinrich Magnani, der sich nach dem Zweiten Weltkrieg in der katholischen „Neuen Heimat“ und durch seine Arbeit im Jugenddorf „Klinge“ große Verdienste erworben hat, oder Eugen Weiler, der Chronist der Dachauer KZ-Priester und „Gerechte unter den Völkern“.

Der Priesterweihe folgten Aufgaben als Vikar in der praktischen Gemeindeseelsorge in Baden-Baden, Neustadt im Schwarzwald und Heidelberg-St. Bonifaz. Anschließend war Eugen Seiterich einige Zeit im *„Erzbischöflichen Missionsinstitut“* (dem heutigen Seelsorgeamt) tätig. Zugleich mit seiner Versetzung nach Freiburg hatte er sich an der Philosophischen Fakultät der Universität für ein Promotionsstudium eingeschrieben. Er verfaßte eine Dissertation über *„Die logische Struktur des Typusbegriffes bei William Stern, Eduard Spranger und Max Weber“* – also über ein seinerzeit ganz aktuelles philosophisches Thema – und schloß dieses Studium mit einer am 22. Februar 1930 glänzend bestandenen Doktorprüfung ab. Am 27. Oktober 1930, nachdem die Dissertation auch im Druck vorlag, schrieb Eugen Seiterich an das Ordinariat:

„Im Wintersemester 1929/30 habe ich meine Doktorprüfung bestanden. Die Kosten für die vorgeschriebene Drucklegung der Arbeit beliefen sich auf 1264 Mk; die Gebühr für die Zulassung zur Prüfung betrug 200 Mk. Da ich kein eigenes Vermögen besitze und meine Bezüge zur Abdeckung der Unkosten nicht ausreichen, so bitte ich die Hochwürdigste Kirchenbehörde ergebenst, mir eine Beihilfe gütigst gewähren zu wollen.“ Schon wenige Tage darauf bewilligte ihm das Ordinariat einen Druckkostenzuschuß von 600,– Reichsmark und bot ihm, sollte dies nicht reichen, darüber hinaus ein Darlehen von bis zu 800,– RM an.

Mit der Promotion zum Dr. phil. hatte Eugen Seiterichs wissenschaftliche Laufbahn freilich erst begonnen. Zunächst folgte noch einmal ein halbes Jahr Vikarsdienst, diesmal in Ringsheim, ehe er im Oktober 1930 Repetitor am Collegium Borromaeum wurde und somit erstmals an einen Platz gestellt war, der seiner besonderen Stärke, dem Lehren, entsprach. Parallel zu dieser Tätigkeit in der Priesterausbildung intensivierte und vertiefte Eugen Seiterich seine theologischen Studien. Der Promotion zum Doktor der Theologie am 9. Dezember 1935 folgte im Sommersemester 1936 ein Studienaufenthalt in Berlin – seine Pläne, einige Zeit in Paris zu studieren, hatten sich vor allem aus politischen Gründen zerschlagen.

Für die Drucklegung der Dissertation – Thema waren *„Die Gottesbeweise bei Franz Brentano“* – im Jahr 1936 benötigte Seiterich wieder eine Finanzspritze vom Erzbischöflichen Ordinariat, wobei er sich in seinem Bitt-

brief nicht verkneifen konnte, darauf hinzuweisen, daß er die Promotion nicht aus eigenem Antrieb, sondern auf Weisung des Erzbischofs in Angriff genommen habe. Die höchste Stufe der wissenschaftlichen „Weihehierarchie“ erklomm Eugen Seiterich dann am 6. April 1938, als er sich an der Freiburger Theologischen Fakultät habilitierte. Mit dem Thema der hierfür grundlegenden Arbeit – *„Wege der Glaubensbegründung nach der so genannten Immanenzapologetik“* – kann ein theologischer Laie wie ich nun endgültig nichts mehr anfangen – es sei also nur der Vollständigkeit halber benannt.

Aus einem Brief, den Eugen Seiterich am 23. Februar 1939 an das Ordinariat schrieb, geht hervor, daß aus der Habilitation beinahe nichts geworden wäre. Der Dekan der Theologischen Fakultät hatte – anscheinend wider besseres Wissen – gesagt, es sei nicht erforderlich, Pflichtexemplare der gedruckten Arbeit an die Universitätsbibliothek abzuliefern. Eugen Seiterich hatte daraufhin, um Geld zu sparen, im Vertrag mit dem Herder-Verlag auch keine Pflichtexemplare vereinbart und geriet daher in nicht geringe Verlegenheit, als es nun plötzlich hieß, er müsse binnen kurzem 53 Exemplare beibringen, da ansonsten seine Habilitation hinfällig würde.

Dafür, diese 53 Bände beim Verlag zu kaufen, hatte er kein Geld und noch viel weniger Verständnis: *„Ich muß (…) ablehnen, den Sündenbock für die Unterlassung des Fakultätsdekanates zu machen. Es hat mir ohnehin auf dem Weg zur Erlangung der akademischen Dozentur an Schwierigkeiten und Zumutungen mannigfacher Art nicht gefehlt, sodass das Maß jetzt nachgerade voll ist.“* Da war er wieder einmal, der bisweilen aufbrausende Eugen Seiterich, der sich nicht alles gefallen lassen wollte – und in diesem Fall schließlich erreichte, daß die Universität die Kosten für die Pflichtexemplare übernahm.

Die nach der Habilitation nun eigentlich zu erwartende Universitätskarriere allerdings kam vorerst nicht zustande. Ludwig Seiterich erzählt warum, wobei mir seine Schilderung aus sozusagen „dritter Hand“ stellenweise ein wenig unrealistisch vorkommt:

„Anschließend wurde er in das Schulungslager Bad Tölz einberufen. Es war damals im Dritten Reich Laufbahnvorschrift, daß jeder Akademiker, gleichgültig ob Techniker oder Verwaltungsbeamter, Jurist oder Studienassessor, der sich um eine Anstellung im Staatsdienst bewarb, diesen Kurs in Bad Tölz erfolgreich absolviert haben mußte. Das Schulungslager stand in engem räumlichem Zusammenhang mit der dortigen SS-Junkerschule. Der vom Nationalsozialismus verfolgte Zweck war eindeutig. Da ein Theologieprofessor an der Universität Staatsbeamter war, fiel der neugebackene Dr. theol. habil. unter diese Bestimmung. Der spätere Erzbischof hat nie viel über diesen Lebensabschnitt erzählt. Er hielt sich bis zum Zusammenbruch 1945 an das bei Beendigung des Schulungskurses ausgesprochene Schweigegebot. Auch später blieb er wortkarg. Es müssen ihn diese Monate sehr bitter angekommen sein. Irgendwie fühlte er sich – das glaubte ich jedesmal aus seinen andeutenden Worten entnehmen zu können – in seiner Würde als Mensch und Priester gekränkt. (…)

Beim obligatorischen Abschiedsbesuch meinte der Leiter des Schulungslagers sinngemäß: ‚Nun, Sie verlassen unseren Kurs ja wohl ohne innere Bindung und Verständnis für das Werk Adolf Hitlers.‘ Dann hielt er mir – so erzähltest du – eine etwa viertelstündige Ansprache über Akademikertum und seine innere Haltung und Verpflichtung zum Nationalsozialismus und zum ‚Führer‘. Hierauf wollte er mich verabschieden. Was du nun sagtest, weiß ich noch so ziemlich Wort für Wort: ‚Herr Schulungsleiter, bis jetzt haben Sie gesprochen, eine Viertelstunde lang, und ich habe zugehört – jetzt spreche ich und sie hören zu‘. Dann hast du ihm deine Meinung über Christentum und Nationalsozialismus gesagt. Kurz, prägnant, völlig unmißverständlich. Auch eine Viertelstunde lang. Du schlossest mit Christi Wort vom Eckstein. – Sehen Sie zu, daß dieser Eckstein nicht eines Tages auf das Tausendjährige Reich stürzt und es zerschmettert! – Das mußte zwangsläufig schief gehen. Es ging auch schief. Du wurdest nicht Theologieprofessor an der Freiburger Universität.“

Wie dem auch sei – aus der Universitätslaufbahn wurde zunächst tatsächlich nichts. Statt dessen ernannte Erzbischof Conrad

Gröber den aus Sicht der braunen Ideologie unzuverlässigen Eugen Seiterich am 29. Oktober 1938 zum Professor am Priesterseminar St. Peter. Am 1. September 1945 übernahm er zudem das Amt des Subregens – und nun, nach dem Ende der Nazidiktatur, wurde es doch noch etwas mit der universitären Forschung und Lehre. Im Herbst 1947 erfolgte Seiterichs Ernennung zum außerplanmäßigen Professor an der Universität Freiburg, und am 1. November 1949 war er dann am Ziel aller akademischen Wünsche angelangt: Eugen Seiterich wurde ordentlicher Professor für Apologetik und Religionswissenschaft.

V. Bischof

Allerdings blieben ihm nur wenige – freilich intensiv genutzte – Semester für Forschung und Lehre. Bei den Studenten war er beliebt und konnte mit seinen Vorlesungen über Glaubensfragen auch zahlreiche Hörer anderer Fakultäten ansprechen. Ein Großteil seiner wissenschaftlichen Publikationen entstand in diesen Jahren, doch aus der geplanten Zusammenfassung in einem Lehrbuch der Fundamentaltheologie wurde nichts: Auf Wunsch von Erzbischof Wendelin Rauch ernannte Papst Pius XII. ihn zum Titularbischof von Binda und Weihbischof in Freiburg – konsekriert wurde er am 3. September 1952 im Freiburger Münster.

Glücklich war Eugen Seiterich nicht über diese erneute Wendung seines Schicksals. Sie bedeutete nicht nur das Ende seiner Wissenschaftlerlaufbahn, sondern auch eine hohe Verantwortung und eine große Belastung. *„Zur Bürde des Amtes erhoben“* sei er, so lautete die Schlagzeile über dem Artikel in der Freiburger „Badischen Zeitung“ vom 4. September 1952, in dem von der Bischofsweihe berichtet wurde. Zwar nimmt diese Schlagzeile Bezug auf einen Passus der Weiheliturgie – gleichwohl könnte man fast geneigt sein, dem Journalisten prophetische Gaben zuzusprechen, denn zur Bürde wurde Eugen Seiterich die bischöfliche Würde schon bald.

Ein Weihbischof ist zunächst und vor allem Helfer des Diözesanbischofs und hat die Aufgabe, diesen von einem Teil seiner Verpflichtungen zu entlasten. Eugen Seiterich jedoch mußte in zunehmend größerem Umfang den gesundheitlich angeschlagenen Erzbischof Wendelin Rauch ersetzen – ohne freilich dessen bischöfliche Rechte und Kompetenzen zu besitzen. Er kam viel in der Erzdiözese herum in seinen knapp zwei Jahren als Weihbischof, und die Menschen, die mit ihm zusammentrafen, behielten ihn meist als freundlichen, häufig lächelnden Bischof in Erinnerung. Doch schon damals ergriff ihn, wie später noch viel mehr, oftmals die Wehmut angesichts des Verlustes, den der Verzicht auf die theologische Wissenschaft und den unmittelbaren Kontakt zur Universität und zu den Studenten für ihn bedeutete.

Nach dem Tod von Erzbischof Wendelin Rauch wählte das Metropolitankapitel Eugen Seiterich zum Erzbischof. Am Donnerstag, dem 12. August 1954, konnte das Amtsblatt der Erzdiözese in einer aus nur einem Blatt bestehenden Ausgabe der Öffentlichkeit bekanntgeben, daß *„der Hl. Vater Papst Pius XII“* geruht habe, *„den vom Metropolitankapitel designierten Kandidaten, den Hochwürdigsten Herrn Weihbischof Dr. Eugen Seiterich, zum Nachfolger des hochseligen Erzbischofs Dr. Wendelin Rauch zu bestellen“*. Die Geistlichen wurden aufgefordert, die freudige Nachricht am unmittelbar folgenden Sonntag den Gläubigen bekanntzugeben und im Anschluß an die Predigt *„das Gebet für den Oberhirten und die Erzdiözese (‚Magnifikat‘ S. 155) zu verrichten.“*

Die „Badische Volkszeitung“ brachte in ihrer Ausgabe vom 12. August 1954 einen ausführlichen Artikel über den künftigen Erzbischof. Unter dem Titel *„Priester, Gelehrter und Oberhirte“* wurde zunächst sein Lebenslauf ausführlich und detailliert dargestellt, ehe der nicht genannte, aber offenbar über beste Insider-Kenntnisse verfügende Verfasser in einer Würdigung Seiterichs gleich noch Wünsche und Hoffnungen artikulierte:

„Wer immer dem Priester und Menschen Dr. Eugen Seiterich persönlich begegnet ist, war von seiner Bescheidenheit, seiner Hilfsbereitschaft und seinem gütig-menschlichen Wesen beeindruckt. ‚Professoral‘ hat sich Dr. Seiterich im persönlichen Umgang nie gegeben, weil er im Innersten seines Wesens ein unprofessoraler Mensch ist. Alle wissenschaftlichen Erfolge und Ehrungen haben es nicht

vermocht, an ihm auch nur einen Schimmer dessen zu hinterlassen, was man den ‚Hochmut der Weisheit' nennt. Eine Priesterpersönlichkeit von hohen geistigen und noch höheren menschlichen Qualitäten ist an die Spitze der Erzdiözese gestellt worden. Daß sie dem kirchlichen und religiösen Leben des Erzbistums, das seit April verwaist ist, aber praktisch schon seit Beginn der Erkrankung von Erzbischof Dr. Rauch im August 1953 der unmittelbaren, oberhirtlichen Leitung entbehrte, neue und notwendige Impulse verleihen wird, das ist der herzliche Wunsch und der Inhalt der Gebete der Diözesanen."

VI. Erzbischof

Die feierliche Inthronisation fand am 21. September 1954 statt. Beteiligt an der Amtseinführung war auch der Vertreter des Papstes in Deutschland, Apostolischer Nuntius Aloys Muench. Ich kann nicht sagen, wie oft Nuntius Muench insgesamt in Freiburg zu Gast war, doch außer diesem Besuch dürfte ihm ein anderer, einige Jahre zurückliegender, besonders nachdrücklich in Erinnerung geblieben sein. Damals war Nuntius Muench vor dem Ordinariatsgebäude aus seinem Dienstwagen gestiegen – und erst einmal in das dort verlaufende „Bächle" getreten. In Freiburg weiß jeder, was das normalerweise für Folgen hat: Es bedeutet, daß man eine Freiburgerin oder einen Freiburger heiraten wird. Nun, dem Apostolischen Nuntius Aloys Muench blieb dieses Schicksal erspart – und er widerlegte so ganz nebenbei noch die beliebte Freiburger Volksweisheit.

Doch zurück zur Inthronisation von Eugen Seiterich als Erzbischof. Nicht wenige, die an der Feier teilnahmen, waren überrascht darüber, wie ernst der neue Oberhirte dreinschaute. Die Ansprache, die er nach der Amtseinführung hielt, machte allerdings klar, warum dieser 21. September 1954 für Eugen Seiterich nicht unbedingt ein Freudentag war. Ich will ein längeres Stück aus dieser Ansprache zitieren, in der Eugen Seiterich unter Bezug auf den zweiten Korintherbrief (2. Kor. 4, 8 ff.) seine Empfindungen ausdrückt und zugleich so etwas wie sein Programm als Oberhirte formuliert:

„‚Wir geraten in Bedrängnis' (2. Kor. 4, 8). Dieses Wort des Apostels ist mir in dieser Stunde aus der Seele gesprochen. Wir geraten in Bedrängnis: im Blick auf die grosse Aufgabe, das Wort des Herrn zu verkünden und die Heilsgeheimnisse Gottes zu verwalten; im Blick auf die schwere Verantwortung, die auf meine Schultern gelegt ist. ‚Aus deiner Hand werde ich ihr Blut fordern' (Ez 3, 18). Wir geraten in Bedrängnis: im Blick auf die Lage unseres Volkes, auf die Sorgen und Nöten (sic!) unserer Zeit, auf die Angst der ganzen Welt, im Blick auf die Gegenwart und auf die Zukunft, die so dunkel vor uns allen liegt. Wir geraten in Bedrängnis: im Blick auf die eigene Schwäche und Armseligkeit, auf die eigene Unzulänglichkeit und Sündhaftigkeit. Wenn schon der Apostel sagt: ‚Herr, geh weg von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch' (Luk 5, 8), was soll dann ich Armer sagen?

Wir geraten in Bedrängnis. ‚Aber wir werden nicht erdrückt', so fährt Paulus fort (2. Kor. 4, 8). Und so möchte auch ich fortfahren. Wir werden nicht erdrückt im Aufblick zum ewigen unendlichen Gott, dessen Vorsehung alles in Weisheit lenkt, in dessen Hand auch unsere Zeit und ihr Geschehen ruht; im Vertrauen auf den barmherzigen, gütigen, treuen Gott, der zum Apostel gesprochen hat: ‚Es genügt dir meine Gnade' (2. Kor. 12, 9), und der seine Gnade und sein Erbarmen, so hoffe ich, auch mir nicht versagen wird. Wir werden nicht erdrückt: im Aufblick zu Maria, der Mutter unseres Herrn, der unsere Erzdiözese seit 100 Jahren geweiht ist, in deren Münster ich inthronisiert wurde, deren Jubeljahr wir heuer feiern. Wir werden nicht erdrückt: so möchte ich sagen auch im Gedenken an meine Hochw. Mitbrüder und das treu katholische Volk, die mir ihre Gebetshilfe und ihre Mitwirkung gerade in diesen Tagen in überwältigender Weise zum Ausdruck gebracht haben. Wir werden nicht erdrückt: auch im Blick auf so unabsehbar viel Gutes und Erhebendes in unseren Tagen, möchte ich so sagen, auch wenn dieses Gute nicht immer in der Öffentlichkeit gesehen und bemerkt wird, es ist doch viel guter Wille überall vorhanden."

Mit dieser Ansprache folgte Eugen Seiterich natürlich der Tradition, denn es gehörte und gehört fast zum guten Ton, daß ein neuer

Bischof zu Beginn seiner Amtszeit laut und vernehmlich über die Schwere seiner Aufgabe und seine eigene Schwachheit seufzt: Von den bislang 14 Freiburger Erzbischöfen hat meines Wissens nur ein einziger mit dieser Tradition gebrochen und von Anfang an gesagt, daß er sich über das Amt, die Aufgabe und die damit verbundenen Gestaltungsmöglichkeiten freut – unser aktueller Oberhirte Robert Zollitsch. Bei Eugen Seiterich aber wissen wir sicher, daß es ihm ernst war damit. Natürlich sah auch er durchaus die Chancen, die das Erzbischofsamt bot, und er erkannte durchaus die Möglichkeiten, die er hatte, zu gestalten und Zeichen zu setzen, aber an der damit verbundenen Verantwortung hatte er schwer zu tragen.

Mit seinen gut 51 Jahren war Eugen Seiterich der bis dahin jüngste Freiburger Erzbischof, und so war die Hoffnung auf ein langes, von einer stetigen Entwicklung geprägtes Episkopat durchaus naheliegend. Die erste Wiederaufbauphase nach dem Zweiten Weltkrieg war im Wesentlichen abgeschlossen, das „Wirtschaftswunder“ geriet allmählich in Fahrt. Indes, es hat nicht sollen sein: Eugen Seiterich verblieb weniger Zeit im Amt als jedem seiner Vorgänger und Nachfolger. So hatte er nur wenig Möglichkeiten, der kirchenpolitischen und theologischen Entwicklung in der Erzdiözese seinen persönlichen Stempel aufzudrücken. Daß ohnehin bald darauf Vieles in der katholischen Kirche ganz anders werden würde, konnte noch niemand ahnen: Papst Johannes XXIII. trat sein Amt gegen Ende des Jahres 1958 an – da war Eugen Seiterich schon gut ein halbes Jahr tot. Dem Zweiten Vatikanischen Konzil wäre er gewiß nicht teilnahmslos gegenübergestanden, und vielleicht hätte er aus seiner unbestreitbaren theologischen Kompetenz heraus manch wertvollen Beitrag leisten können.

VII. Früchte der Arbeit – und was bleibt?

Vieles hat Eugen Seiterich in seiner kurzen Amtszeit angestoßen oder angeregt, doch nur Weniges zum Abschluss bringen können. Fertig gestellt wurde etwa der Einheitskatechismus, der die hergebrachten Schüler- und Erwachsenenkatechismen ersetzen sollte, ebenso wie die Neuauflage des Diözesangesangbuchs „Magnifikat“. Die Annäherung und Aussöhnung zwischen den „Erbfeinden“ Frankreich und Deutschland, die ihm besonders wichtig gewesen war, erlebte er im Anfangsstadium noch mit. Welche Verdienste er sich schon nach kurzer Zeit erworben hatte, und welche Hoffnungen auf französischer Seite mit seinem Engagement verbunden waren, zeigt seine Ernennung zum Ehrendomherrn in Straßburg im Dezember 1954.

Sehr weitreichende Folgen bis heute hat auch ein anderes Werk, das Eugen Seiterich als Erzbischof auf den Weg brachte: Die Gründung der katholischen Akademie im Jahr 1956, die in der *„offene[n] Auseinandersetzung mit drängenden Zeitfragen und Lebensproblemen“* die politische Kultur in Deutschland mitgestalten sollte. Aus zunächst bescheidenen Ansätzen hat sie sich zu einer festen Größe im geistigen Leben des Erzbistums entwickelt, deren Wirkung weit über Freiburg hinausreicht – die Liste derer, die in tausenden von Veranstaltungen als Referenten aufgetreten sind, bietet eine höchst beeindruckende Ansammlung von Größen nicht nur der katholischen Welt.

Im Hinblick auf den bischöflichen Auftrag, nicht nur Inhaber der höchsten priesterlichen Gewalt, sondern auch oberster Lehrer in seinem Bistum zu sein, war Eugen Seiterich ein idealer Erzbischof. Er war mit allen theologischen Wassern gewaschen, hatte sämtliche akademischen Weihen erlangt und konnte auf reiche praktische Lehrerfahrung zurückblicken. So war es nur folgerichtig, dass ihm die Bildung und seelsorgerliche Betreuung der Priester und der als Religionslehrer oder Seelsorgehelferinnen im Dienste der Verkündigung stehenden Laien besonders wichtig war: *„Die Seelsorge der Seelsorger betrachtete Erzbischof Dr. Eugen Seiterich als die notwendige Grundlage und das wirksamste Mittel, das Reich Gottes zum Wachsen und zur Entfaltung zu bringen“* (Franz Vetter). Von ähnlich zentraler Bedeutung war ihm die christliche Nächstenliebe, der er sich nicht nur als Protektor des Deutschen Caritasverbandes verpflichtet sah.

Ein ganz wesentliches Mittel zum Erreichen seiner Ziele sah Eugen Seiterich in einem

möglichst guten und ungestörten Verhältnis zwischen Kirche und Staat. Die Voraussetzungen dafür waren durch das Grundgesetz und die Verfassung des Landes Baden-Württemberg sowie die guten Erfahrungen, die man in den Jahren des materiellen und moralischen Wiederaufbaus nach nationalsozialistischer Diktatur und Zweitem Weltkrieg gemacht hatte, so gut wie niemals zuvor in der deutschen Geschichte. Eugen Seiterich war – nicht nur im Verhältnis zum Staat – jederzeit gern zu vernünftigen Kompromissen bereit, ließ jedoch zugleich nicht den geringsten Zweifel daran zu, dass es katholische Standpunkte gab, die er keinesfalls aufzugeben bereit war.

Eugen Seiterich erkrankte schon bald nach seinem Amtsantritt als Erzbischof an einer anscheinend behandlungsresistenten Venenentzündung im linken Unterschenkel. Diese hat offenbar in seinen letzten Lebensmonaten wiederholt kleine, unbemerkt gebliebene Lungenembolien ausgelöst, die zu immer weiter zunehmender Atemnot und einem schweren allgemeinen Erschöpfungszustand führten. Mitte Februar 1958 war Eugen Seiterichs Befinden so schlecht, daß er bettlägerig wurde. Am 24. Februar 1958 erlitt er eine schwere Lungenembolie und mußte stationär ins Freiburger Loretto-Krankenhaus aufgenommen werden. Einige Tage lebte er noch, in zunächst sehr kritischem und geschwächtem, ab dem 27. Februar scheinbar allmählich besserem Zustand. In der Nacht vom 2. auf den 3. März 1958 jedoch kam es zu einer weiteren Embolie, die seinem irdischen Leben am 3. März 1958 um 2^{20} Uhr ein Ende setzte. Am 7. März 1958 wurde Eugen Seiterich im Freiburger Münster, am Fuße des nördlichen Hahnenturmes, beigesetzt.

Damit wäre ich am Ende meines Vortrags angelangt. Lassen Sie mich schließen mit einem Auszug aus einem kurzen Text von Seiterichs Sekretär Friedrich Beutter, in dem er den wissenschaftlichen Schriftsteller und Publizisten Eugen Seiterich würdigt:

„Erzbischof Eugen hat das Apostolat der Feder sehr ernst genommen. Neben seinen größeren wissenschaftlichen Veröffentlichungen steht eine Großzahl kleinerer Beiträge von wissenschaftlichen Untersuchungen bis zur Tagespublizistik. (…) Es war ein ganz persönlicher Zug von ihm, mit jedem Satz zu sparen, der nicht unbedingt zur Darlegung der Sache notwendig war. Zur Begründung seiner Kürze hat er oft eine Notenskala erwähnt, die Erzbischof Dr. Thomas Nörber verwendet hat. Danach gab es die Note ‚sehr gut‘, wenn etwas kurz und gut, die Note ‚gut‘, wenn etwas kurz und schlecht war, ‚genügend‘ für etwas Langes und Gutes, ‚ungenügend‘ für etwas Langes und Schlechtes. Erzbischof Eugen sagte, er wolle wenigstens auf die Note ‚gut‘ kommen.“

Anmerkungen

* Der Text ist das Manuskript eines Vortrags im Roncalli-Forum, Karlsruhe, vom 5. März 2008. Die Vortragsform wurde beibehalten.

Quellen

Erzbischöfliches Archiv Freiburg (EAF):
Personalakte Eugen Seiterich († 1958)
Nachlaß Seiterich (NB 10)

Literatur

Friedrich Beutter: Erzbischof Dr. Eugen Seiterich als Gelehrter und Schriftsteller, in: Oberrheinisches Pastoralblatt 60 (1959), S. 100–112.

Karl-Heinz Braun: Seiterich, Eugen Viktor Paul, in: Erwin Gatz (Hrsg.): Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1945–2001. Berlin 2002, S. 215–217.

Christoph Schmider: Erzbischof Eugen Seiterich (1903–1958), in: Die Freiburger Bischöfe. 175 Jahre Erzbistum Freiburg. Eine Geschichte in Lebensbildern. Freiburg 2002, S. 159–165.

Ludwig Seiterich: Verglüht sind die Sterne, verklungen die Lieder. Erinnerungen. Konstanz (ohne Verlag) 1968.

Anschrift des Autors:
Dr. Christoph Schmider
Bayernstraße 16
79100 Freiburg i. Br.

Christoph Bühler

Grenzen überwinden

Vom Nutzen der konstruktiven Zusammenarbeit: Die Internationale Bodenseekonferenz (IBK)

Mit der Internationalen Bodenseekonferenz (IBK) gehen die verantwortlichen Landes- und Kantonsregierungen der Bodensee-Anrainer in Deutschland, Österreich und der Schweiz sowie die Regierung Liechtensteins konsequent den Weg, auf den wichtigsten Gebieten gemeinsamen Interesses konstruktiv, projektbezogen und grenzüberschreitend zusammen zu arbeiten. Aus der Fülle der Arbeit der IBK sind hier einige Handlungsfelder exemplarisch dargestellt.

Bei der Regio Bodensee handelt es sich um einen heterogenen Raum, in dem es neben dem international bedeutsamen Großraum Zürich fünf Agglomerationen – Konstanz/Kreuzlingen, Friedrichshafen/Ravensburg/Weingarten, Singen/Schaffhausen/Radolfzell, St. Gallen und Winterthur – mit überregionaler Ausstrahlung gibt. Daneben stehen Mittelzentren wie Bregenz/Dornbirn oder Feldkirch/Bludenz mit regionaler Bedeutung.

Im Bodenseeraum leben rund 3,6 Millionen Menschen. Die bevölkerungsstärksten Teilgebiete sind die Kantone Zürich (1.2 Mio.), St. Gallen (0.46 Mio.), das Bundesland Vorarlberg (0.36 Mio.) sowie die Landkreise Konstanz (0.27 Mio.), Bodenseekreis (0.21 Mio.) und Ravensburg (0.27 Mio.). Die durchschnittliche Bevölkerungsdichte beträgt 256 Personen pro km. Am dichtesten besiedelt ist mit 736 Einwohnern je km^2 der Kanton Zürich, gefolgt von Kreis Konstanz (335 E/km^2), am dünnsten besiedelt der Kanton Appenzell-Innerrhoden mit 87 E/km^2. Hier allerdings wird mit 14,1% bis 2015 die stärkte Zuwachsrate prognostiziert, während der Kreis Lindau und der Kanton Schaffhausen auf dem selben Stand bleiben

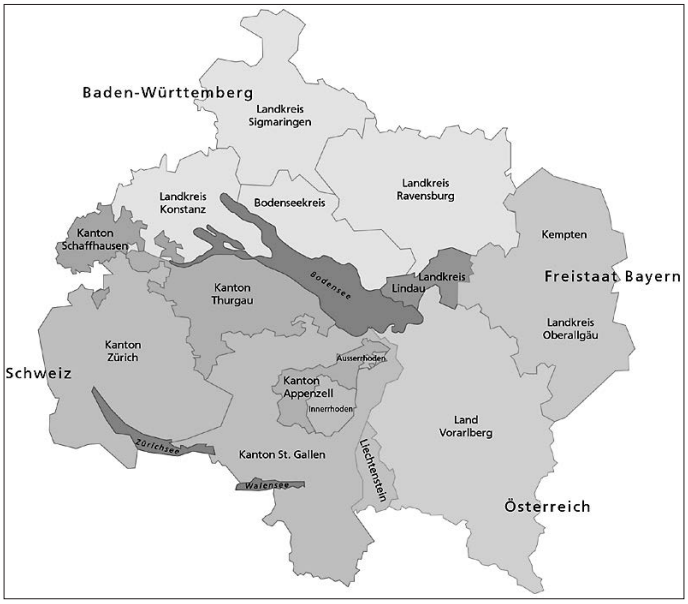
Zur Geschichte der IBK

Die Internationale Bodenseekonferenz (IBK) wurde 1972 angesichts der politischen Notwendigkeit, sich in Umweltschutzfragen, insbesondere im Bereich Gewässerschutz, grenzübergreifend abzustimmen, von den Bodensee-Anrainerländern und -Kantonen ins Leben gerufen. Das bedeutete, einen Beitrag zur Überwindung von Grenzen zu leisten und ein Forum zu schaffen, in dem die deutschen Bundesländer Baden-Württemberg und Bayern, das österreichische Bundesland Vorarlberg und die Schweizer Kantone Sankt Gallen, Schaffhausen und Thurgau sowie das Fürstentum Liechtenstein als Beobachter vertreten war. Die Bodenseeregion sollte damit als attraktiver Lebens-, Natur-, Kultur- und Wirtschaftsraum erhalten und gefördert werden.

Dieses Forum wurde bereits sieben Jahre später, 1979, organisatorisch reformiert, um die ständig neu auf die Bodenseekonferenz zukommenden Aufgaben bewältigen zu können. Dafür wurden neben einem Ständigen Ausschuss vor allem Kommissionen zu bestimmten Sachgebieten eingerichtet.

Entscheidend für die Vertiefung und Institutionalisierung der Kooperation war auch die Verabschiedung eines Statuts und eines Leitbilds auf der Regierungschefkonferenz 1994 in Meersburg. Außerdem wurde in Konstanz eine Informations- und Beratungsstelle für grenzüberschreitende Fragen (REGIO-Büro) eingerichtet mit dem Ziel, die Zusammenarbeit zu intensivieren und das gemeinschaftliche Bewusstsein in der Bodenseeregion zu stärken.

1993 traten die beiden Halbkantone Appenzell-Außer- und -Innerrhoden sowie 1998 der Kanton Zürich bei, das Fürstentum Liechtenstein, bisher nur mit Beobachterstatus, wurde



Karte des IBK-Gebiets © IBK

Vollmitglied. Damit umfasst die IBK heute 10 Mitglieder.

Im Jahr darauf wurde das erste Bodensee-Leitbild beschlossen, das Zielvorgaben für die grenzüberschreitende Zusammenarbeit formuliert.

Im Januar 1995 gründeten mehr als 20 Gemeinden eine „Arbeitsgemeinschaft der Bodensee-Ufergemeinden", um sich bei der Lösung ähnlich gelagerter Probleme abzustimmen.

2003 schließlich wurde die bisherige Beratungsstelle „Regio-Büro" in Konstanz in eine echte Geschäftsstelle umgewandelt und sorgt jetzt nicht nur für eine wirkungsvolle Zusammenarbeit innerhalb der IBK, sondern ist auch zentrale Anlaufstelle für Bürger.

Das Leitbild von 1994

Das 1994 erarbeitete Leitbild war eine Fortschreibung der „Leitlinie für die weitere Arbeit der Internationalen Bodenseekonferenz", die von der 11. Konferenz der Regierungs- bzw. Ressortchefs im Februar 1990 in Feldkirch beschlossen worden war. Es war gleichermaßen Positionsbestimmung, wie es eine „grenzüberschreitende längerfristige Entwicklungsperspektive für die Region um den Bodensee" formulierte, und darin als Ziel, „die unverwechselbare Eigenart und die Besonderheit dieses Raumes unter den europäischen Regionen zu erhalten und sie im Bestreben nach Einklang von Natur, Kultur und Wirtschaft weiterzuentwickeln", beschrieb.

In der Erkenntnis der Struktur des Bodenseeraumes als Region mit verschiedenen Determinanten wurde festgestellt, dass „Kooperationsbereitschaft und regionale Zusammengehörigkeit … entscheidende Grundlagen für eine Regionalentwicklung am Bodensee, für eine Entwicklung zu einem Bezugsraum von administrativen, wirtschaftlichen, kulturellen, verkehrlichen, ökologischen, politischen, wissenschaftlichen und touristischen Beziehungen und Tätigkeiten" seien. Damit war das Tätigkeitsfeld der IBK über die gemeinsamen Interessen am Fischereigewässer, am Trinkwasserspeicher und an der touristischen Landschaft hinausgewachsen.

Als konkrete Entwicklungsziele wurden einerseits die regionale Raumordnung, andererseits das Wirtschafts-, Sozial- und Bildungsgefüge genannt. Damit war ein Handlungsbedarf auf den Gebieten Wohnen und Siedlung, Arbeit und Wirtschaft, Umwelt, Natur und Erholung, Verkehr und Telekommunikation, Bildung, Wissenschaft und Kultur sowie Gesundheit und Soziales beschrieben. Diese sechs Handlungsfelder, die untereinander sehr stark verflochten sind, waren im Folgenden mittels synergetischer Beschlüsse als Entwicklungsprogramm für die Bodenseeregion umzusetzen.

Das Leitbild von 2008

In der gegenwärtigen Diskussion soll dieses inzwischen in die Jahre gekommene Leitbild an neue Zeitumstände und an eine grenzüberschreitende Organisation angepasst werden, die größer und bedeutender geworden ist. Der neue Entwurf will einerseits den komplexen

Raum weiter vernetzen und damit stärken. Das Zugehörigkeitsgefühl zur Bodenseeregion soll gestärkt und über eine gemeinsame Darstellung in der Öffentlichkeit auch nach außen hin vertreten werden. Die Arbeit der IBK will auch bei den Bewohnern selbst das Bewusstsein einer regionalen Identität wachsen lassen. Andererseits wird das Vorhandensein mehrerer Zentren in diesem Raum anerkannt, was jedoch durch Konkurrenzdenken Reibungsverluste bewirken könnte. Deren vorhandene Potenziale sind also durch abgestimmte Strategien und gemeinsame Projekte zu bündeln. Damit nimmt die IBK gleichsam eine Vorbild- und Vorreiterrolle für eine „europäische interregionale Zusammenarbeit" für sich in Anspruch, wie sie auch selbst Führung und Koordination für eine grenzüberschreitende Zusammenarbeit in der Bodenseeregion übernimmt.

Im Unterschied etwa zur PAMINA sind in der IBK sowohl EU-Länder als auch Nicht-EU-Länder vertreten: Die Schweiz ist nicht Mitglied, Liechtenstein genießt seit 1995 einen umfassenden Assoziationsstatus zur EU. Grenzbedingte Hemmnisse sind daher am Bodensee häufiger als in der EU zu finden und nach den Zielen der IBK abzubauen, ebenso wie die regionale Zusammenarbeit durch grenzüberschreitende Netzwerke und Kooperationen gefördert werden soll. In der Praxis geschieht das durch nachbarschaftlichen Dialog und Erfahrungsaustausch, die nicht mehr einzeln angegangen werden müssen, sondern für die die IBK einen Rahmen gibt.

Die IBK nimmt als Institution nicht in Anspruch, alle Felder der Zusammenarbeit und der Stärkung der Region selbst zu besetzen, sondern achtet den Grundsatz der Subsidiarität, was bedeutet, dass sie selbst nur dann eintritt, wenn die Aufgaben von einem oder mehreren Betroffenen Partnern nicht mehr alleine gelöst werden können.

Die konkreten Ziele der Arbeit der IBK stehen unter dem Grundsatz, eine nachhaltige Entwicklung zu fördern, was bedeutet, dass ganzheitliche und auf Langfristigkeit angelegte Lösungskonzepte im Vordergrund stehen. Die Förderung des Wirtschaftsstandorts (mit hoher Lebensqualität, Wettbewerbsfähigkeit und Wachstumspotenzial) ist ebenso Ziel wie Sicherung und Fortentwicklung von Kulturlandschaft und Naturraum.

Als Handlungsfelder der IBK für die grenzüberschreitende Kooperation werden genannt:
- Bildung, Wissenschaft und Forschung
- Kultur
- Umwelt, Energie und Natur
- Verkehr
- Wirtschaft und Arbeit
- Gesundheit und Soziales
- Raumentwicklung

Die Internationale Bodensee-Hochschule (IBH)

Im Dezember 1998 beschloss die Internationale Bodenseekonferenz (IBK), die regionale grenzüberschreitende Hochschulzusammenarbeit zu fördern. Eine provisorisch eingerichtete Geschäftsstelle, die für drei Jahre mit einem Budget von jährlich 100 000 Euro dotiert wurde, sollte die Tragfähigkeit der Idee eines Netzwerks und die Entwicklungsmöglichkeiten ausloten. Ein Jahr später wurde auf Einladung des Rektors Prof. Olaf Harder das Büro Stabstelle an der Fachhochschule (jetzt: HTWG) Konstanz eingerichtet. In einer Bestandsaufnahme wurde an allen Hochschulen der Region für die Idee des Verbunds geworben und bestehende und potentielle Kooperationen beschrieben. Ein Symposium im Juni 2000 in Bregenz gab daraufhin einen Überblick über das Potential der Hochschulzusammenarbeit.

Im Juli desselben Jahres gründeten die elf Rektoren der künftigen Mitglieder der Internationalen Bodenseehochschule die Regio-Rektorenkonferenz zur Abstimmung in strategischen, formalen und finanziellen Fragen. Sprecher wurde Prof. Olaf Harder.

2001 legte der Vorsitzende der IBK-Kommission „Bildung, Wissenschaft und Forschung", Peter Wieser, den Regierungschefs der IBK ein mehrstufiges Konzept zur Fortentwicklung des Hochschulverbundes vor. Mit der Gründung des Kooperationsrats, der Verabschiedung der Statuten und der Wahl des Vorstands am 17. Juni 2002 war der Gründungsprozess der IBH abgeschlossen. Zum Vorsitzenden wurde Prof. Dr. Gerhart von Graevenitz, Rektor der Universität Konstanz,

gewählt, Prof. Dr. Erwin Beck, Rektor der PH Rorschach, und Dr. Guntram Feuerstein, ehemaliger Rektor der FH Vorarlberg, zu Stellvertretern. Prof. Olaf Harder wurde zum Ehrenmitglied des Vorstandes ernannt.

Zielsetzung und Erfolgskontrolle der IBH obliegen seit September 2002 der Bodensee-Hochschulkonferenz in St. Gallen, die sich aus den für das Hochschulwesen in der IBK zuständigen Ministern, Regierungsräten und Landräten zusammensetzt. Ihr legt der Vorsitzende der IBH alle zwei Jahre Rechenschaft ab. Sie unterstützt den Verbund im Rahmen einer Leistungsvereinbarung für drei Jahre mit 1,5 Millionen Euro. Die Geschäftsstelle wurde im September 2002 in Kreuzlingen eingerichtet. Den ersten Zwischenbericht erhielt die Bodensee-Hochschulkonferenz im September 2004, worauf sie eine 2. Leistungsvereinbarung über die Jahre 2006–2010 verabschiedete und dem Verbund weiterhin eine Förderung von jährlich 500 000 Euro aus Mitteln eines Interreg-III-A-Programms zusagte.

Im Oktober 2006 billigte die turnusmäßig tagende Hochschulkonferenz den Rechenschaftsbericht des Vorsitzenden, Prof. Graevenitz. Die IBH umfasste inzwischen 25 Hochschulen aus Deutschland, Österreich, Liechtenstein und der Schweiz. Professor von Graevenitz verdeutlichte, was auf der Grundlage der ersten Leistungsvereinbarung zwischen IBK und IBH von 2003 bis 2006 für den Bildungsraum Bodensee erreicht wurde. Gemeinsame Studiengänge konnten ins Leben gerufen werden, der Technologie- und Wissenstransfer zwischen den Universitäten der Bodenseeregion wurde vereinfacht, Einrichtungen und Daten werden gemeinsam genutzt und die Wege zwischen den Hochschulen verkürzt. Mit der IBH könne man so im Bodenseeraum erstens schneller auf die Erfordernisse der Wirtschaft reagieren und zweitens die Kriterien der „Bologna-Erklärung“ der Europäischen Union hinsichtlich der Vereinheitlichung des europäischen Bildungsraums besser erfüllen.

Für die Weiterarbeit skizzierte Professor von Graevenitz das Ziel, den Bodenseeraum noch stärker als einheitlichen Bildungs-, Innovations- und Forschungsraum zu begreifen. Über die bloße Auslotung des Entwicklungspotentials hinaus sollten Schwerpunkte innerhalb des internationalen Hochschulverbundes gesetzt werden, unter denen die Mikro- und Nanotechnologie (MNT) eine große Rolle spielen würden.

Die IBK-Regierungschefkonferenz bekräftigte am 1. Dezember 2006 in Zürich die Beschlüsse der BHK.

Eines der deutlichsten Ergebnisse der konkreten Zusammenarbeit im Hochschulsektor war die Studie „Innovationsindikator 2006“ des „Bundes deutscher Industrie“ (BDI) und der Deutschen Telekom-Stiftung, die Baden-Württemberg als „Innovationsstarkes Gebiet“ nannte und dabei den Hochschulverbund IBH besonders hervorhob.

Dass die IBH auch für die beteiligten Menschen konkrete Ziele verfolgt, zeigt sich im jüngsten Projekt, der Förderung dualer Karrieren an den Hochschulen. Sieben deutsche und Schweizer Hochschulen kooperieren hier grenzüberschreitend als Projekt des Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg und der Internationalen Bodensee-Hochschule (IBH) miteinander. Grundlage ist die Beobachtung, dass Ehepartner von Wissenschaftlern, die meist ebenso hochqualifiziert sind wie diese, berufliche Zugeständnisse machen oder eine Pendelbeziehung eingehen mussten. Das aber hindert die Wissenschaftler an der Entwicklung langfristiger Perspektiven und wirkt sich nachteilig auf die Qualität des Wissenschaftsstandorts aus. Hauptbestandteil des Projekts ist daher die Einrichtung von Servicestellen zur Beratung von Angehörigen, die ihre eigene berufliche Karriere am neuen Wohnort weiterverfolgen wollen. Das Konstanzer Projekt sieht sich dabei als Pilotprojekt für die Entwicklung eines landesweiten Doppel-Karriereprogramms in den nächsten Jahren. Es wird vom Wissenschaftsministerium über einen Zeitraum von drei Jahren mit insgesamt rund 400 000 Euro gefördert.

Kultur

Kultur im allgemeinen Sinn ist wichtiger Bestandteil des Tourismus, bietet aber auch den Bürgern der Bodenseeregion in ihren viel-

fältigen Formen zahlreiche Möglichkeiten, sich näher zu kommen und sich besser zu verstehen.

Gemeinsame Erfahrungen von Kultur können dazu beitragen, dass nationalstaatliche Grenzen im Bewusstsein an Bedeutung verlieren und dass neben dem nationalen Bewusstsein ein Regionalbewusstsein entsteht. Die IBK hat sich daher zum Ziel gesetzt – und das auch so im neuen Leitbild verankert –, außer den „kulturlandschaftlich bedeutsamen Elementen“ auch und besonders herausragendes kulturelles Schaffen grenzüberschreitend zu fördern und ihm den notwendigen Rang im öffentlichen Bewusstsein zu geben.

Im Bereich des kulturellen Erbes bemüht sich der Verbund der Bodenseemuseen bereits seit Jahren um einen gemeinsamen Auftritt in der Öffentlichkeit. Er sieht seine satzungsgemäßen Aufgaben in der „Erhaltung und Förderung des kulturellen Reichtums der Bodenseelandschaft, besonders der Kulturgüter in Schlössern und Museen der Region“. Dafür sind alle Instrumente der Zusammenarbeit und der Vernetzung vorgesehen. Davon ist allerdings bis jetzt nur ein gemeinsamer Internet-Auftritt verwirklicht (www.bodenseemuseen.org), der die beteiligten Museen kurz vorstellt und verlinkt. Die ursprünglich vereinbarten „NüZ-Termine“ („Beim Nachbarn über den Zaun gucken“) wurden von den eingeladenen Museen zwar wahrgenommen, aber nicht so intensiv, wie es ursprünglich intendiert war. 2008 soll daher in diesem Bereich eine neue Initiative gestartet werden, die etwas dahindümpelnde Kommunikationsplattform wieder zu aktivieren. Gedacht ist dabei in erster Linie an gemeinsam konzipierte und durchgeführte Veranstaltungen zur Aus- und Weiterbildung im musealen

Das so genannte „Bemalte Zimmer“, die Steigerstube aus Flawil, Ende 18. Jahrhundert, im Historischen und Völkerkunde-Museum in St. Gallen

© HMSG

Bereich. Ein dem Oberrheinischen Museumspass vergleichbares Angebot gibt es derzeit noch nicht, steht aber auf der Liste der mittelfristigen Agenda.

Aktuelles konkretes Projekt ist in diesem Rahmen die Doppelausstellung in der Wessenberg-Galerie in Konstanz und im Napoleonmuseum Schloss Arenenberg über Kaiser Napoleon III., die ausdrücklich als grenzüberschreitendes Projekt der Museen am Bodensee konzipiert wurde.

Im Bereich des Kunstschaffens befürwortete die IBK auf ihrer Frühjahrssitzung im März 2008 in Schaffhausen für die Durchführung der vierten Triennale zeitgenössischer Kunst Oberschwaben eine finanzielle Unterstützung durch die IBK. Die seit 1998 bestehende Triennale erfülle, so die Fachkommission, durch die langfristige Ausrichtung den Anspruch der Nachhaltigkeit und werde in der jetzt konzipierten Form auch in den nächsten Jahren wichtige identitätsstiftende Akzente in der Kunstszene des gesamten Bodenseeraumes setzen können. Die 2008 vom Zeppelin-Museum in Friedrichshafen betreute und von April bis Juni 2008 in Friedrichshafen stattfindende Triennale erfährt damit nach dem Engagement der Landesstiftung eine zweite wesentliche Förderung.

In der diesjährigen Triennale thematisieren 40 Künstlerinnen und Künstler die Frage nach prägenden Themen wie Identität, Grenzen und Migration. Österreich und die Schweiz sind mit dem Künstlerhaus Thurn & Taxis in Bregenz und dem Kunstraum Kreuzlingen als Ausstellungsorte vertreten.

Umwelt, Energie und Natur

Im Bereich des Umweltschutzes war die Sorge um die Wasserqualität des Bodensees und dessen Erhaltung als Trinkwasserspeicher schon vor der Gründung der IBK ein wichtiges Anliegen der Anrainerstaaten. Die IBK sichert hier in enger Zusammenarbeit mit der Internationalen Gewässerschutzkommission für den Bodensee (IGKB) nachhaltig die ökologische Stabilität des Sees und damit auch seine Funktion als Trinkwasserspeicher.

Grundlage für die Arbeit der IBK, die Folgen des Klimawandels betreffend, ist ein Bericht, den das Amt für Abfall, Wasser, Energie und Luft des Kantons Zürich (AWEL) 2007 gemeinsam mit der Internationalen Bodenseekonferenz (IBK) entwickelt hat und der die Auswirkungen des Klimawandels erstmalig gezielt für die internationale Bodenseeregion ausarbeiten sollte.

Nach dem Bericht mit dem Titel „Auswirkungen des Klimawandels und mögliche Anpassungsstrategien“ wird auch der Bodenseeraum in den kommenden Jahren von den prognostizierten Klimaveränderungen betroffen sein. Der Klimabericht 2007 des beratenden Organs für Fragen der Klimaänderung der Schweiz OcCC (Organe consultatif sur les changements climatiques) stellt fest, dass die Temperatur auf der Alpennordseite im 20. Jahrhundert stärker zugenommen hat als im globalen Mittel. Die Temperatur wird demnach bis 2050 weiter ansteigen: die mittleren Wintertemperaturen um 1,8 °C, die Sommertemperaturen um 2,7 °C. Mit einer Zunahme und einer Intensivierung von Extremereignissen – Hochwasserereignisse, Murgänge oder auch Trockenperioden – muss auch im Bodenseeraum gerechnet werden. Im Gegensatz zur Temperatur wird sich die Verteilung der Niederschlagsmenge deutlich ändern: im Winter wird vor allem in der Nordschweiz mit einer Zunahme von rund 10%, im Sommer mit einer Abnahme von gut 20% gerechnet. Für Baden-Württemberg gehen die Prognosen für 2021–2050 davon aus, dass die Sommerniederschläge zwar wenig zurückgehen, im Winter aber sowohl die Niederschlagsmenge deutlich, je nach Region bis zu 35%, als auch die Anzahl der Tage mit hohen Niederschlagsmengen zunehmen werden. Gerade diese letzteren Angaben und Einschätzungen sind für die Dimensionierung von Hochwasserschutzmaßnahmen von großer Bedeutung.

Der Klimawandel wird vermutlich bis 2050 den Lebensraum Bodensee nicht gefährden. Größeren Einfluss auf die Schutzfunktion gegenüber Naturgefahren als die Klimaänderung wird die Nutzung der Ökosysteme haben. Die Landwirtschaft wird bei ausreichender Feuchtigkeit von einer geringen Temperaturerhöhung eher profitieren. Potenzielle Ertragssteigerungen finden jedoch ihre Grenzen im Wassermangel bei hohen Temperaturen

(wie im Sommer 2003 oder – wenn auch deutlich weniger – im Juli 2006). Problematisch wird sich auf sie allerdings die Zunahme von Witterungsschwankungen und von Extremereignissen auswirken, doch wird sie stärker betroffen eher vom Strukturwandel und der Marktliberalisierung sein als von der Klimaänderung, so der Bericht.

Das gesamte Ökosystem wird vom Klimawandel in einer Reihe von Feldern betroffen sein. Dazu gehört die Biodiversität, das heißt, die Unterschiedlichkeit und die Verteilung der Tier- und Pflanzenarten. Hier wird zwar eine Reihe von Tierarten aussterben, der Verlust wird aber durch die Einwanderung neuer Tier- und Pflanzenarten aus wärmeren Gebieten nicht unproblematisch ausgeglichen werden.

Einen spürbaren Einfluss wird die Klimaänderung jedoch auf die Wasser- und Energiewirtschaft sowie auf Bauten und Infrastrukturen haben. Der Bodensee erlebte in den letzten 40 Jahren drei extreme Sommerhochwasser (1965, 1987 und 1999) und einige außerordentlich hohe Winterwasserstände (bspw. 2002/2003). Daneben gab es auch eine Reihe von sommerlichen (bspw. 2003 und 2006) und winterlichen (2005/2006) Niedrigwasserständen. Hochwasserschutzmaßnahmen werden sich an den zu erwartenden Daten ausrichten müssen.

Die Produktionseinbußen in der Landwirtschaft wegen Wassermangel wurden bereits erwähnt, Hoch- und Niedrigwasser in den Seen und Flüssen haben darüber hinaus unmittelbare Folgen – vor allem in der Schweiz – auf die Stromproduktion, die vom reduzierten Wasserangebot (Wasserkraftwerke) und von den erhöhten Wassertemperaturen (Entnahme von Kühlwasser) betroffen sein wird. Die Rheinschifffahrt wird im Sommer und Herbst verstärkt Einschränkungen ausgesetzt sein.

Die Erhöhung der Lufttemperaturen im Sommer und Winter wird unmittelbare Folgen für die Wassertemperaturen haben. Die Oberflächenschicht der Mittellandseen wird sich stärker erwärmen als das Tiefenwasser. Durch die höhere Stabilität und Dauer der Dichteschichtung wird Sauerstoffmangel im Tiefenwasser wahrscheinlicher. Die Zirkulationsphasen in den Wintermonaten treten später und verkürzt auf, der Lebensraum für Kaltwasserfische in den Sommermonaten wird sich weiter verkleinern und die Gefahr für Fischsterben wird ebenso steigen wie Algen sich massenhaft vermehren werden.

Im Freilichtmuseum Unteruhldingen reichte beim Pfingsthochwasser 1999 das Wasser bis unter die Plattformen
© Christoph Bühler

Vermehrte Hitzewellen und Atemwegserkrankungen werden Gesundheit und Leistungsfähigkeit der Menschen negativ beeinflussen. Der Hitzesommer 2003 hat in der Schweiz zu rund 1000, europaweit zu ca. 35 000 zusätzlichen Todesfällen geführt, die Sterblichkeitsrate ist in den Monaten Juni bis August 2003 um 7% angestiegen. Ähnliche klimatische Bedingungen sind bis 2050 alle paar Jahre zu erwarten. Dazu tritt als Folge der höheren mittleren Temperaturen und bei Hitzewellen die zunehmende Gefahr von Vergiftungen aufgrund verdorbener Lebensmittel.

Klimaerwärmung und häufigeres Auftreten von Hitzewellen begünstigen hohe gesundheitsschädliche Ozonkonzentrationen. Die Pollenbelastung setzt bereits jetzt früher im Jahr ein, die Belastungszeit für Allergiker wird länger werden. Bereits 2007 warnten die Regierungspräsidien in Baden-Württemberg vor der hochallergenen, aus mediterranen Breiten zugewanderten Ambrosia.

Für die sich daraus ergebenden Handlungsfelder und angesichts der damit verbundenen

Zielkonflikte muss die IBK koordinierend eintreten.

Darüber hinaus erstellte die Internationale Bodenseekonferenz bereits 2005 einen Statusbericht „Klimaschutz im Bodenseeraum“. Der Bericht zeigte, dass im rund 3,6 Mio. Einwohner umfassenden Bodensee-Raum der Trend bei den Energieverbräuchen weiterhin ungebrochen steigt und bei den CO_2-Emissionen aufgrund steigender Energieeffizienz bestenfalls eine Stagnation zu verzeichnen ist. In seinen Empfehlungen zeigte der Bericht bereits eine ganze Reihe von Handlungsmöglichkeiten auf.

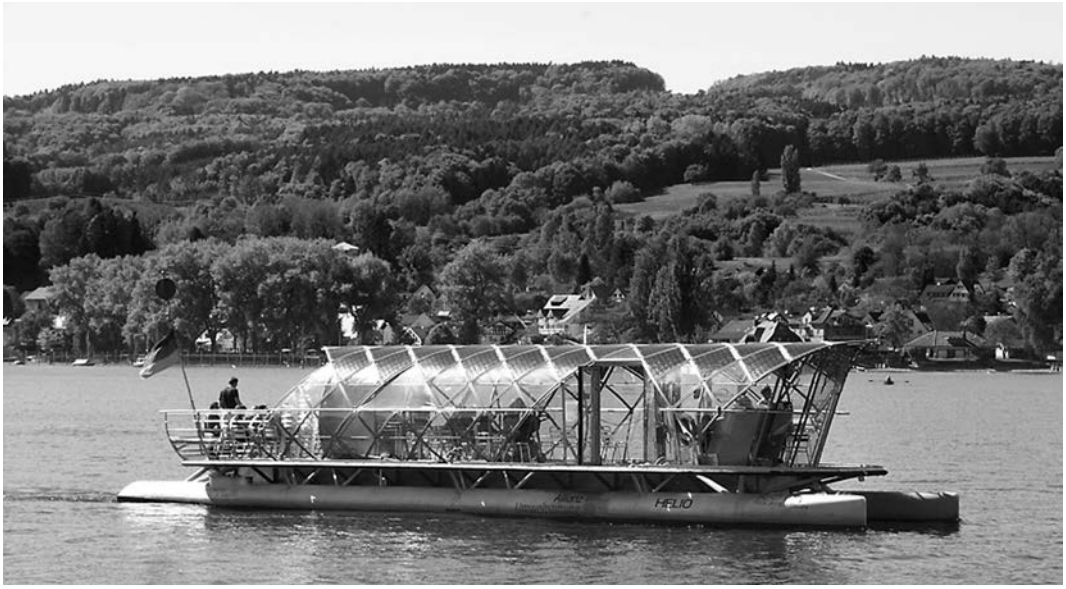
Darauf aufbauend, wurde im Oktober 2006 der Statusbericht „Rationelle Energieumwandlung und sparsame Energienutzung“ zur Situation im Bodenseeraum angefertigt, der in den Bereichen Gebäude, Stromerzeugung und Kraftwärmekopplung, Stromverwendung, Contracting (eine innovative Finanzierungsform, die die Finanzierung von Energieeinsparmaßnahmen ermöglicht) und Verkehr Empfehlungen gibt und ganzheitliche Umsetzungsstrategien empfiehlt.

Um den Erfahrungsaustausch zum Thema Energieeffizienz zu fördern, initiiert die Kommission Umwelt regelmäßige Treffen der im Bodenseeraum tätigen Energieagenturen und Beratungsinstitutionen. Wegweisende „best practice“ Beispiele sollen darüber hinaus einem breiten Publikum über die Homepage der IBK zugänglich gemacht werden.

Innovation am Bodensee: Katamaran-Boote in Leichtbauweise sind energiesparender und umweltschonender als die üblichen Großschiffe. Sie verkehren im Liniendienst zwischen Konstanz und Friedrichshafen. © Tourist-Info Konstanz

Verkehr

Im Bereich des Verkehrs tritt die IBK für eine weiter verbesserte Anbindung der Gesamtregion an die internationalen Verkehrswege,



Innovation am Untersee: Das Flaggschiff der Solarboote am Untersee ist die elegante Solarfähre RA66 HELIO, zugelassen als Fahrgastschiff für den Transport von 50 Personen und 25 Fahrrädern © R. Kirchmann

Ehemals eine grenzüberschreitende Verbindung zwischen Wil und Engen, verkehren seit 2005 die Seehas-Züge nur noch zwischen Konstanz und Engen unter Betriebsführung der SBB GmbH © SBB

die Schließung der Lücken im grenzüberschreitenden Verkehr sowie eine bestmögliche Abstimmung von öffentlichem und Individualverkehr ein.

Eine deutliche Leistung stellt hier die Tageskarte Euroregio Bodensee dar, mit der beispielsweise eine Familie mit zwei Erwachsenen und drei Kindern einen ganzen Tag lang im Gebiet zwischen Leutkirch, Schaffhausen und Feldkirch unterwegs sein kann – so ergibt sich z. B. für die Strecke Radolfzell – Feldkirch eine attraktive Preisreduzierung auf 30%.

Für die Weiterentwicklung des Nah- und Fernverkehrs kann an das Projekt Bodan-Rail 2020 angeknüpft werden, das den Großraum Bodensee als einheitliche Planungsregion definiert und eine neue – internationale – Sichtweise gewinnt.

Es begnügt sich nicht mehr damit, Planung und Betrieb der Bahnen wie bisher nationalen Grundbedingungen zu unterwerfen, durch die der Raum Bodensee in allen drei Ländern zum Randgebiet wurde. Zahlreiche national entstandene Verbesserungsvorschläge litten unter mangelnder Koordination und unter der fehlenden Gesamtperspektive.

Das Konzept stellt einen erwünschten künftigen Zustand von Bahnnetz und Bahnbetrieb im Bodenseeraum dar, bei dem alle Teile der Region von einer wesentlich verbesserten Erreichbarkeit profitieren und es dann keine Hindernisse an den Grenzen mehr gibt. Das Konzept zeigt Lage und Häufigkeit der Zugläufe und verweist auf die erforderlichen Infrastrukturausbauten.

In der Studie gelingt der Nachweis, dass es möglich ist, die drei bisher nicht koordinierten Bahnsysteme von Deutschland, Österreich und der Schweiz in ein durchgängiges Knotensystem mit integralem Taktfahrplan einzubinden. Damit kann das Bahnangebot für den Personenverkehr massiv verbessert werden: mehr Züge, die alle im Takt verkehren, mehr und beliebig gestaltbare durchgehende Verbindungen sowie – je nach Verbindung – leichte bis erhebliche Reisezeitverkürzungen. Modellrechnungen haben durch Steigerung des Verkehrsaufkommens und höherer Auslastung die Wirtschaftlichkeit der Maßnahmen ergeben.

Die Erschließung des Großraums mit einer Hochgeschwindigkeitsachse, so das Konzept, biete gegenüber einem insgesamt verbesserten Bahnnetz keine Vorteile.

Das Interreg-Projekt Bodan-Rail 2020 löste zum ersten Mal in dieser intensiven Form die Zusammenarbeit in der Bahnverkehrsplanung unter den vier Staaten im Einzugsbereich des Bodensees aus. Erstmals stehen über die Grenzen hinweg Planungsgrundlagen für die Erfassung von Zusammenhängen und Auswirkungen künftiger Maßnahmen im Personenverkehrsbereich zur Verfügung.

Aktuell ist die Bodenseeregion von den Plänen der Deutschen Bahn betroffen, zum nächsten Fahrplanwechsel den Interregio-Verkehr auf der Südbahn zwischen Ulm–Friedrichshafen–Lindau und auf der Schwarzwaldbahn zwischen Konstanz–Offenburg einzustellen. Diese Verschlechterung des Angebots ist für die IBK nicht hinzunehmen. Darüber hinaus fordert die IBK die Bundesregierung und die Deutsche Bahn AG auf, in nächster Zeit die Mittel für den Ausbau der Eisenbahnstrecke München–Memmingen–Lindau zur Verfügung zu stellen, damit auf dieser Strecke baldmöglichst Neigetechnikzüge des Fernverkehrs eingesetzt werden können. Für dringend verbesserungswürdig hält die IBK das Bahnangebot auf der Strecke Zürich–München, die derzeit von einem einzigen durchgehenden Zugpaar bedient wird. Nach einem erforderlichen Ausbau der Infrastruktur auf der Strecke München–Lindau sollen nach der Forderung der IBK hier ICE-Neigetechnikzüge eingesetzt werden.

Künftig soll in Anlehnung an die im Interreg IIIA Programm „Alpenrhein – Bodensee – Hochrhein“ formulierten Zielsetzungen im Bereich Verkehr mit Hilfe von Mobilitätsmanagement im Bodenseeraum und den angrenzenden Teilräumen generell ein umweltfreundliches und nachhaltiges Verkehrsverhalten im Ausflugs-, Einkaufs- und Berufsverkehr von der Bevölkerung sowie von Touristen gefördert werden.

Für den Bereich des Tourismus besonders interessant ist die Förderung von Ausflugsvorschlägen mit öffentlichen Verkehrsmitteln, für die die bereits erwähnte „Tageskarte Euregio Bodensee“, aber auch die Programme „Freizeit im BAYERN-TAKT“ oder „rail & relax“ des 3-Löwen-Takts Baden-Württemberg die passende Plattform bieten können. Weiterer Handlungsbedarf besteht in den Projekten Seniorenförderung im Bereich der Mobilität, grenzüberschreitende Verknüpfung der Radwegausschilderungen, grenzüberschreitendes Netzwerk von Fahrradvermietstellen mit „One-Way“ Abgabe, grenzüberschreitende Kommunikation autofreier Erlebnistage sowie grenzüberschreitendes CarSharing.

Wirtschaft und Arbeit

Im Bereich der wirtschaftlichen Positionierung und der wirtschaftlichen Entwicklung setzt die IBK deutliche Akzente auf die Umsetzung von Ideen zur Förderung von Kooperationen und zur Bildung von Netzwerken. Basis hierfür sind darüber hinaus sieben zwischen der Schweiz und der EU abgeschlossene bilaterale Abkommen mit ihren Auswirkungen auf Arbeitsmarkt, Wissenstransfer und Technologie der Bodenseeregion.

Im Rahmen der betrieblichen Ausbildung sei hier das Programm xchange erwähnt, bei dem jeder Lehrling vier Wochen seiner Ausbildung in einer Firma eines anderen Landes absolvieren kann. Im Gegenzug kommt ein Lehrling der Austauschfirma in das eigene Unternehmen. xchange hilft bei der Suche nach einer geeigneten Firma und bei der Organisation und bei der Finanzierung. Unter www.jobs-ohnegrenzen.org wurden alle Adressen der Anlaufstellen und Ansprechpartner für Jugendliche nach geographischer Zuständigkeit zusammengefasst.

Für die beteiligten Firmen hat das Projekt entschiedene Vorteile: Über die grenzüberschreitenden Kontakte mit dynamischen Firmen ergibt sich die Chance, interessante Partner für Kooperationen kennen zu lernen und neue Märkte oder Lieferanten zu finden. Außerdem kann sich die Firma mit dem Austauschprogramm in der Öffentlichkeit als innovativer Ausbildungsbetrieb profilieren.

Die konkreten Ziele der Arbeit bestehen generell in der Wahrnehmung der EUREGIO-Bodensee als ein gemeinsamer Arbeitsmarkt, dann im Abbau von Informationsdefiziten, damit der Arbeitsmarkt wirksam koordiniert werden kann und in der Aufdeckung von regionalen Ungleichgewichten im grenzüberschreitenden Arbeitsmarkt

Für die statistische Erfassung der gesamten Region wurde auf der Basis der Zahlen von 2003 die Publikation „Im Fokus – die REGIO Bodensee. Bevölkerung · Beschäftigung und Arbeitsmarkt. Ausgewählte Branchen, Verkehr, Bildung, Private Ausgaben“ vorgelegt. Sie fokussiert – nach dem eben erwähnten statistischen Arbeitsplatzmonitoring – die Entwicklung weiterer wirtschaftlich relevanter Themenbereiche, mit dem Ziel, die Struktur der Region sowie ihre Entwicklungschancen herauszuarbeiten.

Für den Arbeitsmarkt steht seit dem Oktober 2003 mit dem Statistischen Arbeitsmarktmonitoring der Euregio Bodensee (EURES) ein leistungsfähiges Instrument zur Verfügung. Es basiert auf einem europaweiten Netzwerk von Arbeitsverwaltungen und Sozialpartnern zur Förderung von Mobilität auf dem Arbeitsmarkt und hat als EURES-Bodensee zum Ziel, die Bedingungen für die Arbeitsmobilität im internationalen Bodenseeraum zu verbessern.

Das gerade in der Bodenseeregion aktuelle Phänomen der grenzüberschreitenden Pendler (Gesamtzahl ca. 35 000) untersucht die Studie „Hintergründe der grenzüberschreitenden Pendlerströme in der Bodenseeregion“, 2006 am Institut für sozialwissenschaftliche Regionalforschung in Bregenz veröffentlicht. Wenn auch die Feststellungen der Studie durchaus den Erwartungen entsprechen – so z. B. dass

das Fürstentum Liechtenstein und der Schweizer Beobachtungsraum, beide mit dem höchsten Einkommensniveaus in der Bodenseeregion, auch Hauptziele der Pendlerströme sind, sind doch die statistischen Nachweise notwendige Voraussetzung für eine überregionale Planung.

Für die Pendler selbst bildet einerseits der Unterschied zwischen hohem Lohnniveau in der Schweiz oder in Liechtenstein und niederen Lebenshaltungskosten in Baden-Württemberg oder Vorarlberg einen Anreiz.

Tourismus

Zum Bereich Wirtschaft und Arbeit gehört aber auch die Stärkung eines umwelt- und sozialverträglichen Tourismus. Dieser Aufgabenbereich muss einerseits in seiner kurz- und mittelfristigen Entwicklung gesehen werden, andererseits auch langfristig die Prognosen des Klimawandels berücksichtigen. Die Arbeit wurde hier zunächst von einer Kommission Umwelt und Tourismus geleistet, seit 2005 ist die Arbeitsgruppe Touristik der Kommission Wirtschaft zugeordnet.

Basis für diese Arbeit ist die statistische Erfassung „Tourismus in der Euregio Bodensee. Eine deskriptive Analyse“. Sie stellt zunächst das regionale Ungleichgewicht in den Bodensee-Regionen fest, insofern als von den insgesamt 28 039 825 Gästeübernachtungen 48% auf die deutschen Landkreise, 23% auf die Schweizer Kantone, 29% auf das österreichische Bundesland Vorarlberg und nur 0,6% auf das Fürstentum Liechtenstein entfielen. Vorsichtige Hochrechnungen auf die nicht erfassten Übernachtungen ergeben eine Gesamtsumme von rund 34 571 000.

Die Berechnung ergab im Jahr 2003 einen Mittelwert von 9,5 Übernachtungen pro Einwohner. Das nördliche Bodenseeufer wird dabei wesentlich stärker frequentiert (16 Ü/Einw.) als das südliche (4 Ü/Einw.). Spitzenreiter im Einzelvergleich war der Landkreis Oberallgäu, Schlusslicht die kreisfreie Stadt Kempten und der Kanton Schaffhausen.

Interessant ist die Untersuchung über die Herkunft der Übernachtungsgäste: Während in den deutschen Landkreisen der Bodenseeregion im Jahr 2003 über 90% der in der amtlichen Statistik erfassten Übernachtungen auf Inländer entfielen, war der Anteil der Inländer in den Schweizer Kantonen mit 43% bereits deutlich geringer. Da diese Zahl jedoch die so genannte „Parahotellerie“ nicht mit einrechnet, ist dieser Anteil möglicherweise nicht korrekt angegeben. Inländer spielen jedoch in Vorarlberg mit 11% eine völlig untergeordnete Rolle, während 65% der Übernachtungen auf Gäste aus Deutschland entfielen.

Jahreszeitliche Differenzen ergeben sich vor allem bei Vorarlberg, wo naturgemäß der Löwenanteil der Übernachtungen auf die Wintermonate – mit deutlicher Spitze im Februar – entfällt. In der übrigen Bodenseeregion werden die meisten Übernachtungen in den Sommermonaten Juli bis September verzeichnet.

Konkrete Ergebnisse legt die IBK bereits 2002 mit dem Abschlussbericht der „Schwachstellenanalyse Bodensee-Rundwanderweg“ vor. Dieser war vor Zeiten angelegt, inzwischen aber weitgehend in Vergessenheit geraten und über größere Strecken gar nicht mehr beschildert. Um ihn touristisch nutzen zu können, musste er aufgewertet und neu orientiert werden.

Da der Weg allerdings kaum in ganzer Länge abgeschritten wird und daher den Charakter als Rundweg nicht eigentlich hat, wurde, um Verwechslungen mit dem Radweg zu vermeiden, vorgeschlagen, ihn kurz „Bodenseeweg“ zu nennen.

In der Analyse wurden auch Entwicklungspotenziale für die einzelnen Seeabschnitte formuliert.

Als Ergebnis der anschließenden Umsetzung konnte die IBK im März 2005 eine neue Broschüre über den Bodenseepfad vorstellen. Alle 17 Teilstrecken des Wanderwegs wurden mit gut 200 informativen und grafisch ansprechenden Tafeln ausgestattet und sind wieder als „Bodenseepfad“ erkennbar. Die 32-seitige Broschüre enthält neben kurzen Beschreibungen der einzelnen Teilstrecken auch Ausgangspunkte, Wegeverläufe, Streckenlängen und die Kontaktadressen der örtlichen Tourist-Informationen für die individuelle Ausflugsplanung. Die Tafeln am Weg enthalten Texte, Illustrationen, Kinderfelder, Fotos, Piktogramme sowie Logos der Sponsoren und Herausgeber. Über 700 eigens dafür ent-

Der Bodenseepfad führt als Natur- und Wanderpfad an den interessantesten Stellen des Sees vorbei © pragmadesign Konstanz

wickelte didaktisch vereinfachten Illustrationen von Pflanzen und Tieren des Bodensees vermitteln genau auf den jeweiligen Tafelstandort abgestimmte Informationen.

Mittlerweile hat die Internationale Bodensee-Tourismus GmbH (IBT) zum Leitbild der IBK Stellung genommen und vorgeschlagen, den Tourismus eigens zu thematisieren (Pressemeldung vom 18. März 2008). Sie bemängelt, dass sie zwar im alten Leitbild erwähnt war, im neuen aber nicht mehr explizit erwähnt wird. Sie gründet ihren Vorschlag auf der Tatsache, dass der Tourismus schon seit Jahrzehnten wesentliches Element einer grenzüberschreitenden Zusammenarbeit am See, ebenso wie die Themen „Gewässerschutz“ und „Verkehr“, sei. Mittlerweile sei die IBT mit einer flächendeckenden, effizienten und gerechten Struktur eine grenzüberschreitende Organisation, die als funktionierendes Netzwerk Vorbildcharakter habe und damit Potenziale für andere Bereiche im internationalen Bodenseeraum biete. Schließlich und endlich sei der Tourismus ein wichtiger Wirtschaftsfaktor am See, von dem bis zu 10% der Wirtschaftsleistung abhängen, in der „Vermarktung“ der Region als solcher stehe sie im Wettbewerb mit anderen Destinationen und bedürfe deshalb der besonderen Würdigung und Unterstützung durch die IBK.

Gesundheit und Soziales

Im Bereich Gesundheit und Soziales soll die Zusammenarbeit in der Bodenseeregion in der Gesundheitsvorsorge sowie in der gesundheitlichen Förderung und Versorgung weiter verbessert werden; vor allem soll die grenzüberschreitende Nutzung entsprechender Einrichtungen erleichtert bzw. ermöglicht werden. Dazu sind allerdings versicherungsrechtliche Fragen zu klären.

Als aktuelles konkretes Projekt ist hier der „3. IBK-Preis für Gesundheitsförderung und Prävention“ zu nennen, der für die Realisierung innovativer, wirkungsvoller und multiplizierbarer Ideen im Bereich der Gesundheitsförderung und Prävention verliehen wird. Im Rahmen eines Wettbewerbs wurden von Oktober 2007 bis Januar 2008 in der Bodenseeregion beispielhafte Projekte gesucht, die andere Fachleute und Interessierte zu eigenen Aktivitäten anregen und den Austausch fördern. Die nominierten Projekte wurden anlässlich des internationalen IBK-Fachsymposiums am 17. April 2008 in Bregenz vorgestellt.

Ein zweites aktuelles Thema ist die Alkoholprävention bei Jugendlichen. In einer grenzüberschreitenden Tagung diskutierten am 16. 11. 2007 im Landratsamt Konstanz

Verantwortliche und Interessierte aus der Kommunalverwaltung, der Politik, Jugendarbeit, Schulen, der Suchtprävention und der Gesundheitsförderung besonders über die Rolle der Kommunen und der Lebenswelten von Jugendlichen im Rahmen der Alkoholprävention und tauschten ihre Erfahrungen mit einem kommunal(politisch)en Präventionsansatz aus. Veranstalter waren der Landkreis Konstanz und das Projekt b.free Supro, Werkstatt für Suchtprophylaxe (Vorarlberg) mit dem Projekt „Mehr Spaß mit Maß“ und die Radix Gesundheitsförderung (Schweiz) mit dem Projekt „Die Gemeinden handeln“.

Raumentwicklung

Die Raumentwicklung am Bodensee geht vom Charakter des Raums als Natur- und Kulturlandschaft von besonderem Rang aus. Sie setzt sich einerseits das Ziel, die natürlichen Ressourcen sparsam einzusetzen und sie dauerhaft zu sichern, andererseits die Zielkonflikte mit Tourismus, Wirtschaft, Siedlungsentwicklung und Verkehr im Sinn einer nachhaltigen Entwicklung zu lösen.

An konkreten Zielen steht der Schutz, die Erhaltung und die Sicherung des freien Uferzugangs im Vordergrund, ebenso wie die Reduzierung des Flächenverbrauchs und die Stärkung des ländlichen Raums.

Die Bodensee-Agenda 21 und die Beteiligung der Jugend

Hierher gehört auch die Bodensee-Agenda 21. Sie geht zurück auf das Bestreben, die Beschlüsse der UNO-Konferenz von Rio de Janeiro von 1992 auf den Bodenseeraum zu übertragen und auch hier, im kleineren Maßstab, eine sozial-, wirtschaftlich- und umweltgerechte nachhaltige Entwicklung anzustreben. Nach dem dazu 1997 initiierten Vorprojekt der Kommission Umwelt der IBK empfahl im folgenden Jahr der Ständige Ausschuss der IBK den beteiligten Regierungschefs einen sanften Einstieg in den Agenda Prozess. 2000 wurden unter dem Motto: „Wir knüpfen ein Netz“ Vernetzungsinfrastrukturen aufgebaut, die Kommunikation und die Erfüllung gemeinsamer Zielvorgaben sichern sollten. Informations- und Fortbildungsveranstaltungen zu den Themen „Beispielhafte Agenda Projekte in der Regio Bodensee“ und „Nachhaltigkeit und Lokale Agenda 21 für Gemeinden“ bildeten erste übergreifende Plattformen.

Die folgenden Jahre thematisierten bestimmte Einzelfelder der Agenda 21, so 2001 das Thema „Wirtschaft und Verkehr“, 2002 „Lebensräume – Lebensträume: Raum sinnvoll nutzen“, 2003 „Jugendliche mischen mit“ und 2004 „Nachhaltigkeit sichtbar gemacht“. Die Nachhaltigkeit der Projekte wurde dadurch betont, dass sie in diesen Jahren nur angestoßen, in den folgenden Jahren aber jeweils fortgeführt, evaluiert und gesichert wurden. So wurde 2002 ein Aktionsprogramm speziell für Kinder und Jugendliche gestartet, das 2003 zum Hauptthema erhoben wurde. Den Jugendlichen der Region sollte eine Plattform gegeben werden, selbst Zielvorstellungen für ihre eigene Zukunft entwickeln und sich ein- und mitmischen zu können.

Im Oktober 2006 fand der erste Jugendenergietag in Vorarlberg, im November 2007 der zweite in Ravensburg statt, in deren Rahmen Exkursionen zu beispielhaften Projekten sowie Informationsaustausch und Gesprächen mit Experten angeboten wurden. Ziel der Jugend-Energie-Tage ist es, Jugendlichen nachhaltige Energiewirtschaft in der Praxis vorzustellen. Die Jugendlichen sollen in der Praxis erleben, welche Bedeutung dem Thema zukommt und welche Auswirkungen nachhaltige Energiewirtschaft auf Umwelt und Gesellschaft hat bzw. haben kann. Den Jugendlichen soll auch aufgezeigt werden, welche Berufe damit verknüpft sind.

Kapitel 25 der in Rio beschlossenen Agenda 21 gibt vor: „Es ist zwingend erforderlich, dass Jugendliche aus allen Teilen der Welt auf allen für sie relevanten Ebenen aktiv an den Entscheidungsprozessen beteiligt werden, weil dies ihr heutiges Leben beeinflusst und Auswirkungen auf ihre Zukunft hat. Zusätzlich zu ihrem intellektuellen Beitrag und ihrer Fähigkeit, unterstützende Kräfte zu mobilisieren, bringen sie einzigartige Ansichten ein, die in Betracht gezogen werden müssen.“ Die Bodensee Agenda 21 nimmt diesen Auftrag wörtlich und veranstaltet seit 2003 Jugendgipfel als

Forum, wo sich Jugendliche beteiligen können – nicht als große Spielwiese, sondern als Ort für ernsthafte Diskussionen mit den richtigen Leuten.

Auf dem ersten Internationalen Bodensee-Jugendgipfel am 14. November 2003 im Graf-Zeppelin-Haus in Friedrichshafen wurde von den Jugendlichen eine Deklaration diskutiert und verabschiedet. Sie enthielt Empfehlungen und Forderungen an die Politik. Auf dieser Basis widmete sich der zweite Jugendgipfel am 18. November 2005 im Festspielhaus Bregenz der Frage, was davon umgesetzt wurde und was nicht und wie Politiker und Entscheidungsträger auf die Ergebnisse der Jugendlichen reagiert haben. Darüber hinaus standen alte und neue Themen im Vordergrund, die via Internetabstimmung von den Jugendlichen ausgewählt wurden: Bildung und Arbeitsmarkt, Menschenrechte und Integration, Energieträger und Klimaprobleme, Konsumverhalten und Egoismus sowie Politische Beteiligungsmöglichkeiten.

Der 3. Bodensee-Jugendgipfel ist für den 24. Oktober 2008 in Liechtenstein geplant. Dieser Gipfel soll sich einerseits in die Tradition der beiden vorhergehenden Veranstaltungen einreihen, soll aber andererseits den Auftakt zum aktuellen Jugendprogramm der Bodensee Agenda 21 in den Jahren 2008 bis 2010 markieren. Dieses soll mit dem 4. Internationalen Bodensee-Jugendgipfel im Jahr 2010 abgeschlossen werden.

Beim 2. Internationalen Bodenseegipfel 2005 in Bregenz wurde die Idee einer Broschüre geboren, die verschiedene Modelle politischer Beteiligungsmöglichkeiten in der Region vorstellt. Sie wurde bis Ende 2006 von Jugendlichen erarbeitet und am 24. 11. 2006 in Kreuzlingen als Broschüre mit dem Titel „Jugend begegnet Politik“ der Öffentlichkeit präsentiert. Die Jugendlichen untersuchten für diese Publikation verschiedene Beteiligungsmodelle und bewerteten sie. Mit dem Überblick über die Bandbreite der Möglichkeiten politischer Partizipation sollten Impulse für Politiker gesetzt und Anregungen für Jugendliche gegeben werden.

Im Schlusswort werden acht „Elemente eines idealen Beteiligungsmodells“ formuliert, von denen sechs hier zitiert werden:

2. Bodensee-Jugendgipfel: Jugendliche knüpfen ein Netz
© IBK-Archiv

1. *Grundlage eines Beteiligungsmodells sind Parteiunabhängigkeit und freiwilliges Engagement der Jugendlichen.*
2. *Es ist wichtig, einen Rahmen für Jugendbeteiligung zu schaffen. Es braucht ein Gremium, welches dauerhaft die Interessen der Jugendlichen vertritt. Dadurch wird die Kontinuität gesichert, es gibt klare Ansprechpartner, und Erfahrungen können an Jüngere weitergegeben werden. Dazu gehört auch eine Ansprechperson für die Jugendlichen, die zwischen Politik/Verwaltung und den Jugendlichen agiert. Sie hilft weiter bei Problemen, vermittelt Kontakte und gibt Tipps.*
3. *Es braucht einen echten Dialog zwischen Jugendlichen und Politikern. Wenn sich Jugendliche engagieren, dann haben sie ein Recht, dass sie und ihre Anliegen ernst und wohlwollend aufgenommen werden.*

…

5. *Es ist wichtig, projektbezogen zu arbeiten. Die Jugendlichen arbeiten bei den für sie interessanten Themen mit. Dadurch können viele Jugendliche angesprochen werden.*

…

7. *In der Politik dauert es sehr lange von der Idee bis zur Umsetzung des Projekts. Dies wirkt sich in der Arbeit mit Jugendlichen besonders negativ aus, da die beteiligten Jugendlichen oft nicht mehr dabei sein können, wenn ihre Ideen umgesetzt werden. Darum müssen die Ideen Jugendlicher schnell angepackt werden.*

8. *Ein ideales Jugendbeteiligungsmodell schafft es, Jugendliche aus allen Bildungsstufen und Nationen zu beteiligen.*

Die IBK Regierungschefs und -vertreter befürworteten auf ihrer Konferenz am 1. Dezember 2006 in Zürich die Fortführung der Bodensee Agenda 21 in den Jahren 2007 bis 2010.

Perspektiven

Wie das Regierungspräsidium in Tübingen im Dezember 2007 mitteilte, konstituierte sich der Begleitausschuss des EU-Förderprogramms „Interreg Alpenrhein-Bodensee-Hochrhein" in Konstanz, an dem Vorarlberg, Baden-Württemberg und Bayern, neun Schweizer Kantone sowie das Fürstentum Liechtenstein beteiligt sind. Durch grenzüberschreitende Projekte soll das Zusammenwachsen Europas gefördert und die grenzbedingten Nachteile überwunden werden.

In der vierten Förderrunde sollen „Regionale Wettbewerbsfähigkeit und Innovation" sowie „Standortqualität und Ressourcenschutz" Schwerpunkte sein. Tübingens Regierungspräsident Hermann Strampfer kündigte „neue Impulse" an. Bei grenzüberschreitenden Projekten unter anderem in den Bereichen Wirtschaft, Tourismus, Infrastruktur, Bildung, Forschung, Standortqualität, Raumplanung, Mobilität, Energie, Umwelt- und Naturschutz, Kultur sowie Gesundheit und Soziales könnten bis zu 60 Prozent der Kosten gefördert werden.

Allein für Baden-Württemberg, Bayern und das österreichische Vorarlberg stellt die EU-Kommission bis 2013 rund 24 Millionen Euro und damit rund sechs Millionen Euro mehr als bisher zur Verfügung.

Zehn regionale Tourismusverbände rund um den Bodensee erarbeiten mit Mitteln aus dem Interreg-Programm „Alpenrhein-Bodensee-Hochrhein" seit Januar 2008 ein Projekt mit der Zielsetzung, anlässlich der Fußball-EM den heimischen Tourismusstandort einer internationalen Öffentlichkeit zu präsentieren. Die gemeinsame Aktion stärke nicht nur die Zusammenarbeit, sondern erhöhe auch die Aussichten, medienwirksam wahrgenommen zu werden, betonten der Vorarlberger Landeshauptmann Sausgruber und Tourismuslandesrat Manfred Rein bei der Vorstellung des Projekts im Februar 2008.

Die Gesamtkosten für das Projekt, an dem sich auch „Vorarlberg Tourismus" beteiligt, belaufen sich auf rund 252 000 Euro. Die Koordination des Projekts wird von der Internationalen Bodensee Tourismus GmbH (IBT) abgewickelt.

Die Einzelnachweise zu diesen Ausführungen finden sich ab 15. 6. in der Projektbeschreibung „Internationale Bodenseekonferenz" auf dem Landesbildungsserver Baden-Württemberg unter www.gemeinschaftskunde-bw.de.

Anschrift des Autors:
Dr. Christoph Bühler
Lochheimer Straße 18
69124 Heidelberg

Siegmund Kopitzki

Literarisches Leben am Bodensee

Prolog

Literatur am Bodensee? Ein weites Meer, um das berühmte „weite Feld“ von Theodor Fontanes zu wässern. Es gibt zwar einen ungefähren Anfang – Walahfried Strabo, um 808 oder 809 geboren, Abt des Klosters Mittelzell auf der Reichenau und ein Mann der Dichtung –, aber noch kein Ende. Alles was zur Literatur am See gesagt werden kann, bleibt Fragment, an dieser Stelle sowieso: Sowohl der exemplarische Exkurs in die Vergangenheit, als auch der Blick in die Literatur der Gegenwart, der Schwerpunkt dieser gewagten Literatour. Der See – die Einheimischen sprechen nur vom See, wenn sie den Bodensee meinen – verbindet oder trennt, wie man will, drei Länder. Das verkompliziert das Thema und diese Darstellung. Aber am vorarlbergischen und auch am Schweizer Ufer des Sees existiert eine bemerkenswerte Literatenszene. Der Blick nach Drüben ist nicht nur ein „must“, er belegt auch ein Alleinstellungsmerkmal der Bodensee-Region: ihre Internationalität.

„Neue Stufe der Bewusstheit“

Also Walahfried Strabo: Nicht nur unter den Mönchen am See war er der bedeutendste Dichter, er war der erste große Mönchsdichter des europäischen Mittelalters überhaupt. Mit ihm erreichte das abendländische Mönchstum zu Beginn des 9. Jahrhunderts eine „neue Stufe der Bewusstheit“ (Arno Borst). Bei aller benediktinischen Zurückhaltung: Er war ein Genie. Strabo war aber auch, mit Leib und Seele, ein begnadeter Wurz-Gärtner – seine weltlichen Nachfahren auf der Insel, die neuerdings den Ehrentitel Weltkulturerbe der UNESCO im Namen führen dürfen, gehen diesem Geschäft heute noch mit Begeisterung und gutem Profit nach. Zudem war er Patriot, Strabo, verstand sich selbst, je nach Wetterlage, als „Alemanne“ oder „Schwabe“. Seine ganze Liebe aber galt der Reichenau. Die Insel war ihm der Mittelpunkt der Welt. Seine Ortsbeschreibung liest sich konsequenterweise so: „Der Rheinstrom, von den Alpen Italiens herabgeführt, ergießt sich in ein ungeheuerliches Meer, das sich nach Westen erstreckt. In dessen Mitte liegt im Wasser eine Insel, Augia mit Namen, um sie herum Deutschland. Sie bringt immer wieder bedeutende Scharen von Mönchen hervor …“

Strabo zum Beispiel. Übertrieb er? Gewiss, aber das gehört bekanntlich zur Dichtung. Die Wahrheit ist die: Der Bodenseeraum spielte vom 8. bis zum 15. Jahrhundert eine bedeutende politische, wirtschaftliche und kulturelle Rolle im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, zu der auch der 1295 geborene Mystiker Heinrich von Suso, talentierter Sprössling eines Thurgauer Adelsgeschlechts, sein Scherflein beitrug. Vom „Mann des Gemütes“ mit „holder Naivität“ und sentimentalem, weichem Charakter bis zu einem Vertreter der Zivilcourage, Beständigkeit und mutigen Entscheidungen reichen die Einschätzungen des neben Johannes Tauler bedeutendsten deutschen Mystikers in der Tradition Meister Eckharts. Seine Schriften sind von literarischer, theologisch-mystischer und philosophischer Bedeutung.

Doch zurück zu Konstanz: Es sah Reichstag und Konzil. Schon damals konnte die Stadt, heute kulturelles Oberzentrum der Region, Tausende von Gästen beherbergen. Benedikt de Pileo zeichnete 1415, im Jahr der Hus-Verbrennung, das Bild einer Wohlstandsgesellschaft: „Alles ist in reichem Überfluss vorhanden, was notwendig, nützlich oder angenehm ist für Menschen und Tiere, und alles, was man sich nur wünschen kann“.

Imperia – Skulptur von Peter Lenk in Konstanz

Zum wunschlosen Glück trug auch eine Vielzahl von Prostituierten bei. Peter Lenks üppige „Imperia“, in den 1980er Jahren im Hafen von Konstanz und gegen die Mehrheit des Gemeinderats aufgestellt, erinnert an das horizontale Gewerbe jener Zeit und an Frivolitäten, die damals als selbstverständlich galten. Einer, dem unterstellt werden darf, sich in diese derbe Gesellschaft gemischt zu haben, war der Dichter und Diplomat Oswald von Wolkenstein. Bei einer wüsten Schlägerei hatte er ein Auge verloren. Das nahm ihm nichts von seinem Frohsinn. Von Wolkenstein stand in den Diensten von Kaiser Sigismund. Der Kaiser hatte bekanntlich Jan Hus freies Geleit versprochen, damit er auf dem Konstanzer Konzil sprechen könne. Dem armen Hus wurde jedoch der Prozess gemacht, im Juli 1415 wurde er auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Kaiser Sigismund, der erst nach der Verhaftung des Volkspredigers eingetroffen war, schritt gegen den Prozess nicht ein.

Damals konnte die Ravensburger Handelsgesellschaft an ökonomischer Macht mit dem Hansa-Bund konkurrieren; die Klöster Reichenau und St. Gallen wirkten – bis zur Gründung der ersten Universitäten – als geistige Börsen. Erst zu Beginn der Renaissance verlor die Seeregion mit den drei freien Reichsstädten Konstanz, Lindau und Überlingen an Bedeutung. Als Mittelpunkt der Welt war sie allerdings auch vordem nur die Kopfgeburt Strabos.

Die Gründe für den Niedergang der Region füllen Bücher und Bibliotheken. Hier nur soviel: Die Verlagerung der Handelswege von den Alpenpässen im Bündnerland zum Gotthard und das Aufkommen der Seewege brachten die Region ins wirtschaftliche Abseits. Durch unglückliches Taktieren im Reformationsstreit verloren die Städte am See zudem ihre Reichsfreiheit. Beides zusammen, wirtschaftliche Rezession und politische Machteinbuße, verminderten die weitere kulturelle Entwicklung, bis der Bodenseeraum allmählich zu einer idyllischen Provinzlandschaft verkümmerte.

Selbst eine Figur vom Kaliber eines Ignaz Heinrich Karl Freiherr von Wessenberg, der 1832 die Ehrenbürgerschaft der Stadt Konstanz erhielt, konnte diese Entwicklung nicht aufhalten. Der Geistliche, der nach Auflösung des Bistums Konstanz als Privatgelehrter in der Konzilstadt lebte, veröffentlichte jede Menge theologische Arbeiten und andere wissenschaftliche Texte („Über den sittlichen Einfluss der Romane“), aber auch veritable Dichtung. Dafür ist Annette Droste-Hülshoff, die im Jahr der Revolution, 1848, in Meersburg starb, allerdings berühmter. Ihre „Judenbuche“ ist Schulstoff. Ein Museum erinnert an die westfälische Dichterin, ihr Zimmer im Turm der Alten Burg bietet ein Landschaftspanorama ohnegleichen: Über dem Obersee türmen sich die Churfirsten auf mit dem Säntis als Kopf. Diese Landschaft ist ein Gedicht, man muss es eigentlich nur noch aufschreiben. Viele haben es versucht, nicht nur zur Zeit der Droste. Zum Beispiel Gottfried Benn, ein anderer großer Lyriker: Sein berühmter Wurf „Kann keine Trauer sein“, der seine Gesammelten Gedichte einleitet, gründet auf einem Besuch der Meersburg …

Provinzialisierung der Region

Aber wir schweifen ab – zugegeben: gerne und hier immer wieder. Bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts ist dieser Zustand politischer Einflusslosigkeit und relativ schwacher wirtschaftlicher Infrastruktur geblieben. Aber auch heute, 30 Jahre später, mit Autobahnanschluss nach München, Stuttgart, Inns-

bruck, Zürich–Basel oder Mailand sieht ein industrielles Ballungszentrum anders aus als die internationale Bodensee-Region – trotz Zahnradfabrik und Dornier in Friedrichshafen, trotz Nycomed und Siemens in Konstanz oder Alcan und der Suppenfabrik Maggi in Singen. Historiker der Universität Konstanz, die als „Klein-Harvard“ Ende der 1960er Jahre gegründet wurde und seit vergangenem Jahr zum Kreis der deutschen Elite-Hochschulen gehört, sprachen etwas hochnäsig von der „Provinzialisierung der Region“. Die Erfahrung, am Rande zu sitzen, saß tief:

„Na ja, antworte ich, wenn mich mal jemand fragt, wie es mir denn da am Bodensee gefällt, und zähle auf: Manchmal wünsche ich mir, die Filme und Theaterstücke zu sehen, von denen ich nur lese; manchmal würde ich gerne eine Pianisten hören, den ich auf Platte habe; (…) ich würde gerne mitbekommen, was junge Leute, politische Gruppen, Gastarbeiter, Künstlergruppen in den Metropolen an Ideen vorzeigen; ich würde es vorziehen, wenn es hier nicht nur eine Partei und eine Zeitung gäbe; vor allem aber fürchte ich, dass mir jener Bart um Bewusstsein wächst, weil ich einfach nicht erlebe, wie die Hälfte unserer Bevölkerung leben muss: Zwischen gigantischen Fabrikanlagen und Autobahndreiecken, sonntags gehen sie durch abgetretene und verkotete Parks oder über Wanderwege, wo bald schon Ampeln eingeführt werden müssen, sie wohnen in Trabantensiedlungen, vielstöckig in verödete Äcker gesetzt. Ich fürchte, provinzblind zu werden …“.

Mit dieser insgesamt erträglichen Furcht schlug sich der Schriftsteller Hermann Kinder, Jahrgang 44, in den 1970/80er Jahren durch. Sein Lamento erschien unter dem Titel „Fremd daheim“ (1988). Seitdem hat sich einiges geändert, die randständige Region hat sich mit der großen, weiten Welt vernetzt. Einiges blieb, wie es war – es ist schön hier, die Natur ist weitgehend intakt. Aber noch 1990 notierte Markus Werner, in Schaffhausen lebender Schriftsteller, der sich ansonsten – auch im Unterschied zu Kinder – in seinen Veröffentlichungen kaum mit der See-Region beschäftigte, folgende Sätze: „Meine Damen und Herren, wir leben am Rand. Wir leben, solange der Wald noch mag, hinter ihm. Und

Hermann Kinder

ganz nebenbei, ganz leise nur: Je wiedervereinigter das Land der Mitte wird, desto marginaler wird unsere Position.“

Kinders „Rand“-Erfahrung war demnach nicht einzigartig. Werner, 1944 im Thurgau geboren und groß geworden, referierte seine Beobachtungen übrigens bei der Verleihung des Alemannischen Literaturpreises.

Lange vor Kinder und dem leise auftretenden Werner, – von dem wir hören, dass er, der streng kalkulierte Romane wie „Zündels Abgang“ (1984) oder „Die Kalte Schulter“ (1989) abgeliefert, der seine Protagonisten mit Lakonie und Humor, mit der Fähigkeit zum Staunen, aber auch zur Verzweiflung ausgestattet hat, das Schreiben eingestellt habe: Aus Erschöpfung, aus Übermüdung, aus Krankheitsgründen –, machten Schriftsteller und Künstler ähnliche Erfahrungen mit der Region. Zu ihrer Zeit gab es kein ausgebautes Verkehrsnetz, das eigene Auto war längst nicht obligatorisch, die Mobilität eingeschränkt und mühsam; es gab kein Fernsehen, kaum Kinos, kaum gehobenen Unterhaltung – wie etwa heute die Bregenzer Festspiele auf dem See oder das Internationale Bodenseefestival – allenfalls verschlafene Buchhandlungen, private Lesekreise; die Universität, an der man dem hauptamtlichen Literaturlehrer Kinder noch bis zum Ende des Sommersemesters 2008 begegnen kann, danach ist er im Ruhestand,

existierte noch nicht einmal in den Köpfen ihrer Gründer. Überhaupt: die Informationsgesellschaft folgte erst Jahrzehnte später – und mit ihr unsere postmoderne Abgeklärtheit.

„Ich stehe vor der Landschaft wie eine Kuh“

Von einigen Dichtern, die heute vergessen sind, gibt es nachwirkende Sottisen über das unmögliche Leben am See. Von Peter Scher (1884–1953) zum Beispiel, der aus seiner Meersburger Idylle alsbald wieder nach München entfloh: „Der Bodenseezustand ist der Zustand des seligen Verblödens“. Oder von Tami Oelfken (1888–1957), die sich in Überlingen niederließ: „Dass ich am Bodensee sesshaft bin, ist meinem Wesen nach unstatthaft. Hier ist für jede geistige und wirkliche Arbeit gar kein Klima“. Hermann Hesse, um einen berühmten Schriftsteller zu nennen, strandete um die Jahrhundertwende in Gaienhofen am Untersee. Wenn es stimmt, was Werner Dürrson behauptet – der Lyriker verließ noch in den 1990er Jahren sein Kattenhorner Heim auf der Höri, weil er angeblich die Schönheit des Sees nicht mehr ertragen konnte, ja, sie als lähmend für seine Arbeit empfand –, dann wollte Hesse sich damals jeden Morgen erschießen. Der spätere Literatur-Nobelpreisträger reiste dann aber doch lieber nach Indien. Er verließ die Höri 1912, weil das „kein Leben mehr“ für ihn gewesen sei und er „Menschennähe“ gesucht habe – und verließ damit auch seine Familie und Freunde. Darunter war der „Rosendoktor“ Ludwig Finckh (1876–1964), der ihm seinerzeit auf die Höri gefolgt war, der sich allerdings im Dritten Reich durch die Nähe zu den Nationalsozialisten für die Nachgeborenen unmöglich gemacht hatte.

Oder der Maler Otto Dix. Dessen Wohnhaus und Atelier wird in Hemmenhofen als Erinnerungsstätte geführt. Als er 1936, von den Nazis als „entartet“ verfemt, an den See kam, empfand der Verist die dörfliche Abgeschiedenheit als Gefangenschaft. Die bukolische Landschaft fesselte ihn nicht – im Unterschied etwa zum „Brücke“-Maler Erich Heckel, der sich 1944 in Hemmenhofen in die innere Emigration begab und sich hier einrichtete –, sie knebelte ihn und sie zwang den unbarmherzigen Maler des Krieges und der Großstadt zu einer schmerzvollen Umwertung seine Stils, ja seiner Identität. Wenige Jahre vor seinem Tod, 1968 in Singen, bekannte er einmal: „Landschaften habe ich in der Nazizeit massenhaft gemalt. Hier war ja weiter nichts. Also raus in die Landschaft und Bäume gezeichnet, paar Bäume – so Sachen. In bin verbannt worden in die Landschaft. Zuerst war sie neu für mich. Jetzt habe ich sie so oft gesehen. Jetzt nehme ich sie gar nicht mehr zur Kenntnis. Sie interessierte mich eigentlich auch gar nicht sehr. Menschen, Mensch viel mehr. – Ich stehe vor der Landschaft wie eine Kuh“. Gut gesagt.

Literatur- und Kunstlandschaft Höri

Die Höri gilt am See als die Literaturlandschaft und Künstlerlandschaft schlechthin. Sie war zu Beginn des 20. Jahrhunderts Fluchtpunkt für Dichter und Künstler wie Hesse und Finckh oder aber Eric Scheurmann (1878–1957) und Ernst Bacmeister (1874–1971). Diese frühen „Aussteiger“, die den Städten den Rücken kehrten, hatten sich in dieser abgelegenen Ecke des Sees auch deshalb niedergelassen, weil sie den Untersee als preiswertes Domizil für sich und ihre Arbeiten entdeckten. Nach 1933 wurde dieser Teil des Sees mit dem nahen (rettenden) Schweizer Ufer zum Zufluchtsort für politisch Verfolgte. Noch vor Dix hatte sich der von den Nazis aus dem Amt gejagte Direktor der Kunstakademie Düsseldorf, Walter Kaesbach (1879–1961), auf die Höri zurückgezogen – um hier als Netzwerker der Kunst der Moderne zu dienen. Aber die Höri hat auch einen eigenen, wichtigen Dichter hervorgebracht: Jacob Picard (1883–1967), literarischer Chronist des deutschen Landjudentums. In Wangen am See geboren, einem der zahlreichen „Judendörfer“ des deutschen Südwestens, nahm er deren besondere Atmosphäre von klein an in sich auf und blieb der Welt seiner Herkunft ein Leben lang verbunden.

Manfred Bosch hat die Werke von Picard 1991 herausgegeben. Bosch ist der wohl intimste Kenner der Literatur- und Kunstlandschaft im Südwesten Deutschlands. Er hat –

neben anderen Publikationen – auch das in jeder Hinsicht schwergewichtige Buch „Bohème am Bodensee. Literarisches Leben am See von 1900 bis 1950“ (1997) veröffentlicht. Auch dieser (unser) Beitrag kommt ohne Boschs' Opus Magnum nicht aus. Beide Editionen sind im Libelle Verlag des Konstanzer Buchhändlers Ekkehard Faude erschienen, der seit geraumer Zeit gemeinsam mit seiner Partnerin Elisabeth Tschiemer im thurgauischen Lengwil lebt.

Libelle pflegt die Literatur am See seit einem Vierteljahrhundert. Zu den großen „Entdeckungen“ des Verlegerpaares gehört das Werk des vergessenen vorarlbergischen Bauerndichters Franz Michael Felder (1839–1869), vor allem aber das des Allensbachers Fritz Mühlenweg (1898–1961). Mühlenweg nahm in den Jahren 1927 bis 1932 an drei Expeditionen von Sven Hedin in Zentralasien teil, die von entscheidender Bedeutung für ihn als Maler und Schriftsteller werden sollten. In dieser Zeit wurde er sich seiner malerischen Begabung gewisser und begann auch – neben sehr anschaulichen Briefen – in kurzen Artikeln seine Eindrücke niederzuschreiben. Am Ende wurden es ganze Bücher. Das dickste Buch ist 780 Seiten schwer, es ist 1950 erschienen, war ein Bestseller und heißt „In geheimer Mission durch die Wüste Gobi“. Faude hat ein luzides Nachwort dazu geschrieben.

Doch zurück zu Bosch: Bevor er den See als publizistischen „Tatort“ für sich entdeckte, schrieb er Mundart-Lyrik, badische. Er konnte das. Bosch wurde 1947 in Bad-Dürrheim geboren, wuchs aber in Victor von Scheffels Radolfzell auf. (Scheffels legendären historischen Singen-Roman „Ekkehard“ legte Faude im Jahr 2000 neu auf.) Jetzt lebt der 60-jährige „literarische Sekretär der Bodenseeregion“, wie ihn Martin Walser einmal nannte, in Lörrach, im Markgräflerland. Über die Dichtung fand er zur Publizistik. Und dass viele seiner Bücher und Essays sich auf die Literatur- und Kunstlandschaft Höri konzentrieren, hat auch mit solchen biographischen Details zu tun.

Bosch, Mitglied des Forum Allmende und Mitherausgeber der gleichnamigen Zeitschrift, ist aber auch als Ausstellungsmacher und Berater des Hermann-Hesse-Höri-Museums tätig. Das Museum arbeitet zweigleisig. Es kümmert sich, unterstützt von der Marbacher Arbeitsstelle für literarische Museen, sowohl um die Literatur als auch um die Kunst. Es wundert nicht, dass die Kunst- und Literaturszene Höri am See publizistisch am besten aufgearbeitet ist – dank auch des Engagements vieler kunstsinniger Menschen, vor allem aber, weil sich hier in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts viele „Bohèmiens“ mit nachhaltigerer Wirkung in der Region aufgehalten haben, als etwa in Überlingen (Ernst und Georg Jünger), Uttwil (Carl Sternheim), Gottlieben (Emanuel von Bodman) oder Konstanz (Wilhelm von Scholz; Rudolf Adrian von Dietrich und die Expressionisten).

Die erste Literatur-Ausstellung des Hermann-Hesse-Höri-Museums des Jahres 2008 galt Horst Brandstätter; der 1950 in Stuttgart geborene Autor, Theatermann, Antiquar, Galerist und Netzwerker entdeckte Anfang der 1990er Jahre Öhningen für sich und seine Familie als Ort seiner diversen Aktivitäten. Er hat der sich bisweilen auf ihrer prominente Geschichte ruhenden Höri mit Ausstellungen (etwa) von Johannes Grützke, dem Berliner Maler der „Neuen Prächtigkeit“ oder Jan Peter Tripp, einem Hyperrealisten, einen Hauch von Kunstavantgarde gegeben; der Alt-68er – auch mit 50plus trug er noch lange Haare, die Nickel-Brille saß auf der feinen Nase – hat mit Lesungen und Debatten den Literaturstandort Höri bereichert, er hat zudem selbst publiziert und sogar Autoren zu Publikationen motiviert. So schrieb Martin Walser einen geschichtskritischen Beitrag zur 48er Revolution der Badener, der 1998 im Egginger Verlag von Klaus Isele erschien – mit Illustrationen von Grützke. 2004 tauschte „Brandy“, wie ihn die Freund nannten, Öhningen mit Baden-Baden als Wohn- und Arbeitsplatz. Zwei Jahre konnte er an der Oos seine neue Galerie führen, dann starb dieser „Eigenbrödler im besten Sinne“, wie ihn Hans Magnus Enzensberger charakterisierte, allzu früh an einer Krebserkrankung. In Enzensbergers Reihe „Die Andere Bibliothek“ (Eichborn Verlag/Frankfurt am Main) hatte Brandstätter 1997 ein Buch über den Hauptlehrer Ernst Wagner aus Degerloch veröffentlicht, der an einem Septembertag des Jahres 1913 seine Frau und seine vier Kinder

ermordete und sich dann dran machte, ein ganze Dorf auszurotten. Skurrile Stoffe – „Brandy“ hatte dafür einiges übrig.

Jochen Greven, ebenfalls ein Wahl-Hörianer, der 1965 zum ersten Mal in Wangen landete und seit 1992 wieder am Untersee lebt, hat die Ausstellung auf den Weg gebracht. Er war ein Freund von Brandstätter, er ist Mitglied des Forum Allmende, das sich des literarischen Erbes am Untersee annimmt, vor allem aber ist Greven bekannt als Robert-Walser-Experte. Der mittlerweile 76-Jährige, der lange im Verlagswesen arbeitete und als Journalist in Rundfunkanstalten unterwegs war, hatte 1960 über das Werk des Schweizers promoviert, der damals so gut wie vergessen war. Im renommierten Frankfurter Suhrkamp Verlag hat Greven schließlich die Edition einer 20-bändigen Werkausgabe Robert Walser besorgt.

Auch wenn die Höri weder Künstlerkolonien noch nachhaltige Dichterrunden oder „Schulen“ hervorgebracht hat – ihre Anziehungskraft beschränkt sich nicht nur auf Touristen. Zuletzt, vor zwei Jahren, wählte der ehemalige Leiter des Schiller Nationalmuseums und des Literaturarchivs Marbach, Ulrich Ott, ein Homme des Lettres, die Höri als Alterssitz. Ott lebt in Öhningen, daneben, im Teilort Wangen, hoch über dem schmaler werdenden Untersee, hat Bruno Epple sein Haus. Der Mann mit dem schwäbisch klingenden Namen wurde 1931 in Rielasingen im Hegau geboren, er ist – wie Martin Walser, der 1927 in Wasserburg geboren wurde und in Nussdorf lebt – ein passionierter Hiesiger. Epple arbeitete als Lehrer am Gymnasium in Radolfzell – aber in seinem Herzen war er immer schon Schriftsteller, der wie der sanfte Adalbert Stifter im Kleinen (der Bodensee-Landschaft) das Große entdeckt und in seiner Malerei an die raffinierte Unschuld der Naiven Kunst anknüpft. Epple ist eine Macht – und nicht nur am Untersee. Als Maler stellte er auch schon in Brasilien aus. Als Schriftsteller ist er ein Geheimtipp. Er wird geliebt, für seine beiden Talente. Und er ist unermüdlich in seiner Schaffenskraft – eben hat er seine Kindheitserinnerungen aufgeschrieben.

Was noch? Epple kennt seine Dichter am See. Er versteht sie, er bewundert sie. Walahfried Strabo, unserem Erstgenannten, gilt seine ganze Liebe. Strabos „Lob der Reichenau“ hat Epple 2004 aus dem Lateinischen ins Alemannische übersetzt … Man kann das nachlesen, gewiss, aber besser ist: die Übersetzung zu hören. Am besten von Epple selbst, am allerbesten bei Epple daheim, den See vor Augen.

Martin Walser – Der Patron

Epple war schon immer da und selbstverständlich Martin Walser. Er ist der Patron am See. So nennen ihn die Schriftstellerkollegen, nicht wegen seines Alters – 80plus –, sondern wegen seines imposanten Werks. Das wächst stetig, es mehrt seinen Ruhm – im Frühjahr erschien sein leidenschaftlicher Goethe-Roman „Ein liebender Mann“. In Walser hat der See – Walahfried Strabo wird sich womöglich im Grab umdrehen … – seinen überzeugendsten, ja wortmächtigsten Anwalt. Ein Beispiel gefällig? Bitte: „Unsere Hügel sind harmlos. Der See ist ein Freund. Der Himmel glänzt vor Gunst. Wir sind in tausend Jahren kein Mal kühn. Unsere sanften Wege frühen überall hin. Wir schmeicheln uns weiter und wecken jede Stelle durch einen Kuss. Kirschen, Äpfel, Trauben und Birnen reichen sich glänzend herum. Zwischen wachsamen Heiligen lachen wir laut. Die Luft ist süß von Geschichte, von Durchdachtheit klar. Der Föhn malt auf Goldgrund die Nähe der Unendlichkeit …“

Poetisches aus einem der schönsten Heimatbücher, das es gibt. (Und es sind derer viele erschienen.) Walsers Buch heißt schlicht „Heimatlob“ (1978). Es geht darin um den See als Heimat. Die Geschichte, der See, die Wolken, der Himmel – alles führt Walser zurück auf sich selbst, auf die Frage nach der eigenen Identität. Mit konkreten Lebenserfahrungen füllt er die zur Worthülse verkommene und missbrauchte Kategorie „Heimat“, füllt sie neu durch die geradezu wetterfeuchte Frische seiner Erlebnisfähigkeit. Walser schöpft unverbrauchte Farben aus der Landschaft. Nichts zu spüren von abgestandener bürgerlicher Innerlichkeit, nichts vom Romantizismus des 19. Jahrhunderts. Walsers „Ergriffenheit“ ist mit Geschichte getränkt, er spricht von „historischer Empfindung“; wie er angesichts der Landschaft die Kategorie „Arbeit“ nicht ver-

Martin Walser

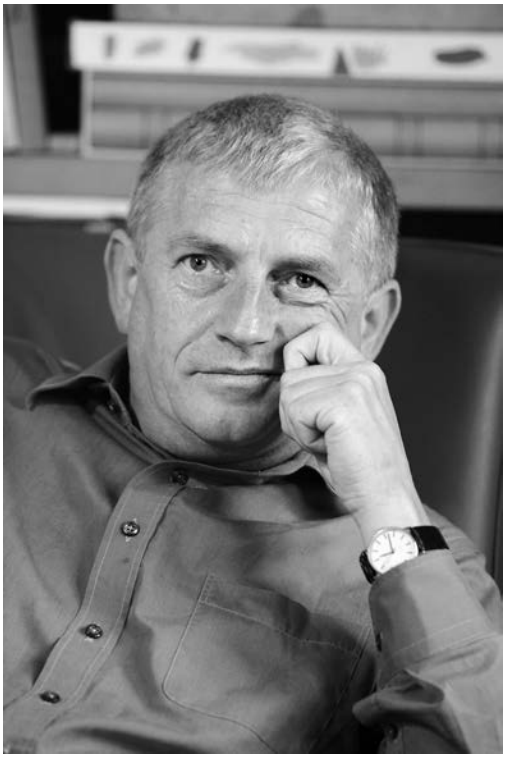
gisst: „Man muss nicht fröhlich sein. Am Bodensee, meine ich. Heitere Landschaft und so. Benediktinisch, lieblich, süß und fromm. Davon weiß ich nichts …“

Er hat ihn am Haken, der See. Würde Walser nicht am Bodensee leben, seine mit prallem Seeleben imprägnierte Literatur sähe anders aus – die zweifach am See verfilmte und viel gerühmte Novelle „Ein fliehendes Pferd“ (1978), die Innenschau „Seelenarbeit“ (1979), Gottlieb Zürns Welt im „Schwanenhaus“ (1980) oder die sensible Wasserburger Kindheits- und Jugenderinnerung „Springender Brunnen“ (1998). Unvorstellbar. Walser versucht auch mit den Romanen, mit den Erzählungen („Tassilo“, 1989), vor allem aber auch mit essayistischen Arbeiten („Heimatkunde“, 1968) zu erklären, was diesen See-Rausch begründet, der offenkundig ansteckend ist. Nicht anders ist zu erklären, warum der See schon viele, viele andere am längeren oder kürzeren Haken hatte. Dieses Völkchen – seit Strabo – hat den See ja auch berühmt gemacht. Den See als Kulturlandschaft. Wobei Walser und die anderen Schriftsteller, Philosophen und Künstler den See nicht nur schön geredet oder gemalt haben. Sie räumen auch der „kundigen Unzufriedenheit“ (Manfred Bosch) Heimatrecht ein, ja, sie wenden es zu einer Seetugend.

Der See hat eine Identität, er lässt die Menschen daran teilhaben, über den Tag hinaus – das ist eine eher stille Begegnung. Das bleibt. Und das ist ein Privileg gegenüber Landschaften, die nicht mit soviel Schönheit gesegnet sind. Ein Privileg gegenüber den Metropolen, das kulturpolitisch Konsequenzen hat – vorderhand registrieren wir eine sanfte Zurückgebliebenheit, für Walser freilich der schönste Name für Heimat …

Brechen wir ab. Auch der Heimatschriftsteller Walser ist einen eigenen Beitrag wert, selbst einen zweiten. Behelfen wir uns mit einem Satz von Hermann Kinder: „Über ihn zu laudieren ist unrettbar lächerlich“. Das Kinder-Wort signalisiert Größenverhältnisse. Wir reden über den Patron. Aber aus seiner „Berühmtheit“ schlägt Walser in der Region kein Kapital. Er bleibt ein guter Nachbar. In Nussdorf, in Konstanz. Dort ist er Ehrendoktor der Universität. In Kinder hatte er dort in der Vergangenheit immer einen Botschafter. Einen überzeugten dazu. Denn auch den Literaturwissenschaftler und Schriftsteller Kinder hat das Werk Walsers seit jeher fasziniert. Manche Leser wollen sogar einen Einfluss des großen Nußdorfers auf die Romane des Wahlkonstanzers erkennen. Vielleicht ist ja was dran. Richtig ist, dass Walser einer der ersten Leser von Kinders Debüt „Der Schleiftrog“ war und Fürsprecher bei Suhrkamp, schließlich bekam aber der Zürcher Diogenes Verlag den Zuschlag.

Auch dafür ist Walser am See bekannt: Dass er stets ein offenes Ohr für Kollegen hat – selbst für solche mit Amateur-Status. Drei folgenreiche Beispiele nur: So hat Walser mit seinem Nachwort in „Rabenkrächzen“ (1982), der ersten Erzählung der in Friedrichshafen lebenden Maria Beig – inzwischen bald 90 Jahre alt –, die Rezeption dieser aus dem bäuerlichen Milieu stammenden „Sagerin“ mitbestimmt. Mit einer mehrseitigen Hymne hat Walser im Hamburger Magazin „Der



Arnold Stadler

Spiegel“ 1994 den Raster Schriftsteller Arnold Stadler als Chronisten des oberschwäbischen Raums einer breiteren Öffentlichkeit bekannt gemacht: „Das ist ein Ton. Anrufend, aufrufend“, setzte Walser das Portrait an. Zuletzt verfasste er ein ganzes Buch über die Bücher von Andreas Beck, einem Konstanzer Mediziner, der neben wissenschaftlicher Literatur Novellen vom Schwarzwald und vom Bodensee schreibt („Der Lebensroman des Andreas Beck, seinen Büchern nacherzählt“, 2006). Walser ist ein solidarischer Kollege. Er kritisiert nicht, er lobt ausschließlich. Er rühmt aber nur, was er gerne liest. Aufträge nimmt er nicht entgegen. Das macht ihn und seine „Empfehlungen“ noch glaubwürdiger.

Eine neue Literaturszene

Walser war also schon immer da, Epple sowieso. Auch Stadler, der 1954 in Meßkirch Martin Heideggers, im so genannten „Fleckviehgau“, geboren wurde und (eben) das „Hinterland“ zum Thema seiner ersten drei Romane „Ich war einmal“ (1989), „Feuerland“ (1992) und „Mein Hund, meine Sau, mein Leben“ (1994) gemacht hat. Allerdings lebte er zu der Zeit nicht am See, sondern in Freiburg/Breisgau, hatte dort seinen Kollegen- und Freundeskreis. Gelegentlich besuchte er den Bauernhof seiner Eltern, in dem er eine kleine Wohnung hat. Mit der Literaturszene am See hatte er am Beginn seiner Schriftstellertätigkeit wenig zu tun, auch wenn er sein allererstes Buch, der Lyrikband „Kein Herz und keine Seele“ (1986) im St. Galler Erker Verlag von Franz Larese und Jürgen Janett veröffentlichte.

Die Galerie, an die der Verlag gekoppelt war, war ein Gravitationszentrum für die Kunst der Nachkriegsmoderne in der Schweiz und vermittelte zeitgenössische Kunst von höchstem Rang. Lareses Bruder Dino, 1914 im italienischen Candide di Cadore geboren, 2001 im schweizerischen Amriswil, seinem Wohnort, gestorben, ein Lehrer, war auch Autor von Prosa, Lyrik, Biographien, Theaterstücken, Jugendbüchern und autobiographischen Schriften. Er galt als einer der wichtigsten Kulturschaffenden des Bodenseeraums. Berühmt war seine „Akademie Amriswil“, an deren Tagungen Leuchttürme des Kulturlebens wie Thomas Mann, Martin Heidegger und Carl Orff teilnahmen. Die 1994 gegründete „Dino-Larese-Stiftung“ verwaltet den Nachlass des Autors – allein: er ist so gut wie vergessen.

Aber nochmals Stadler. Knapp zwanzig Bücher hat er seit 1986 veröffentlicht, davon sind acht Romane. Im Grunde genommen aber schreibt er nur an einem Buch und an einem Projekt, das ihn in die Nähe Walsers rückt: Heimat. Ihr trägt er seine komplexe Liebe nach. Er bestaunt nicht den Himmel über dem See, sondern den oberschwäbischen – den er in der Malerei von Jakob Bräckle, diesem „Morandi der Landschaft“ (Siegfried Weishaupt), am eindrucksvollsten vergegenwärtigt sieht. Der Skeptiker Stadler reagiert auf das Reizwort „Heimat“ nicht nur mit Zuneigung und schelmischen Übermut, auch Trotz ist im Spiel, ja Garstigkeit – die ihm allerlei Kritik einbrachte, einschließlich des Vorwurfs, Abrechnung zu schreiben aufgrund früher Verletztheit. Diese Haltung gehört zum Stadler-Ton, sie ist nicht

nur in den ersten drei Romanen, der so genannten „Theologie der Schrulligkeit“ virulent, sondern auch in den Passionsgeschichten „Der Tod und ich, wir zwei“ (1996) und „Ein hinreissender Schrotthändler“ (1999). Und auch hier ist die Heimat schwarz. Stadlers Protagonisten leiden an „falligen Weh“, an Inzucht, Fettsucht, Katholizismus und Melancholie. Ihre wörterlose Sprache besteht aus Pausen und Unaussprechlichem, aus Schmerzlauten – oder aber aus Schreien. Kein schöner Land, kein Ort nirgends. Der Most hilft vergessen.

Stadlers Unerbittlichkeitsstil, „die Härte, mit der er sagt, wie fürchterlich alles ist“ (Andrea Köhler), schließt den Erzähler selbst mit ein. Das ist eine Frage der Glaubwürdigkeit. Die durch den Zusammenprall der Vormoderne mit der Moderne ausgelöschte Heimat der Altvorderen heraufzubeschwören, das ist die eine Hälfte von Stadlers Projekt. Die andere Hälfte beschreitet den Weg von der Anklage der glücksresistenten Provinz zur Klage um ihre Zerstörung. „Heimat wird immer weniger“, heißt es im „Hinreissenden Schrotthändler“. Die Globalisierung hat das „Hinterland des Schmerzes“ längst erreicht. Der Erzähler sieht darin den paradoxen Nachweis, dass „es etwas gab, was bleibt, auch wenn dasselbe verloren war: die Heimat“. Gegen diesen Prozess des Verschwindens und Vergessens schreibt Stadler an, fromm, und ungläubig, erlösungsbereit und erzverloren. Als Vergegenwärtiger von dem „was war“.

Stadler stieß erst in den 1990er Jahren zu den Autoren am See. Und wie es so geht: Bei einer Lesung Walsers in Überlingen, 1992, lernte er den Patron kennen. Seit diesem Zusammentreffen gibt es – neben der intellektuellen Beziehung – ein fast schon Vater-Sohn-Verhältnis zwischen Stadler und Walser. Das mit diesem Verhältnis nicht endet: Auch zu Johanna Walser, zu Theresia und Alissa Walser, zu den drei schreibenden Töchtern Walsers, bestehen Verbindungen und zu Karl-Heinz Ott. Ott ist Autor eines bisher kleinen, aber feinen Romanwerks („Ins Offene“, 1998; „Endlich Stille“, 2005). Seinen ersten Roman vermittelte Stadler an den Salzburger Residenz Verlag. Mit dem See hat der in Freiburg lebende Schriftsteller, der 1957 in Ehingen bei Ulm geboren wurde, auch und immer wieder gerne zu tun: „Heimatkunde Baden“ (2007) heißt dazu seine letzte Buchveröffentlichung, solide und kundig wird der Inhalt präsentiert, aus dem auch Einheimische viel Neues in Sachen badischer Kultur, Küche und Historie erfahren können; dem See spendiert Ott darin ein eigenes Kapitel.

Übrigens: Suhrkamp-Chef Siegfried Unseld (1924–2002), Walsers Verleger und Freund, führte damals in die Überlinger Lesung ein. Unseld, eine der wichtigsten deutschen Verlegerpersönlichkeiten des vergangenen Jahrhunderts, war immer wieder in Überlingen, in der dortigen Buchinger-Klinik kurte er und schrieb einige seiner Bücher, darunter „Goethe und seine Verleger“ (1998). Es wird aber auch erzählt, dass er, begeisterter Schwimmer, gelegentlich zu sportlichen Höhenflügen ansetzte und die Seestrecke zwischen Überlingen und Wallhausen machte. Unseld plante seinen Alterssitz am See – der Dienst am Frankfurter Verlag ließ ihn den Ruhestand immer weiter hinausschieben, bis zum frühen Tod.

Walser gehörte auch – wenngleich mit einer gewissen Distanz – zu jener Literaturszene am See, die ihren Ausgang in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre nahm. Damals entwickelten sich in Konstanz und der westlichen Bodenseeregion zahlreiche Kontakte, die ab Anfang der 1980er Jahre zu einer losen Gruppenbildung führte, die auch als „VS-Regionalgruppe Westlicher Bodensee“ firmierte (VS steht für Verband deutscher Schriftsteller). Die Mitglieder der Gruppe trafen sich regelmäßig in Konstanz, Meersburg, aber auch auf dem „flachen Land“, etwa in Möggingen oder Pfullendorf, Owingen und Frickingen. Mitglieder der ersten Stunde waren die Lyriker Hans Georg Bulla, Werner Dürrson, Jochen Kelter und Peter Salomon sowie die Romanciers Kristel Neidhart, Peter Renz, Kinder und Karin Reschke. „Hier fanden Gespräche über Literatur, Gewerkschaft, Schriftstellerverband, Deutschland und uns selbst statt“, wird Renz später die Arbeit der Gruppe in einem Satz zusammenfassen.

Verbindendes Projekt war anfangs die Konstanzer Literaturzeitschrift „Univers“ (1974–1981), von dem Anglisten und Autor D. H. Wilson an der Universität gegründet. Die

meisten Autoren arbeiteten dort mit, auch als Redakteure und Herausgeber einzelner Hefte. Salomon hat der Zeitschrift „Univers“ und ihren idealistischen Machern im Jahre 2007 eine Ausstellung im Hermann-Hesse-Höri-Museum und ein instruktives Leseheft (im Isele Verlag erschienen) gewidmet. Die Zahl der Zeitschriften, die den internationalen Bodensee literarisch begleiten, ist an einer Hand abzuzählen: die längste Überlebenszeit hat bisher die „Allmende“ (seit 1981). Gelegentlich blicken aber auch geographische ferner gelegene Publikationen auf den See. So hat Salomon für die im Dresdener Verlag Die Scheune erscheinenden Blätter für Literatur und Kritik „Signum“, im Winterheft 2004 einen „Exkurs Bodensee“ lancieren können

Die Region und der Literaturbetrieb

„Kopf“ und „Herz“ von „Univers“, aber auch die „Graue Eminenz“ der damals noch jungen Literaturszene, war der wiederholt zitierte, 1944 in Thorn geborene Hermann Kinder. Er kam als Doktorand aus Münster an den See, sozusagen die Droste im Rucksack. Kinder war Assistent von Wolfgang Preisendanz, einem Heine- und Fontane-Experten, der viel zur Theorie des Komischen publizierte. Kinder entschied sich früh gegen die „reine“ Lehre und Forschung. Er betrieb an der Universität Literarische Kolloquien, in denen die Studierenden über Gegenwartsliteratur reden lernen konnten; er gründete eine Schreibwerkstätte, in der sich schnell Schreibtalente einfanden; und er schrieb selbst – Prosa und Gedichte, später ein Theaterstück („Bürgers Ehe“, 1988). Kinder debütierte, wie erwähnt, mit dem Bildungsroman „Der Schleiftrog“, der von der antiautoritären Bewegung der 68er Generation handelt. Der Roman wurde von der Kritik als „ein Stück bundesrepublikanischer Geschichtsschreibung“ (Jörg Drews) gefeiert.

Für das Debüt, dem bald die Erzählung „Du musst nur die Laufrichtung ändern“ (1978) folgte und der Campus-Roman „Vom Schweinemut der Zeit“ (1980) sowie die literarische Selbstreflexion „Der helle Wahn“ (1981), erhielt Kinder 1981 den Literaturpreis der Stadt Überlingen. Eine erste Anerkennung, der einige wenige folgen sollten – etwa der Stuttgarter Literaturpreis (1999) –, die unterm Strich aber nicht die enorme Produktivität und Kreativität Kinders – bisher knapp 30 Titel – honorieren. Kaum zu begreifen. Mit keiner seiner literarischen Arbeiten ist Kinder das gelungen, was der Literaturbetrieb einen „Durchbruch“ nennt und damit eine öffentliche Anerkennung meint, die sich in der stetigen oder umtriebigen Präsenz von Person und Werk durch Rezensionen, Buch-Verkauf oder in der Regelmäßigkeit von Lesereisen des Autors niederschlägt. „Ein umfangreiches Werk, ein witziger Autor – aber dennoch gehören beide nicht zu den Geläufigkeiten, denen der Betrieb Aufmerksamkeit schenkt. Warum das so ist und ob es anders sein sollte, weiß ich nicht. Ich konstatiere es nur – als sein gelegentlicher Leser. Kinder teilt diese literarische Existenz unterhalb der öffentlich von der Kritik vermittelten Beachtung mit anderen Autoren und Autorinnen, die wie er in der ‚zweiten Bundesliga‘ situiert sind“, notierte Wolfram Schütte anlässlich seiner Besprechung des letzten Buches von Kinder, „Mein Melaten“ (2007). In dem subtilen Alterswerk lässt Kinder melancholisch und zugleich nostalgisch das Angestellten-Dasein seines zwischen Köln und Konstanz pendelnden Protagonisten Revue passieren. „Mein Melaten“ träg deutlich autobiographische Züge, der Roman ist im 2001-Verlag (Frankfurt) erschienen, Gerd Haffmanns, Kinders erster Lektor bei Diogenes, betreibt ihn. So schließt sich ein Kreis. Die Region zeigt sich dankbarer: voraussichtlich im Juli erscheint im Isele Verlag ein „Portrait“-Bändchen über Kinder, der die Region in Richtung Köln verlassen wird. Freunde und Sympathisanten schicken ihm einen Abschiedsgruß hinterher.

Ob diese Ignoranz des großen Feuilletons und der Zentren der Literatur mit der Randexistenz, die die Autorenschaft am See führt, zu tun hat? Von den am See lebenden Schriftstellern spielen erstaunliche viele eine gewichtige Rolle: Walser natürlich, seit dem Roman „Ehen in Philippsburg“ (1957) ist er ein Dauerseller; Robert Schneider, mit seinem verfilmten und vertanzten Fantasy-Buch „Schlafes Bruder“ (1992) wurde er weltberühmt; Michael Köhlmeier, wie Schneider ein Vorarlberger,

legte zuletzt den als Jahrhundert-Roman gefeierten Titel „Abendland“ (2006) vor; dem erwähnten Markus Werner glückte mit dem artifiziellen Roman „Am Hang“ 2004 ein überraschender Coup, einige Jahre davor widerfuhr dasselbe dem wunderbaren Menschen und Toggenburger Maultrommler Peter Weber mit „Der Wettermacher“ (1994); Stadler erhielt für seine mehrbändige oberschwäbische Erinnerungsarbeit den Büchner-Preis, den renommiertesten Literaturpreis, den unser Land zu vergeben hat.

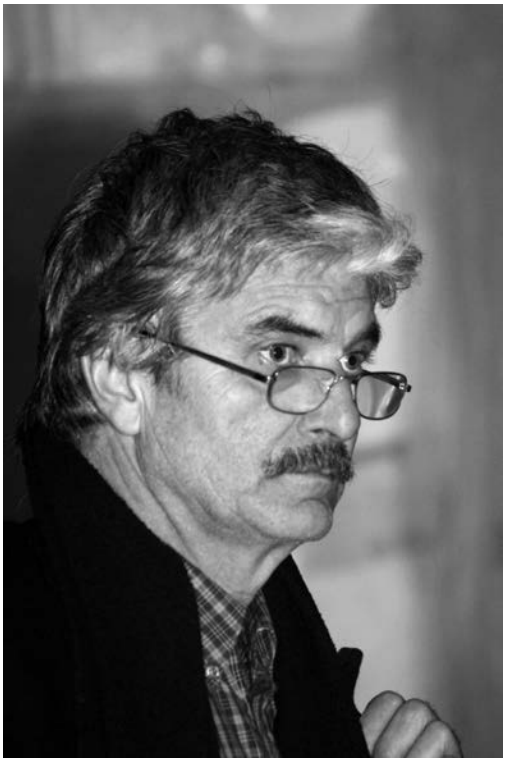
Aber das ist weder ein Automatismus, noch für die am „Rand“ lebenden Schriftsteller die Regel. Bei Kinder, der sich durch den „Betrieb“ nie hat korrumpieren lassen, wie seine Essays belegen, dessen Prosa von diversen Kritikerpäpsten frühzeitig als „Germanisten-Prosa“ abgelegt wurde, ist der Grund wohl darin zu suchen, dass seine Bücher keine Unterhaltungsware sind. Sie bedienen nicht den Geschmack des Massenpublikums, hier liegt „das Werk eines skrupulösen Stilisten (vor), dessen spracherfinderischer Einfallsreichtum zum Besten gehört, was unsere Gegenwartsliteratur zu bieten hat“ (Otto A. Böhmer).

Auf den ersten schnellen Blick teilt Peter Renz Kinders „Schicksal“. Er teilte sich auch Preis und Preisgeld mit dem „Univers“-Kollegen und Freund – Renz studierte in Konstanz. Der Sohn der oberschwäbischen Region – Renz lebt bei Waldburg –, wurde ebenfalls für ein Roman-Debüt geehrt. In „Vorläufige Beruhigung“ (1980) legte Renz einen exemplarischen Bewusstseins- und Entwicklungsroman seiner Generation vor, ihren Rausch und ihre Ernüchterung, ihren Protest und ihre Resignation, ihre kleinbürgerliche Anpassung und ihr produktives Erfahrungspotential. Mit dem Erstling weckte er bei seinen Lesern und Förderern – darunter einmal mehr Walser – hohe Erwartungen. Aber auch diese Hoffnung auf eine große Schriftsteller-Karriere erfüllte sich nicht, obwohl er dem Debüt zwei Jahre später den ebenfalls viel beachteten Roman „Die Glückshaut“ folgen ließ und später mit so genannten Brotarbeiten – darunter Drehbücher für das Fernsehen – aufhorchen ließ. Renz verweigerte sich dem Rhythmus des vom erfahrenen Wolfram Schütte so treffend beschriebenen Literaturbetriebs – und fiel durch den Gitterrost. Dennoch publiziert er munter weiter: In diesem Bücherfrühling erscheint seine Geschichte der Stadt Friedrichshafen. Sie wird in der Region allemal Aufmerksamkeit erhalten.

Literarische Gesellschaften

Renz, von 1983 bis 1987 Mitinhaber und Lektor des oberschwäbischen Drumlin-Verlags, war auch ein Aktivist des 1949 gegründeten „Ravensburger Kreis“ der literarischen Gesellschaft Oberschwaben. Zum 50-jährigen Jubiläum der inzwischen aufgelösten Gesellschaft hat das Vorstandsmitglied Renz sogar eine Chronik der Initiative herausgegeben, die als beispielhaft für das Leben der literarischen Gesellschaften in Deutschland gelten kann. Die Jahresprogramme zeigten den Wechsel und den Pegelstand literarischer Strömungen an: Erst kamen die Schriftsteller der „Inneren Emigration“, dann sorgten Autoren aus der „Gruppe 47“ für eine „Frischzellenkur“. Dagegen blieben die wilden 60er Jahre in Ravensburg eher „milde“. Allerdings kam es schon vor, dass die eine oder andere Veranstaltung mit einem Eklat endete: Etwa als bei einer Lesung von Karl Krolow ein reiferer Bürger auf das Podium stürmte und demonstrativ ein Buch des Dichtes zerriss.

Die literarische Gesellschaft Oberschwaben ist auch mit dem Namen von Josef W. Janker verbunden. Er war bis zuletzt ihr Motor. Der Sohn eines Schuhmachers, 1922 in Ravensburg geboren, erlernte das Zimmermannshandwerk und daneben unfreiwillig auch das Kriegshandwerk, das ihn zum Schwerbeschädigten machte. „Jankers Versehrtheit lässt sich allerdings nicht auf die physische und amtlich beglaubigte reduzieren, ist vielleicht mehr eine fundamentale, existentielle Versehrtheit, gegen die Sanatorien, Prothesen und Arzneien nichts vermögen, eine Versehrtheit, die Janker jedoch früh zum Schreiben zwang“, wie Peter Hamm, Schriftsteller, Publizist und Journalist, ebenfalls ein Sohn der oberschwäbischen Region, anlässlich der Verleihung des Hermann-Lenz-Preises im Jahr 1999 an Janker schrieb. Und er hat Recht mit seiner Beobachtung, dass der Repetierzwang, mit dem Janker in seinen Büchern immer wieder das Trauma



Peter Renz

des Krieges thematisierte, im Restaurations- und Wirtschaftswunderklima der damaligen Bundesrepublik bald als störend empfunden wurde. Der literarische Zeitgeist ging über Janker ebenso hinweg, wie er einmal über Robert Walser oder über Hermann Lenz hinwegging, mit denen Janker den Hang teilt, sich selbst kleinzumachen und ironisch zu demütigen. Wir denken bei dieser Beschreibung unmittelbar auch an Kinder.

Auch um Janker, der jahrelang als Platzanweiser in einem Kino seiner Heimatstadt arbeitete, ist es still geworden, obwohl doch einmal die bekanntesten seiner deutschsprachigen Schriftstellerkollegen – von Elias Canetti und Hans Erich Nossack bis zu Heinrich Böll, Martin Walser und Uwe Johnson – seine Bücher lobten. Böll etwa urteilte über die Romane „Zwischen zwei Feuern“ (1960) und „Der Umschuler“ (1971), sie gehörten „zum unverzichtbaren Bestand der deutschen Nachkriegsliteratur“, und Hermann Lenz schrieb über „Zwischen zwei Feuern“: „Das Zwanghafte der Soldaten-Existenz wurde in der deutschen Gegenwartsliteratur wohl noch nie so deutlich dargestellt.“ Der bekannte spröde Lakonismus von Jankers Stil, der auch seine Erzählungen „Mit dem Rücken zur Wand“ (1964) und seine Reiseprosa „Aufenthalte“ (1967) auszeichnet, passt in keine der bekannten Stilschubladen. Unverwechselbar sind auch die vertrakte Ironie und der ungeheure Assoziationsreichtum seiner Briefe, die den letzten Band seiner vierbändigen Janker-Werkausgabe (1988) füllen; Walser, wer sonst, der von Janker gesagt hat, er ginge als „der letzte Briefe-Schreiber in die Geschichte ein“, meinte, Janker solle Honorare verlangen für seine Briefe.

Solche Burgen der Literatur, wie sie länger als ein halbes Jahrhundert die Literarische Gesellschaft Oberschwaben darstellte, gibt es nicht viele am See. Nach dem die „VS-Regionalgruppe Westlicher Bodensee“ gegen Ende der 1980er Jahre etwas ermüdet war, wurde sie von Walter Neumann und Zsuzsanna Gahse – seinerzeit frisch an den See zugezogene Dichter – 1992 neu belebt. Sie tagt heute noch als „Meersburger Autorenrunde“ alle zwei Monate auf der alten Meersburg. Die sich ständig „in sanfter Fluktuation“ (Peter Salomon) befindliche Gruppe, deren jedes einzelne Mitglied irgendwann einmal den See zum Gegenstand seiner Dichtungen gemacht hat, hat etwa vierzig aktive Teilnehmer aus mehreren Generationen auf der Liste. Etwa die Hälfte davon erscheint regelmäßig zu den Sitzungen. Man kommt im „Großen Atelierzimmer“ im Privatteil der Burg zusammen und diskutiert Themen der Zeit, tauscht Erfahrungen aus, plant Projekte. In der Öffentlichkeit präsentiert sich die „Meersburger Runde“ mit der „Gesprochenen Anthologie“. Dabei erinnern die Mitglieder in Redebeiträgen und Textlesungen an vergessene (meist tote) Autoren, die eine neue Betrachtung verdienen.

In der Anthologie „Landmarken. Seezeichen. Texte der Meersburger Autorrunde“ (2001 von Josef Hoben und Walter Neumann herausgegeben), sind 37 Autoren vertreten, aber bloß je zwei Schweizer und Österreicher. Nicht anders ist es bei den Treffen der Gruppe. Um den grenzüberschreitenden Autorenverkehr ist es nicht zum besten bestellt, obwohl mit Michael Köhlmeier und Robert Schneider,

mit Wolfgang Hermann, Ulrike Längle und Monika Helfer in Vorarlberg, mit Markus Werner, mit Christoph Keller, Peter Stamm, Helen Meier, Beat Brechbühl oder Marianne Ulrich auch die Schweizer Ränder des Sees mit vorzeigbaren Autoren ausgestattet sind. Es kommt leider viel zu selten zu wirklichen Begegnungen – wie etwa auf der jährlich stattfindenden LiteraTour auf dem Bodensee, den der Internationale Bodensee-Club (IBC) einmal im Jahr auf dem Motorschiff „Zeppelin" veranstaltet. Dort lesen wenigstens drei Autoren aus dem jeweiligen Nachbarland. Während dessen kreuzt das MS Zeppelin über den internationalen See.

Eine kontinuierlichere Literaturarbeit über die Grenzen hinweg verspricht das einzige am See bestehende Literaturhaus, das 2000 gegründete Bodman-Haus in Gottlieben im Thurgau. Es wirkt als Veranstaltungsraum und als Gedenkstätte an den Dichter Freiherr Emanuel von Bodman, dessen Werk – streng genommen – vergessen ist. Es erging ihm wie den anderen Autoren der See-Region, die einst viel gelesen wurden und heute allenfalls eine Fußnote der Literaturgeschichte sind: Scheffel, er wurde bereits genannt, oder Wilhelm von Scholz, der von seinem Konstanzer Schloss „Seeheim" aus Prosa- und Theaterstücke für die Welt lieferte, ehe er einen unseligen Flirt mit den Ungeistern des Dritten Reichs einging. Das Bodman-Haus ist, in den ersten Jahren vom deutsch-schweizerischen Lyriker, Romancier und Netzwerker Jochen Kelter mit ruhiger Hand und klugem Kopf geführt, inzwischen ein anerkannter Treffpunkt für Schreibende, für Literaturinteressierte. Ein Ort auch, an dem diskutiert, nachgedacht und gearbeitet werden kann. Wie zu Bodmans Zeiten.

Eine dritte, etablierte Einrichtung ist das Literarische Forum Oberschwaben. Es kann als Lese- und Gesprächsrunde für Autoren und Kritiker auf eine lange Tradition zurückblicken. Seit mehr als dreißig Jahren treffen sich Literaturschaffende aus dem schwäbisch-alemannischen Raum einmal im Jahr in Wangen im Allgäu, um unveröffentlichte Texte zu lesen und darüber freundschaftlich, wenn auch manchmal kontrovers zu diskutieren. Das Besondere an diesem Forum ist seine Zusammensetzung: Eine Runde aus angesehenen Kritikern, Autoren wie Literaturwissenschaftlern, debattiert über die vorgetragenen Texte von ganz unterschiedlichen Autoren und Autorinnen: Von achtzehnjährigen DebütantInnen bis achtzigjährigen KlassikerInnen, von Autoren, die gerade ihr erstes Buch veröffentlicht haben, bis hin zu arrivierten Kollegen, die auf ein umfangreiches Werk zurückblicken können.

Das literarische Spektrum ist ebenso breit: Es reicht von ambitionierter Lyrik über spannungsreiche Erzählungen verschiedenster Couleur bis hin zu literarischer Essayistik. Die ausführliche Berichterstattung über die jeweiligen Treffen in Presse und Rundfunk, sowie die Anwesenheit von Verlegern und Lektoren machen das Literarische Forum Oberschwaben zu einem Schauplatz möglicher literarischer Entdeckungen. In Wangen „zerriss" Günter Herburger, der im nahen Isny seine Ursprünge hat, das Vorarlberger Schreibtalent Robert Schneider; dieser hatte einen Auszug aus seinem unveröffentlichten Roman „Schlafes Bruder" vorgetragen … Schneider ließ sich bekanntlich nicht beirren, veröffentlichte das Buch und hatte enormen Erfolg. Wenngleich er an den Erfolg von „Schlafes Bruder" nicht mehr anschließen konnte, so kann er sich doch im „Betrieb" gut behaupten. Zuletzt erschien sein Roman „Die Offenbarung" (2007).

Das Literarische Forum Oberschwaben wurde 1967 vom damaligen Landrat von Wangen, Walter Münch zusammen mit Walser, Janker, Maria Müller-Gögler und vielen anderen mehr gegründet. Auch der Blick über die Grenzen gehörte zur Gründungsidee. Münch leitete zwischen 1967 und 1990 etwa 30 Forumsveranstaltungen. Danach trat er aus gesundheitlichen Gründen zurück. Seit 1991 wird das Forum von Oswald Burger aus Überlingen geleitet. Es gilt heute noch als eines der bedeutendsten Foren in Süddeutschland. Die Reihe jener, die sich diesem Forum im Laufe der Jahre gestellt haben, ist lang und ansehnlich. Neben vielen erwähnten Schriftstellern: Peter Adler, Katharina Adler, Carl Amery, Armin Ayren, Hermann Burger, Volker Demuth, Sinasi Dikmen, Reinhard Gröper, Uwe-Michael Gutzschhahn, Margarete Hannsmann, Stefan Heidenreich, Stefan Keller,

Stefanie Kemper, Gerhard Köpf, Maria Menz, Klaus Nonnenmann, Johannes Poethen, Wolfgang Rohner-Radegast, Imre Török, Thaddäus Troll, Eva Zeller und andere mehr.

Ansonsten: Gibt es auch am See erfolgreiche literarische Reihen wie die „Freuenfelder Lyriktage“, die Singener „Erzählzeit“, wie das „WortMenue“ in Überlingen oder die an der Universität angesiedelte, bewusst grenzüberschreitend „wirkende“ Reihe „AutorIn der Region“. Dabei hält sich ein Schriftsteller wenigstens eine Woche lang in den Gemeinden und Städten rund um den See auf, liest und diskutiert – und genießt die Landschaft.

Was noch? Die Region bereitet sich auf die Baden-Württembergischen Literaturtage vor. Sie werden im nächsten Jahr in Konstanz sein. Und Singen, die Arbeiterstadt, immer ein wenig im Schatten von Konstanz, erhält 2008 Besuch von 200 Schriftstellern, die sich ausschließlich dem Kriminalroman verschrieben haben. Übrigens sind auch die Schweizer gut dabei, Schaffhausen ist Partner der „Criminale“, wie das Syndikat, die Autorengewerkschaft, ihr jährliches Treffen nennt. Als Prolog zur „Criminale“ sind drei Anthologien erschienen, darunter eine (von uns mit herausgegebene) mit Regio-Krimis. „Tod am Bodensee“ lautet der Titel, der im jungen Meßkircher Gmeiner Verlag erschienen ist, der sich auf Kriminalliteratur spezialisiert hat und damit gut fährt. Selbst die in Allensbach lebende Bestseller-Autorin Gaby Hauptmann hat dazu ein Mordsstück geliefert.

Und Christof Hamann. In seinem Debüt-Roman hat er den See in seiner seltenen Starre eingefangen: „Seegfrörne“ (2001) heißt der Titel, den eigentlich nur Hiesige verstehen können. Hamann platziert seine kriminalistische Meistererzählung in jenes Jahr, an dem der Bodensee ein Eismeer war: im Winter 1962/63, da war der Autor noch gar nicht geboren – er kam erst 1966 in Überlingen zur Welt. Sein dritter, historisierender Roman hat mit dem See gar nichts mehr zu tun: „Usambara“ (2007) spielt in Afrika. Aber das ist nicht weiter schlimm. Irgendwann kommen sie nämlich alle zurück, an den See. Man muss nur Strabo lesen. Ihn hat in den dunklen Wäldern des Hessenlandes das Heimweh nach der Reichenau gepackt, er hat es – vielleicht – zum ersten Mal überhaupt besungen.

Anschrift des Autors:
Siegmund Kopitzki
Siedlerweg 4
78464 Konstanz

Hans Merkle

Vor zweihundert Jahren: Badische Soldaten in Spanien

(1808–1814)

Napoleon verlangt Truppen

Am 23. Juli 1808 erhielt Großherzog Karl Friedrich von Baden den Besuch des französischen Gesandten in Baden, Auguste de Talleyrand, ein Vetter des ehemaligen Außenministers Talleyrand. Er wünschte im Auftrag Napoleons unter Hinweis auf den Rheinbundvertrag, wonach „jeder Krieg […] den einer der kontrahierenden Theile zu führen haben könnte, für alle zur gemeinsamen Sache wird“, die Bereitstellung eines Infanterieregiments.

Talleyrand erklärte, dass Frankreich für den Unterhalt der Truppen aufkommen würde, sodass Baden nur den Sold zu bezahlen hätte. Dennoch sah der Großherzog erhebliche Kosten auf Baden zukommen, da seine Soldaten in Friedenszeiten an elf Monaten des Jahres zu Hause waren und nicht besoldet wurden. Nachdem sich aber Talleyrand angesichts der verzweifelten Finanzlage Badens bereit erklärte, auch die Differenz zwischen Friedens- und Kriegssold zu übernehmen, fügte sich Karl Friedrich in das Unvermeidliche. Talleyrand berichtete seinem Außenminister Jean Baptiste Nompère Champagny: „Ich möchte Ihrer Exzellenz nicht verhehlen, dass die Abreise dieses Regiments den Großherzog sehr bewegt und er es entschwinden sieht wie eine Mutter, deren Sohn dem Gestellungsbefehl folgt.“[1]

Der politische Hintergrund

Die Anforderung badischer Truppen war ein Mosaikstein in Napoleons großem Plan, England mit einem Handelsboykott in die Knie zwingen. In Südeuropa weigerte sich nur Portugal, seine Jahrhunderte alten Beziehungen zu England aufzugeben. Um den Widerstand Portugals zu brechen, gestattete Spanien, das mit Frankreich verbündet war und ein Interesse an der Zerschlagung Portugals hatte, im Oktober 1807 den Durchzug einer französischen Armee in das Nachbarland und die Anlage von Nachschubbasen. Die Franzosen rückten am 30. November 1807 in Lissabon ein und erklärten Portugal zur französischen Provinz.

Napoleon zweifelte aber an der Bündnistreue Spaniens, dessen Herrscherfamilie zerstritten war und die Macht dem Premierminister Manuel Godoy überlassen hatte. Als im März 1808 eine gegen Godoy gerichtete Revolte Spanien an den Rand einer Revolution brachte, glaubte Napoleon, dass es die Spanier begrüßen würden, wenn er wieder Ordnung im Lande schaffte. Er fasste daher den Plan, die spanischen Bourbonen abzusetzen und einen seiner Brüder zum König von Spanien zu machen.

Unter dem Vorwand, die familiären Streitigkeiten schlichten zu wollen, versammelte Napoleon die spanische Führungsspitze in Bayonne, einer Stadt in der äußersten Südwestecke Frankreichs, wenige Kilometer von der spanischen Grenze. Dort spielte er König Karl IV. und seinen Sohn und Thronerben Ferdinand gegeneinander aus. Als in Madrid ein Aufstand gegen die in die Stadt eingerückten Franzosen ausbrach, zwang Napoleon Karl und Ferdinand zum Verzicht auf den spanischen Thron. Während Karl ins Exil ging, wurde Ferdinand als Gefangener auf Schloss Valençay in Südfrankreich festgesetzt. Napoleon erklärte sich zum König von Spanien und übergab die Königswürde am 6. Juni 1808 seinem Bruder Joseph Bonaparte, König von Neapel und Sizilien.

Die Vorgänge in Bayonne und die Behandlung Ferdinands, der im Volk beliebt war,

Heinrich von Porbeck

beleidigten das Nationalgefühl der Spanier. In der letzten Maiwoche erhoben sie sich gegen die im Land stationierten Franzosen. In den spanischen Provinzen bildeten sich Junten, die die Regierungsgeschäfte in die Hand nahmen und die Verteidigung organisierten. Einige von ihnen erbaten alsbald Beistand von England. Der englische Außenminister Lord George Canning sah eine realistische Chance, der Macht Napoleons Grenzen zu setzen. Am 4. Juli 1808 erklärte England den Kriegszustand mit Spanien für beendet und schickte Militärberater und Geld. Um die Aufstände unter Kontrolle zu bekommen, zog Napoleon Verbände aus Mitteleuropa ab und forderte militärische Unterstützung von einigen Rheinbundstaaten, darunter auch von Baden.

Ab nach Spanien

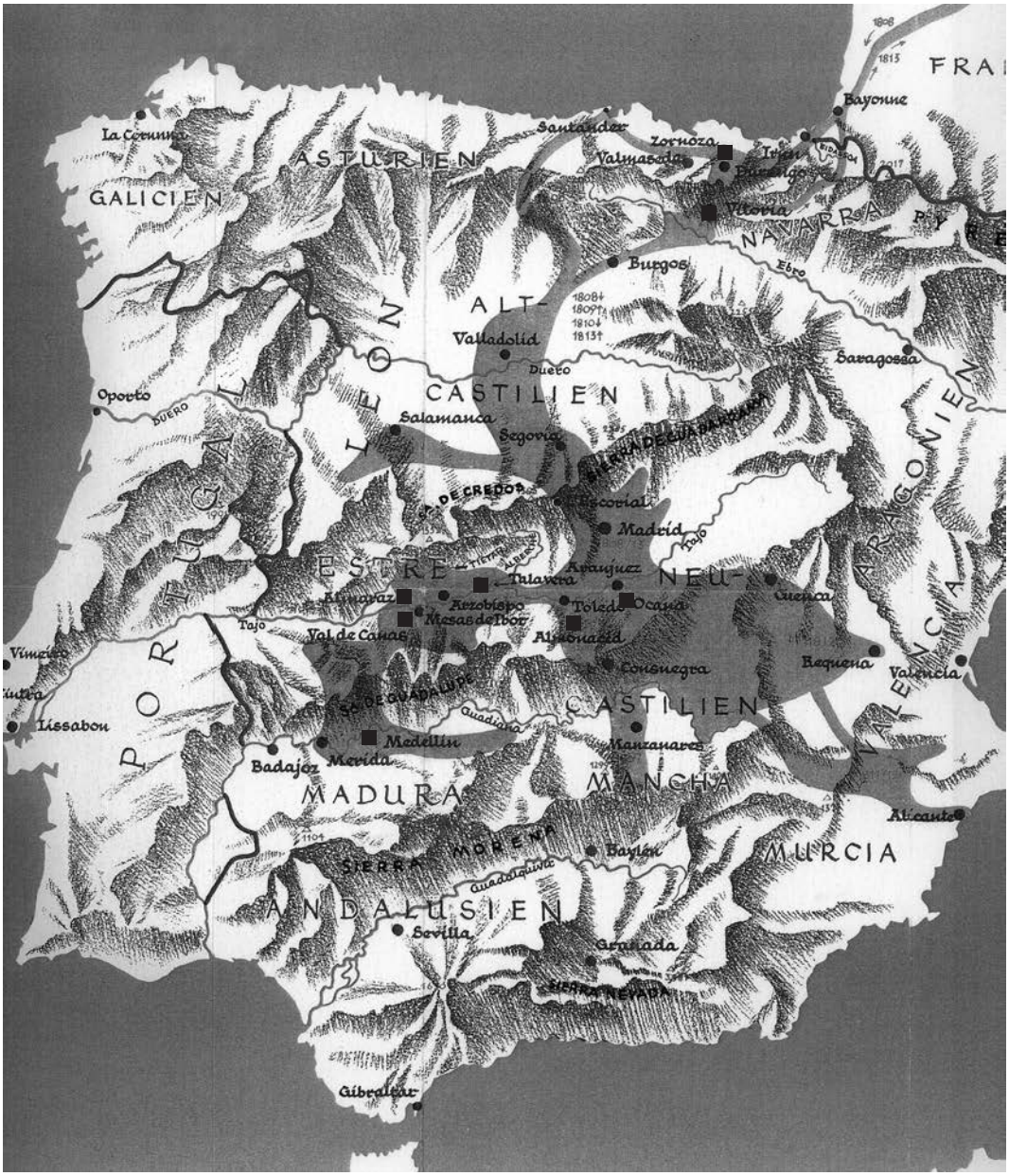
In Karlsruhe blieb die bevorstehende Entsendung badischer Truppen nicht lange geheim. Bereits am 27. Juli schrieb der Dichter Johann Peter Hebel an Sophie Haufe, der Ehefrau seines Freundes in Straßburg: „Bald werden Sie einen zahlreichen Besuch von Landsleuten aus Freyburg und Rastadt bekommen. Diese Leute haben in Polen einen so soldatischen Muth und Geist bekommen, dass sie absolut nach Bayonne wollen.“[2] Damit spielte Hebel darauf an, dass einige der zum Einsatz vorgesehenen Truppen erst sechs Monate zuvor aus dem Krieg gegen Preußen heimgekehrt waren.

Zum Kommandeur der Frankreich zur Verfügung gestellten Truppen – 1733 Mann Infanterie und 205 Mann Artillerie – ernannte Großherzog Karl Friedrich einen seiner besten Offiziere, den 38-jährigen Oberst Heinrich von Porbeck, der aus Kassel stammte und 1803 in badische Dienste getreten war. Porbeck hatte in den Revolutionskriegen auf der Seite der Alliierten gegen Frankreich gekämpft und im Feldzug gegen Preußen 1807 ein badisches Korps bei der Belagerung Stralsunds geführt.

Die badischen Truppen überquerten am 24. August bei Kehl den Rhein und wurden in Straßburg von Marschall François-Christoph Kellermann in Empfang genommen. Nach einem siebenwöchigen Fußmarsch über eintausend Kilometer durch Frankreich trafen sie am 12. Oktober in Bayonne ein. Tags darauf, bei der Überquerung der Grenze nach Spanien, „ergriff uns mächtig der Gedanke, zur Unterjochung eines Volkes berufen zu sein“, schrieb der badische Unterlieutenant Franz Xaver Rigel, der seine Erlebnisse bei diesem Feldzug in einem dreibändigen Werk niederlegte.[3]

In Irun, der ersten Stadt auf spanischem Boden, wurden den Badenern Quartiere in Klöstern zugewiesen. Die Mönche hatten sie verlassen und sich den Aufständischen angeschlossen. Auf dem halb verfaulten Stroh begegneten den Soldaten der Schmutz und die Läuse der Vorgänger. Um die Verpflegung mussten sie sich selbst kümmern. Weil kein Feuerholz ausgeteilt wurde, stahlen sie Bauholz und Gartenzäune. Den Pferden ging es schlimmer als den Menschen. Für sie gab es kein anderes Futter als Mais, der ihnen Durchlauf verursachte.

Ein Tagesmarsch weiter, in Tolosa, wurden die Badener erneut in nasskalte, schmutzige Klöster einquartiert. Langsam begriffen die Männer, dass sie nicht in Bürgerhäuser eingewiesen wurden, weil sie dort ein leichtes Ziel für Anschläge gewesen wären. Demgegenüber boten



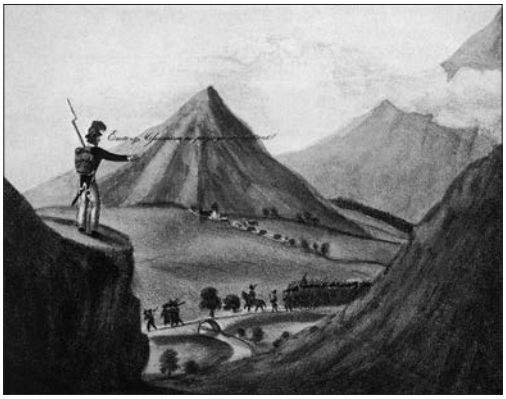
Erläuterung:

1809 Räume, die von badischen Truppen betreten wurden, mit Jahreszahl.

↑ Marschrichtung

■ Schlachten

Übersichtskarte der iberischen Halbinsel



Zeitgenössischer Druck: Der Spanier begrüßt die in sein Land marschierenden Truppen: „Treten Sie ein, meine Herren, bezahlt wird auf der Rückkehr!“

Klöster und Kirchen, die im Notfall verteidigt werden konnten, mehr Sicherheit. Das war allerdings ein schwacher Trost, wenn das Regiment nach stundenlangem Marsch durch Regen, Schnee und Kälte nur Quartier in einer Kirche fand, die zu klein war. So berichtete der badische Offizier Ludwig von Grolmann aus einem Bergdorf: „Die armen Leute standen an einander, wie die Heringe, und ans Niederlegen war nicht zu denken. In kurzem war die Kirche so voll von Dünsten der nassen Kleider, dass man hätte glauben können, sie stände in Brand.“[4]

Die Klagen über enge, schmutzige und stinkende Truppenunterkünfte werden den ganzen Feldzug über anhalten. Ständigen Verdruss gab es auch mit der Verpflegung. Viele Soldaten litten an Durchfall durch das Olivenöl, dessen Art der Gewinnung nicht die reinlichste war, wie Rigel feststellte. Nur der Rotwein war gut und oft das einzige Mittel, das die Soldaten bei Kräften hielt.

Am 16. Oktober wurde das Badische Regiment in dem Städtchen Durango, unweit der Küstenstraße von Irun nach Bilbao, mit den Truppen aus Nassau, Frankfurt, Hessen und Holland sowie der Pariser Garde unter dem Kommando des Generals Leval zur Deutschen Division vereinigt.

Napoleon unter Druck

Seit dem Abmarsch der Badener aus der Heimat hatte sich die militärische Lage der Franzosen erheblich verschlechtert. Eine 20 000 Mann starke Division, die die reiche südspanische Hafenstadt Cadiz erobern sollte, wurde bei Bailén in Mittelspanien am 19. Juli 1808 von einer 30 000 Mann starken spanischen Armee unter General Francisco Javier Castanos zur Kapitulation gezwungen. Da Castanos Madrid bedrohte, verließ König Joseph am 1. August diese Stadt, in die er erst zehn Tage zuvor eingezogen war. Er nahm seine Truppen hinter den Ebro zurück und schlug sein Hauptquartier in Vitoria auf.

Aber es sollte für Napoleon noch schlimmer kommen. Im August landeten die Engländer in Portugal. Die Franzosen verloren die Schlacht von Vimeiro und mussten abziehen. Napoleon stand vor einem Desaster: Die rasche Einverleibung der iberischen Halbinsel war gescheitert. Die Niederlage von Bailén beflügelte den spanischen Widerstand, schwächte die Moral der französischen Armee und zeigte der ganzen Welt, dass Frankreich verwundbar war. Die Herren Spaniens waren die Rebellen, die über das Meer zunehmend Unterstützung aus England erhielten.

Um das Heft wieder in die Hand zu bekommen, wollte Napoleon die Spanienarmee um 150 000 Soldaten verstärken. Diese Truppen lagen aber nach dem Sieg über Preußen als Besatzung an Weichsel, Oder und Elbe. Würden Österreich oder Russland den Abzug dieser Truppen zu einem Angriff auf Frankreich ausnutzen?

Von Österreich, das bankrott war, drohte keine unmittelbare Gefahr, aber wie stand es mit Russland? Zar Alexander hatte zwar im Vertrag von Tilsit im Vorjahr Napoleon freie Hand in Südeuropa gegeben, würde er sich aber nach der Absetzung der spanischen Bourbonen und angesichts der Aufstandsbewegung noch daran halten? Zur Klärung dieser Frage lud Napoleon Alexander zu einem Treffen ein, das vom 27. September bis 4. Oktober in Erfurt stattfand. Auf diesem „Fürstentag“, dem auch vier Könige und vierunddreißig Fürsten und Prinzen beiwohnten, erhob der Zar keine Einwände gegen die in Spanien vorgenommenen Änderungen. Napoleon konnte seine Truppen aus Preußen abziehen und sich nach Spanien begeben, um den Feldzug anzuführen.

Zornosa

Die Deutsche Division wurde zunächst gegen die spanische Galizienarmee General Joaquim Blakes eingesetzt. Blake hatte im September die Stadt Bilbao am Golf von Biskaya eingenommen und bedrohte das 80 km entfernte Hauptquartier König Josephs in Vitoria. Den Franzosen gelang es zwar, Bilbao zurückzuerobern, aber als Blake erneut anrückte, zogen sie sich ins unwegsame Tal des Durangos zurück, wo ihnen schließlich das Regiment Baden zur Hilfe kam. In diesem von Tälern und Schluchten durchzogenen Gelände wurden die Badener zum ersten Mal in Gefechte verwickelt.

Um Blake Paroli zu bieten, entsandte König Joseph weitere Einheiten. Ihr Oberbefehlshaber, Marschall Francois-Joseph Lefèbvre, ließ an die Soldaten doppelte Portionen Branntwein austeilen und jedem Mann 60 Patronen in die Tasche zählen. Mit Tagesanbruch des 31. Oktobers stand das französische Armeecorps in Schlachtordnung bei Zornosa, einem Dorf an der Straße nach Bilbao, vier Stunden von Durango entfernt.

Nachdem sich der Nebel gelichtet hatte, gaben die badischen Haubitzen das Signal zum Angriff. Die Voltigeure gingen im Geschwindschritt vor, gefolgt von den in Kolonne marschierenden Regimentern, den Tambours und der Blasmusik mit „türkischer Musik". Die Soldaten schrien aus Leibeskräften, um dem Feind Schrecken einzujagen. Kein Gebirgsbach, kein noch so steiler Berghang konnte die Angreifer aufhalten. Die überraschten Spanier wehrten sich von den Berghöhen aus mit einem Kugelhagel, konnten aber dem Angriff auf Dauer nicht standhalten. Sie gaben Stück um Stück des gebirgigen Geländes auf, begannen mit dem Abzug und flüchteten schließlich über Bilbao bis nach Valmaseda, 12 Wegstunden von Zornosa entfernt. Die französischen Truppen, erschöpft vom Erklimmen mehrerer Berge, verzichteten darauf, Gefangene zu machen. Nach acht Stunden war die Schlacht vorbei. Die Spanier hatten 1200 Tote und Verwundete verloren, die Franzosen 200, darunter 32 Badener.

Marschall Lefèbvre, der zuvor offenbar nicht gut auf die Badener zu sprechen war,

Ludwig von Grolmann

lobte sie jetzt über alle Maßen und erklärte Porbeck in seinem elsässischen Dialekt: „Jetzt seind'r keine wüste Hetzer mehr, jetzt seind'r brave Lüt."[5] Nach Meinung Grolmanns war Zornosa die „für unseren Ruhm und unser militärisches Bewusstsein entscheidende Schlacht."[6]

Während der Verfolgung der Spanier missachteten manche Soldaten, darunter auch Badener, die Ausgangssperre, betranken sich, raubten, vergewaltigten, brandschatzten, ermordeten Einwohner, die ihre Habe verteidigen wollten. Die Offiziere versuchten, den schlimmsten Auswüchsen Einhalt zu gebieten, aber bald glich das Lager einem Trödelmarkt. Beim Abmarsch der Badener ließ Grolmann „allen Raub, der sich im Lager fand […] verbrennen."[7] Als Lefèbvre später die Kompanien antreten ließ, um Plünderer ausfindig zu machen und zu bestrafen, wurde bei den Badenern nichts gefunden.

Nach der Schlacht von Zornosa beklagte sich Porbeck in „größter Unruhe" beim Großherzog: Die für das badische Regiment zuständigen Chefs, General Leval und Marschall Lefèbvre, hätten vom Großherzog noch kein „verbindliches Schreiben" erhalten, das die Armeeführung erwarten würde. „Schwindet die Hoffnung hierin, so sind wir in diesem elenden Lande, worin ohnehin jeder Gesundheit und Vermögen zusetzen muss, gänzlich verloren." Porbeck nimmt kein Blatt vor den Mund:

„Schon jetzt geht es den Officiers im höchsten Grade elend, sie bekommen weder Etappen- noch Tafelgeld, noch freie Verpflegung, und nur die Naturalportionen wie der gemeine Mann. Dabei ist alles doppelt so teuer wie in unserem Vaterland. […]. Es zerreisst dabei alles an Montierungsstücken […] so entsetzlich, dass wir nächstens ganz zerlumpt sein werden, wie auch schmilzt die Mannschaft sehr zusammen.“ Für die Pferde haben wir „seit Bayonne weder Hafer noch Heu gesehen.“[8]

Napoleon greift ein

Am 5. November übernahm Napoleon in Vitoria den Oberbefehl über eine Armee von 120 000 Mann. Da sich die militärische Lage der Franzosen an der Biskaya mit der gewonnenen Schlacht von Zornosa günstig entwickelt hatte, eröffnete er alsbald die Großoffensive zur Eroberung Madrids. Zunächst besiegte Marschall Nicolas Jean-de-Dieu Soult ein spanisches Heer bei Gamonal und besetzte Burgos, eine der größten Städte Spaniens und ein wichtiger Knotenpunkt auf dem Weg in die spanische Hauptstadt. Weiter westlich, bei Tudela am Ebro, gelang es auch Marschall Michel Ney, eine spanische Armee in die Flucht zu schlagen.

Währenddessen machte sich Marschall Claude Victor auf den Weg zu Marschall Lefèbvre, um mit ihm zusammen die angeschlagene Armee Blakes endgültig zu vernichten. Lefèbvre wartete allerdings nicht auf Victors Ankunft, sondern suchte bei Valmaseda sofort den Kampf mit Blake. Vor Beginn der Schlacht am 8. November gab er bekannt, dass Napoleon in Vitoria eingetroffen war. Rigel schilderte, welche Gefühle diese Mitteilung bei den Soldaten auslöste: „Freude durchglühte nun eines jeden Braven Brust, der Muth kannte keine Grenzen.“[9] Die Soldaten drangen „unter lautem Jubel“ vor, erstürmten im feindlichen Kugelhagel die schroffen Felsenhöhen, stürzten die Spanier hinab, zwangen sie zur Flucht und rückten als Sieger in Valmaseda ein. Auf französischer Seite gab es nur geringe Verluste, die Spanier verloren 3000 Tote und Verwundete.

Blake stellte sich im unwegsamen Quellgebiet des Ebros bei dem Bergdorf Espinosa erneut zur Schlacht. Seine Gegner waren allerdings die inzwischen herangezogenen frischen Soldaten Victors. Blake konnte ihnen wenig Widerstand entgegensetzen und zog seine Truppen in die Küstenstadt Santander zurück. Die Deutschen Division verfolgte sie bis in das Städtchen Reynosa. Da die meisten Einwohner geflohen waren, wurde Reynosa zur Plünderung freigegeben. Rigel stellte fest: „Allenthalben schauerte der Blick vor der Zerstörung Greueln zurück.“ Große Menge Leichname lagen auf den Straßen, darunter zu Tode geschändete, verbrannte Frauen. „Unsere Leute lagerten auf den Trümmern rauchender Häuser und fanden nichts mehr, was ihren Hunger oder Durst hätte stillen können.“[10]

Nach der Rast wurde die Deutsche Division geteilt: Die Regimenter Nassau und Baden nebst den Pariser Garden marschierten mit Marschall Soult nach Santander, um dort die restlichen Truppen Blakes zu vertreiben. Da die badische Artillerie im Gebirge stecken blieb, machte sie kehrt und schloss zur Division General Sebastianis auf, die bereits den halben Weg von der Küste nach Madrid zurückgelegt hatte.

Als Soults Truppen am 16. November Santander erreichten, waren die Spanier bereits nach Westen abgezogen. Die Deutsche Division erhielt daher den Befehl, durch das Gebirge nach Süden zu marschieren. Rigel berichtete: „Die Witterung hatte alle ihre Zerstörungswerkzeuge gegen uns gerichtet, und viele sammelten hier den Stoff zu langwierigen Krankheiten. In den Thälern schossen die Regenschauer in Strömen auf uns herab, und auf den Höhen froren unsere Kleidungsstücke starr und fest zusammen. Die glatte Eisrinde, womit der Boden bedeckt war, ließ unsere Füße nur mit Mühe haften. Nach langer Arbeit gelang es endlich der Brigade, sich in den Schnee einzuwühlen und die Feuer anzumachen, welche das nun zerschmelzende Eis jeden Augenblick wieder auszulöschen drohte. Das Lederzeug war ganz unkenntlich geworden, und unsere Leute hatten mehr das Aussehen von Kaminfegern als von Soldaten; so sehr waren Gesicht und Hände mit Kohlenstaub überzogen. Mit Lebensgefahr mussten wir am andern Morgen die schroffen Felsenwände in das jenseitige Thal hinunterklettern oder vielmehr hinuntergleiten, so daß der Eine den Andern vor sich herschob.“[11]

Die Deutsche Division beschleunigte ihren Vormarsch als sie vom raschen Vorrücken Napoleons erfuhr. Oberst Porbeck, der für seine Verdienste bei Durango und Zornosa zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden war, berichtete: Die „forcierten Märsche, zum Theil auf unwegsamen, felsigen Gebirgswegen und bei dem großen Mangel an Schuhen kosteten uns viele Menschen.“[12] Am 7. Dezember war die Stadt Segovia am Fuße der Sierra de Guadarrama erreicht. Hinter den Bergen lag Madrid.

Von der schneebedeckten Höhe hatten die Badener einen ersten Blick auf Madrid: „Alles jauchzte der Königsstadt […] in wilder Freude entgegen. Die Officiere wie die Gemeinen glaubten […] sich für ihre vielen ausgestandenen Mühseligkeiten entschädigen zu können […] aber wie sehr wurden unsere Hoffnungen getäuscht!“[13]

Napoleon hatte bereits am 2. Dezember sein Hauptquartier eine Stunde nördlich von Madrid aufgeschlagen. Er war mit 45 000 Mann am 23. November in Burgos aufgebrochen und hatte sich mit einem Frontalangriff über den von 9000 Spaniern verteidigten Somosierra-Pass gekämpft. Als sich die Madrilenen weigerten, die Tore der Stadt zu öffnen, begann er mit der Beschießung. Madrid kapitulierte und wurde am 4. Dezember besetzt.

Madrid

Am 10. Dezember hielt Napoleon Heerschau. Porbeck meldete stolz nach Karlsruhe, dass Napoleon 22 Badener mit Kreuzen der Ehrenlegion auszeichnete, was „ebensoviel Neid als Aufmerksamkeit“ erregte.[14] Allerdings war der Zustand der Soldaten erbärmlich: „Statt ordentlicher Kleider hingen zerrissene Lumpen um ihre abgezehrten Körper, der größte Teil ging fast barfuß.“[15] Aber die Anwesenheit Napoleons übte eine fast magische Kraft aus. Rigel, der von Napoleon angesprochen und befördert wurde, schwärmte: „Bei des gewaltigen Imperators Gegenwart [… übermannte] uns insgesamt eine Ehrfurcht und Betäubung […], die uns aller Besonnenheit gänzlich unfähig machte. […] Bei dieser Musterung sah und fühlte man, was die Größe eines Mannes, wahre oder vermeinte, über den Menschen vermag.“[16]

Madrid, Königsschloss

Gegen Abend zogen die Badener mit klingendem Spiel in Madrid ein. Sie wurden wiederum in Klöster eingewiesen, in denen es weder Matratzen, noch Tische und Stühle gab. Da die Disziplin zu wünschen übrig ließ, führte Grolmann „strenge, unangenehme und langsam ihren Zweck erreichende Polizey unter einer Horde roher Menschen ein, die seit sechs Wochen die Begriffe von Mein und Dein vergessen hatten.“[17]

Nach der Heerschau übernahm die Deutsche Division den Schutz Madrids. Der Garnisonsdienst wurde für die Badener sehr anstrengend, zumal sie auch für Schanzarbeiten herangezogen wurden. Da durch die Aufstände kaum Nachschub nach Madrid gelangte, war die Verpflegung karg. Sie bestand aus Brot, Fleisch, das oft von im Stierkampf getöteten Stieren stammte, harten Erbsen und schlechtem Branntwein. Hunger, Ungeziefer und Kälte waren ständige Begleiter. Die Madrilenen legten ihren Hass unverhohlen an den Tag. Umgang mit den Soldaten suchten nur die Huren. Manche Badener wurden „von einer Syrene in ein abgelegenes Hauß gelockt, daselbst ermordet, und dann in eine Straße geworfen.“[18]

Porbeck klagte über die hohen Preise: „Es ist hier eine ungeheure unbeschreibliche Teuerung“ schrieb er nach Karlsruhe, „die Officiers haben sich beinahe von Kopf bis zum Fuss neu kleiden müssen und auch deshalb in Schulden stecken müssen.“ Da er damit rechnete, dass seine Briefe von den Franzosen geöffnet wurden, versagte er sich, „ein wahres Tableau unseres bisherigen Verlustes und dessen Ursachen zu machen“, deutete aber an, dass er „nicht vor dem Feind sondern heimlich im Rücken […] wenigstens 300 Mann verloren

hat.“ Er forderte Karlsruhe auf, wenigstens 300 Mann nach Spanien zu schicken. Darunter sollten auch 8–10 Tambours sein, da „die kleinen Buben von Rastatt […] fast alle draufgegangen“ sind.[19]

Die Ereignisse am Jahreswechsel 1808/09

Nach der Einnahme Madrids verfolgte Marschall Lefèbvre die aus der Hauptstadt geflohenen Spanier entlang des Nordufers des Tajos. Die badische Artillerie zeichnete sich bei der Überquerung des Hochwasser führenden Flusses und der Eroberung der wichtigen Brücke bei dem Dorf Almaraz aus. Da sich der Feind aber nicht mehr sehen ließ und viele Leute durch Krankheit und Erschöpfung verloren gegangen waren, kehrten Lefèbvres Truppen am 10. Januar nach Madrid zurück.

Während Lefèbvre die Spanier verfolgte, führte Napoleon die französische Hauptarmee von 50 000 Mann in Eilmärschen durch Regen und Schnee in den Nordwesten Spaniens, um dort die englischen Verbände zu vertreiben, die aus Portugal und der Hafenstadt La Coruna bis Salamanca und Valladolid vorgestoßen waren.

Die Nachricht vom Herannahen Napoleons überraschte die Engländer. Ihr Befehlshaber, Sir John Moore, entschied sich für einen sofortigen Rückzug in die Hafenstadt La Coruna im äußersten Nordwesten Spaniens. Gejagt von den Divisionen Soults und Neys, schleppten sich die ausgehungerten, erschöpften Männer plündernd und mordend über verschneite Gebirgswege nach Nordwesten. Kranke und Betrunkene, Pferde und Esel, Munition und Ausrüstung ließen sie im Schnee zurück. Es gelang ihnen aber, La Coruna zu erreichen und nach heftigen Kämpfen, bei denen Moore den Tod fand, am 18. Januar die Transportschiffe in die Heimat zu besteigen.

Auch im Nordosten Spaniens besserte sich die militärische Lage der Franzosen. Die Festung Las Rosas kapitulierte am 6. Dezember. Kurz darauf fiel auch Barcelona. Saragossa, die Hauptstadt Aragons am Ebro, in die sich nach der Schlacht von Tudela die Reste der von Marschall Ney geschlagenen Armee geflüchtet hatten, musste im Häuserkampf, Mann gegen Mann, niedergerungen werden und kapitulierte am 21. Februar. Allerdings bedeutete der Besitz der Festungen nicht das Ende der Kampfhandlungen, denn im offenen Land operierten die Reste der zerfallenen spanischen Armeen zusammen mit den Miquelets, wie die Aufständischen genannt wurden. Sie verfolgten die Eindringlinge, lockten sie in dem zerklüfteten Land in Hinterhalte und töteten sie. Die Franzosen wiederum machten mit jedem Spanier, der ihnen als Rebell erschien, kurzen Prozess.

Napoleons Truppen hatten bislang nur gegen Gegner gekämpft, die sich an die gewohnten militärischen Formen und Regeln hielten. Aber in Spanien sahen sie sich einem hasserfüllten Volk gegenüber, das nur den Wunsch hatte, sich für die zugefügten Demütigungen mit allen Mitteln zu rächen. Der nassauische General Schaeffer hatte wie viele seiner Kollegen kein Verständnis für den neuartigen Krieg. Er schrieb an seinen Herzog: „Mir ist es unbegreiflich wie eine Nation, die sich so schlecht schlägt, bey allen Gefechten mehr gefetzt wie bekämpft wird, nicht Frieden macht, und ihr Land dadurch dem Ruin entzieht.“[20]

Am 3. Januar erfuhr Napoleon, dass in den Salons von Paris offen über seinen Sturz spekuliert wurde und Österreich erneut aufrüsten würde. Er entschloss sich daher zur Rückkehr nach Paris und verließ Valladolid am 16. Januar. Den Oberbefehl über das Heer übertrug er König Joseph. Da er aber Josephs militärischen Fähigkeiten misstraute, erhielten die Marschälle ihre Befehle von Kriegsminister Clarke – und damit weiterhin von Napoleon.

Während Napoleon in Paris den Feldzug gegen Österreich vorbereitete, planten seine Marschälle in Spanien den Vorstoß nach Süden: Soults Armee sollte in Portugal einmarschieren, Lissabon erobern und sich anschließend im Raum Badajoz mit der Armee Victors vereinigen, die vom mittleren Tajo aus zum Treffpunkt vorrücken sollte. Beide Armeen sollten dann gemeinsam nach Süden ziehen und noch vor der Sommerhitze die Ebenen Südspaniens und die Hafenstadt Cadiz einnehmen.

Victors Vormarsch nach Süden

Die Deutsche Division, die in das Armeekorps Marschall Victors eingegliedert wurde,

verließ Madrid am 13. Januar 1809 und erreichte vier Tage später Talavera de la Reina am Nordufer des Tajos. Die kleine Stadt hatte einige Tage zuvor durch die Verfolger der aus Madrid geflohenen spanischen Truppen außerordentlich gelitten. Die Soldaten lebten hier zunächst „wie im Frieden“, wie sich Grolmann erinnerte, „kein Schuss fiel, außer vom lichtscheuen Meuchelmörder.“ Kameradschaft unter den Soldaten wurde groß geschrieben: „Die Kavallerie von Lasalle, die Badenser, die Nassauer waren sämmtlich untereinander, wie die Brüder waren, jedes Corps für sich, mit dem größten Zutrauen gegen ihre Anführer beseelt, und wurden von solchen in den engsten Banden der ächten militärischen Ordnung gehalten. Nie waren Truppen besser miteinander.“ General Lasalle schonte die „braven“ Deutschen, denn „wann's gilt, kommen sie am härtesten dran.“[21]

Als in einer Ortschaft westlich von Talavera einige Soldaten von Bauern ermordet wurden, übte die Division blutige Rache: Sie fasste die Mörder und hängte sie auf. Wenige Tage später bestrafte sie die Stadt Arenas dafür, dass in ihren Mauern acht Reiter bestialisch gefoltert und ermordet worden waren. General Leval gab Befehl zur Plünderung. Nachts zündeten betrunkene Soldaten die Stadt an. Rigel musste mit dem Führungskorps fliehen, „ein Glutmeer wogte zu unseren Füßen.“[22] 400 Häuser brannten ab. Beim Abmarsch fehlten zehn Soldaten. Sie waren in den Weinkellern ertrunken oder verbrannt.

Die Lage war nahezu unerträglich. Rigel berichtete: „Es ist leider nur zu wahr, daß fast jeder Marsch uns gemordete und jämmerlich verstümmelte Leichname der Unsrigen zeigte; so war es doch unbedachtsame Wuth, durch so schreckliche Wiedervergeltung […] die nachteiligen Folgen der Verzweiflung des unglücklichen Volkes auf sich zu ziehen. Fast immer verließ der beraubte, oft mißhandelte Spanier seinen Herd, zog sich in die Wälder oder andere Schlupfwinkel zurück, mordete […] den in seinem Wahne sicher vorüberziehenden Feind und gefährdete dadurch nicht allein die so nötige Verbindung, sondern verminderte großen Teils unsere Armee. […] Ihre Flucht setzte [den Soldaten] in die Notwendigkeit, sein Holz zum Kochen selbst zu fällen und herbeizuschleppen, selbst zu schlachten, zu mahlen und Brot zu backen; kein Commando fand Wegweiser […] und fiel öfters, zwecklos umherirrend, dem unversöhnlichen Feinde in die Hände.“[23] Oberst Porbeck schrieb seiner Mutter: „Hätten wir doch erst eine Außsicht bald zurückzukommen!“[24]

Die Brücke von Almaraz, die Hauptverbindung zwischen Madrid und der Provinz Estremadura

Damit Victor seine Armee zum Treffpunkt mit der Armee Soults in den Raum Badajoz bringen konnte, musste bei Almaraz die Brücke über den Tajo erobert werden, da über sie die einzige Fahrstraße von Madrid in die Provinz Estremadura und die Stadt Badajoz führte. Die Deutsche Division erhielt den Auftrag, die Brücke „koste es, was es wolle“ zu erobern.[25] Um sie unzerstört in die Hände zu bekommen, mussten die Spanier vom südlichen Ufer des Tajos vertrieben werden, der in diesem Abschnitt in einem tief eingeschnittenen Felsenbett fließt. Marschall Victor entschloss sich zu einem waghalsigen Manöver: Die badische und die nassauische Infanterie sollten ohne viel Gepäck und ohne Artillerieunterstützung den Tajo weit oberhalb der Brücke überqueren und sodann die Stellungen der Spanier von der Seite her aufrollen.

In zwei Gefechten von Mesa de Ibor und Valdecanas am 17. und 18. März gelang es den Badenern und Nassauern, den südlichen Brückenkopf zu erobern. Die Brücke, deren Hauptpfeiler von den Spaniern gesprengt worden war, wurde repariert und für die Artillerie zusätzlich eine Floßbrücke errichtet. Damit war der Weg für die Armee Victors nach Süden frei.

Landschaft bei Mesa de Ibor, einem Kampfgebiet der badischen Truppen

Etwa 100 km südlich von Almaraz, bei dem Ort Medellin am Rio Gualdiana, versuchte eine spanische Armee unter General Gregorio de la Cuesta, Victor aufzuhalten. Am 28. März kam es zur Schlacht, in der die Spanier vernichtend geschlagen wurden. Cuesta verlor innerhalb weniger Stunden fast die Hälfte seiner 24 000 Soldaten. Die 18 000 Mann starke französische Armee verlor nur etwa 1000 Mann, das Regiment Baden hatte nur wenige Verwundete. Allerdings befanden sich die Sieger in „einem rein ausgeplünderten menschenleeren Orte […] mitten unter Toten. Sie waren zwar von uns beerdigt worden, jedoch nicht tief genug. […] Der Verwesung Pesthauch umwehte uns, langwierige Krankheiten und Tod erzeugend.“[26]

Noch sieben Tage nach der Schlacht fand man Schwerverwundete unter den Toten. „Ein Wallone, dem beide Hände abgehauen und ein Fuß zerschmettert war […] hatte seine eigenen Hände bis auf die Knochen aufgezehrt. Man fand noch eine Menge solcher Unglücklichen, denen ein barbarisches Mitleid den Tod gab.“[27] Den Deutschen blieb die Aufgabe, für die Beerdigung der etwa 10 000 Toten zu sorgen, die „in Fäulniß überzugehen anfingen. Steinadler sammelten sich in unzählbarer Menge, und fanden reichlich Nahrung. […] Indessen fanden die Soldaten ihre Rechnung dabei, indem die Spanier vieles Geld in ihre Leibbinden eingewickelt hatten.“[28]

Einige Tage nach diesem Einsatz berichtete Porbeck nach Karlsruhe, dass die Verhältnisse in Spanien so unerträglich geworden seien, dass sich die Führer der in Spanien kämpfenden Truppen an ihre Höfe und an die französischen Behörden gewandt hätten, um ihre Rückführung zu erreichen. Er habe auch Geld aufnehmen müssen, da die Franzosen nichts mehr zahlen würden. Die Hilferufe verhallten ungehört, denn Napoleon befand sich mit seinen Verbündeten, darunter auch Baden, auf dem Feldzug gegen Österreich, das am 10. April mit dem Einmarsch in Bayern die Kriegshandlungen eröffnet hatte.

Soults Desaster in Portugal

Nach dem Abzug der Engländer aus La Coruna brach die Armee Soults im Februar mit 26 000 Mann nach Portugal auf. Die Portugiesen wehrten sich gegen die Eindringlinge. Sie entfernten alle Boote aus dem Grenzfluss Rio Mino und zwangen damit die Franzosen zu einem Umweg durch das Gebirge. Sie kamen dort nur langsam voran, da sie ständig aus dem Hinterhalt angegriffen wurden und jedes Dorf befestigt war.

Am 29. März nahm Soult die Hafenstadt Oporto im Norden Portugals ein. Da seine Armee auf 20 000 Mann zusammengeschmolzen war, zog er einen Vorstoß nach Lissabon durch das zerklüftete, feindlich gesinnte Land nicht mehr in Betracht. Er wähnte sich in Oporto in Sicherheit und war höchst überrascht, als plötzlich eine englische Division anrückte. Sie kam aus Lissabon, wo die Engländer am 22. April insgesamt 12 000 Soldaten an Land gebracht hatten. Ihrem Befehlshaber, dem englischen General Sir Arthur Wellesley, dem späteren Herzog von Wellington, stand einschließlich der portugiesischen Verbände eine Armee von 30 000 Mann zur Verfügung.

Soult räumte die Stadt überstürzt. Bei heftigem Dauerregen ging der Rückmarsch über Saumpfade durch die unwegsame Sierra da Santa Catalina. Fuhrwerke und Kutschen, zahlreiches Gepäck, Gewehre, Munition und schließlich auch die Kanonen wurden aufgegeben. Soldaten, die sich nicht mehr weiter konnten, wurden von Bauern und Aufständischen gelyncht. Soult verlor auf dem sieben Tage langen Marsch 4000 Mann. Die Überlebenden erreichten am 19. Mai das galizische Städtchen Orense, ausgehungert, müde, barfuß, abgerissen. Nach dem Verlust Portugals überließ Marschall Ney das Gebiet zwischen

der portugiesischen Grenze und der Biskaya den Aufständischen.

Auch in der Provinz Aragon scheiterte eine französische Armee mit dem Versuch, das Land unter Kontrolle zu bringen. Ihre Kampfstärke war durch Krankheiten und den Abzug von Einheiten in den Nordwesten Spaniens gesunken. Diese Schwäche nutzte General Blake, der inzwischen die Führung der spanischen Armee im Osten übernommen hatte, sich Saragossa von Valencia aus zu nähern. Verlören die Franzosen Saragossa, würden sie Aragon und vielleicht ganz Spanien aufgeben müssen. Marschall Louis Gabriel Suchet gelang es aber, Blake in den Schlachten von Maria und Belchite am 15. und 18. Juni abzuwehren. Allerdings bildeten die Aufständischen in dem bergigen Terrain weiterhin eine ständige Gefahr und erlaubten keinen Vorstoß nach Süden.

Talavera

Nach der Vertreibung Soults aus Portugal drang General Wellesley ins westliche Spanien vor und bedrohte die Verbindung Victors mit Madrid. Victor nahm daher seine Armee am 23. Mai aus dem Raum Medellin auf das rechte Tajo-Ufer zurück und ließ sie bei Talavera feste Stellungen beziehen. Er schlug sein Hauptquartier in dem Dorf Oropesa auf. Am 6. Juni traf dort Major Ludwig Brückner mit den von Porbeck angeforderten Ersatztruppen – 700 Soldaten – aus Baden ein.

Als sich die Berichte von Spionen verdichteten, dass Wellesley beabsichtigen würde, seine Armee mit den aus Süden von General Cuesta herangeführten Spaniern zu vereinigen, zog sich Victor in die am Tajo liegende Provinzhauptstadt Toledo zurück. Er erhielt dort Verstärkung von König Joseph und General Sebastiani, die gerade eine spanische Armee unter General Venegas in die Berge zurückgetrieben hatten. Die gesamte französische Streitmacht von 45 000 Mann zog nach Westen, um die Spanier möglichst weit von Madrid entfernt zum Kampf zu stellen.

Inzwischen war Wellesley mit 20 000 Infanteristen und 3000 Mann Kavallerie in die von den Franzosen aufgegebenen Stellungen nachgerückt und hatte seine Truppen mit dem

Toledo

38 000 Mann starken spanischen Heer Cuestas vereinigt.

Auf dem rechten Tajo-Ufer bei Talavera, rund 100 km westlich von Madrid, kam es am 25. Juli zur Schlacht. Die Franzosen stürmten auf dem von einem Einschnitt durchzogenen, welligen Terrain immer wieder gegen die in Linie aufgestellten Truppen Wellesleys vor, wurden aber stets mit großen Verlusten zurückgeschlagen. Nach zwei Tagen war die erbittert geführte Schlacht unentschieden. Keiner wagte aus Erschöpfung einen dritten Kampftag.

Auf dem Schlachtfeld starben 5500 Engländer, 1250 Spanier und 7270 Franzosen, davon gehörten 2000 Mann zur Deutschen Division. Dazu kamen über 10 000 Verwundete. Schwer traf es das Regiment Baden: Oberst Porbeck, Kapitän von Stockhorn und weitere 50 Mann waren gefallen. Der Chef der badischen Batterie, Carl von Lassolaye, war verwundet.

Als Wellesley erfuhr, dass Marschall Soult mit einem 50 000 Mann starken Heer anrückte, zog er seine erschöpften Truppen nach Badajoz zurück. Obwohl Cuestas Truppen den Rückzug deckten, gestaltete er sich als äußerst schwierig, da weder Wagen noch Pferde aufzutreiben waren, um die Verwundeten zu transportieren und Nachschub heranzubringen.

König Joseph untersagte Soult die Verfolgung der Engländer und befahl den in der Schlacht bei Talavera eingesetzten Kräften, gegen die Armee Venegas' vorzugehen, die erneut Madrid bedrohte. Bei dem Dorf Almonacid, 15 km südlich von Toledo, kam es am 11. August zur Schlacht. Früh in den Kampfhandlungen gelang es dem polnischen Regiment

zusammen mit den Badenern einen Berg an der linken Flanke der Spanier zu erobern und damit die Niederlage der Spanier vorzubereiten.

König Joseph kehrte nach Madrid zurück. Er hatte drei Generale, Wellesley, Cuesta und Venegas, besiegt, von denen jeder Madrid erobern wollte. Allerdings wurde er von Napoleon mit Vorwürfen überhäuft, weil er die Schlacht bei Talavera begonnen hatte, ohne auf Soult zu warten, der sich mit seiner Armee nur wenige Tagesmärsche nördlich des Schlachtfeldes befunden hatte.

Der Herbst 1809 begann ruhig. König Joseph wartete auf Verstärkungen, die nach dem Sieg über Österreich und der Unterzeichnung des Friedensvertrags nach Spanien kommen würden.

Die Deutsche Division, die in „Rheinische Bundesdivision“ umbenannt wurde, ging ins Quartier bei Toledo. Ihr Tagesablauf wurde während der nächsten Monate von gefährlichem Vorpostendienst und aufreibenden Gefechten mit Guerillabanden bestimmt. Die verlustreichen Einsätze veranlassten die Heeresführung, von den Verbündeten erneut die Stellung von Ersatztruppen zu verlangen. Dem badischen Großherzog überbrachte der neue französische Gesandte in Karlsruhe, Louis-Pierre-Eduard de Bignon, am 18. Dezember eine entsprechende Forderung. Der Großherzog musste sich fügen, zumal gerade seine gegen Österreich eingesetzten Truppen in die Heimat zurückgekehrt waren. Am 20. Februar 1810 machten sich 700 Soldaten unter der Leitung Major Maders auf den Weg nach Spanien.

Ocana

Im November 1809 zog eine neue spanische Armee unter General Ariezaga auf Madrid zu. Als sich Victors Armee näherte, ging sie über den Tajo zurück und bezog mit 60 000 Mann Stellung bei dem Dorf Ocana, 50 km südlich von Madrid. Da der Tajo Hochwasser führte, konnten zunächst nur etwa 30 000 Franzosen den Fluss überqueren, darunter auch die Badener.

Am 19. November attackierte die badische Infanterie zusammen mit Nassauern und Polen den rechten spanischen Flügel. Als auf der baumlosen Ebene die französische Kavallerie in den Kampf eingriff, brach die Gegenwehr der unerfahrenen spanischen Soldaten zusammen. Sie warfen ihre Waffen weg und flohen. Die Franzosen machten ganze Korps nieder oder nahmen sie gefangen. Inzwischen war der Rest von Victors Armee eingetroffen und machte sich an die Verfolgung der Spanier, die die größte Niederlage im ganzen Feldzug erlitten. 5000 Spanier waren tot, 14 000 Mann wurden gefangen genommen, darunter 3 Generale und 300 Offiziere, das Schicksal von 12 000 Mann blieb ungeklärt.

Trotz der militärischen Erfolge der Franzosen zeichnete sich ab, dass in Spanien kein Friede einkehren würde. Die gewonnenen Schlachten blieben ohne nachhaltige Wirkung, da große Teile des spanischen Volkes König Joseph nach wie vor ablehnten. Daher gab Napoleon seine ursprüngliche Absicht auf, sich nach dem Sieg über Österreich erneut nach Spanien zu begeben.

Die in Ocana gefangenen Spanier wurden von der Rheinischen Bundesdivision nach Bayonne gebracht. Unser Gewährsmann Rigel schildert das grausame Schicksal der Gefangenen auf dem vierwöchigen Marsch: „Hunger und Durst zehren der Gesundheit letzten Tropfen aus den Adern dieser Elenden […]. Abgezehrt und entkräftet fallen sie auf dem halben Marsch dahin […]. Ohne Schuh, quillt Blut und Eiter aus den bis auf die Knochen abgelaufenen Füßen, sie klagen, ächzen und bitten, die Escorte wird von Wehmuth ergriffen, allein der Gedanke an der Befehle hartes Wort führt die Hand zum Mordgewehre, welche der Menschlichkeit Gefühl zu sanfter Milderung der Leiden bewegen möchte. […] Es war ein für die Menschheit empörender Anblick, wie die Beklagenswerthen […] sich um einige Brotstücke […] bis zum Blutvergießen schlugen […], und auf der Straße das in den Fahrgeleisen gesammelte Schlammwasser mit wollüstiger Gier einsogen.“[29] Die Gefangenen wurden in Bayonne am 24. Dezember abgeliefert. Jeder sechste war auf dem Marsch umgekommen.

Die Badener im Kleinkrieg

In Bayonne übernahm Generalmajor Carl Freiherr von Neuenstein das badische Regi-

Guerillaüberfall auf einen französischen Konvoi

Bildnachweis: Fotografien vom Verfasser

ment. Er war der Nachfolger des in der Schlacht bei Talavera gefallenen Heinrich von Porbecks. Der neue Chef war 1806 mit der Eingliederung des Fürstentums Fürstenberg in badische Dienste getreten und hatte im Krieg gegen Österreich die badischen Truppen befehligt.

Die Badener übernahmen nun die Sicherung der Heerstraße von Valladolid nach Madrid. Sie hatten die Kuriere „mit der größten Vorsicht“ zu begleiten. Die Kompanien waren auf die Dörfer verteilt, wo sie in der Regel in ein großes Haus einquartiert wurden, das sie mit Palisaden, Gräben und Zugbrücken befestigten. Der badische Adjutant Wilhelm Krieg von Hochfelden stellte fest: „So befand sich die Compagnie wie eingemauert, der Offizier entbehrte jeden Lebensgenuß, und lebte wie im Gefängnisse; er durfte keine Viertelstunde weit allein gehen, er hatte weder Gesellschaft noch Lektüre.“[30]

In welchem Umfeld sich die Badener bewegten, zeigt ein Erlass des Guerillaführers Mina, dem „König der kastilischen Berge“: „Ich erkläre den Krieg auf Tod und Leben allen französischen Offizieren, Soldaten und deren Kaiser. Jeder Offizier und Soldat, der mit oder ohne Waffen in der Hand gefangen wird, sei es im Kampfe oder anderwärts im Lande, wird an der Landstraße in Uniform gehangen, und man wird dessen Namen und Regiment auf seinen Körper heften. Wer sich herausnimmt, diesen Erlaß zu kritisieren wird erschossen. Wer die Partei solcher Verurteilten nimmt, wird mit acht Jahren Eisen bestraft. Dieser Erlaß muß alle vierzehn Tage in den Kirchen verlesen werden – wer sich weigert, dies zu tun, wird, ob Priester, Richter oder Notar, innerhalb vierundzwanzig Stunden militärisch gerichtet.“[31]

Da es an Nachschub fehlte, trugen die Soldaten Kleidung, die sie erbeutet hatten. Viele Männer, die den Dienst wegen Verwundungen oder Krankheiten nicht mehr versehen konnten, schleppten sich von Hospital zu Hospital. Wer verstümmelt war, hatte Anspruch auf eine französische Pension, der aber verloren ging, wenn er nach Deutschland zurückkehrte, bevor die Pension aus Frankreich angewiesen wurde.

Nach dem Ende des Krieges mit Österreich kamen 60 000 Mann Verstärkung in Spanien an. König Joseph verfügte nun über 325 000 Soldaten und war damit den feindlichen Armeen überlegen. Marschall Soult stieß mit 80 000 Mann in das reiche Andalusien vor. Er durchbrach die Barrikaden auf den Passstraßen

der Sierra Morena, mit denen General Areizaga ihn aufzuhalten versuchte. Cordoba, Granada, Malaga und Sevilla, der Sitz der Generaljunta, wurden besetzt. Widerstand leisteten nur noch die beiden Hafenstädte Valencia und Cadiz. Der nach der Schlacht von Talavera zum Herzog von Wellington erhobene Wellesley zog sich angesichts der Erfolge Soults nach Portugal zurück und ließ bei Lissabon das 45 km lange Stellungssystem von Torres Vedras anlegen.

Mit dem Vordringen der Franzosen in den Süden wurde auch das badische Regiment in die südlich von Madrid gelegene Provinz La Mancha verlegt. Es besetzte die Dörfer an der Straße von Toledo zur Sierra Moreno und gab Kurieren und Nachschubkonvois für die in Südspanien operierenden Armeen bewaffnetes Geleit. In dem dünn besiedelten Gebiet waren Gefechte mit den Aufständischen an der Tagesordnung. So wurden im April 1810 50 badische Grenadiere, die eine Depesche transportierten, von Aufständischen eingeschlossen und konnten erst nach sieben Stunden von einem 250 Mann starken Korps gerettet werden. Am 15. Mai wurde eine badische Abteilung von ebenfalls 50 Mann von einer Bande niedergehauen. Kurz danach ereilte eine knapp 100 Mann starke badische Abteilung bei Lillo das gleiche Schicksal. Ihr Führer, Leutnant von Holzing, geriet halb tot in Gefangenschaft und kehrte erst nach Ende des Krieges auf abenteuerlichen Wegen in die Heimat zurück.[32] Die zu Beginn des Jahres angeforderten Ersatztruppen aus Baden trafen am 1. Juni in Consuegra, dem Dienstsitz General von Neuensteins, ein.

Im April erteilte Napoleon Marschall André Masséna, der sich im Österreichfeldzug ausgezeichnet hatte, den Auftrag, erneut in Portugal einzudringen. Er belagerte zunächst die spanische Festung Ciudad Rodrigo, die den nördlichen Zugang nach Portugal kontrollierte und nahm nach deren Kapitulation auch die auf der portugiesischen Seite der Grenze liegende Festung Almeida ein. Wellington kam beiden Festungen nicht zur Hilfe. Er hatte sich mit 52 000 Mann bei Busaco, 160 km westlich von Almeida, verschanzt, wehrte dort den Angriff Masséna am 27. September 1810 ab und zog seine Verbände hinter die Linien von Torres Vedras zurück. Die portugiesische Bevölkerung folgte mit Hab und Gut in einem unüberschaubaren Tross. Die nachrückenden Franzosen fanden nur verbrannte Erde vor. Ihr Vormarsch kam vor den Linien von Torres Vedras zum Stillstand. Ohne Aussicht, die Linien zu überwinden, ohne Nachschub und geschwächt durch ständige Angriffe der Aufständischen, musste Masséna kehrt machen. Damit war auch die dritte Invasion Portugals fehlgeschlagen. Winterwetter, Hunger und Krankheiten hatten 25 000 Mann hinweggerafft.

Während Masséna Rückzug aus Portugal, gelang es Soult, die Grenzstadt Badajoz einzunehmen. Die Engländer, die im Mai erneut in Spanien einmarschiert waren, wurden im Laufe des Sommers von Masséna und Soult nach Portugal zurückgedrängt.

Die Rheinische Bundesdivision bestand nur noch aus dem Regiment Baden, dem Bataillon Frankfurt und dem Infanterieregiment Nassau. Die Hessen waren in Badajoz eingesetzt, die Holländer in französische Verbände eingegliedert. Die Division kämpfte im Raum Madrid-Toledo weiterhin in einem stationären Kleinkrieg. Einige Truppenteile wurden zu kurzzeitigen Erkundungen in den Raum Valencia und die Stadt Murcia abgestellt.

Die Verluste der Badener waren enorm. Ende 1811 waren von ursprünglich über 3000 Mann nur noch 1304 übrig. Hochfelden stellte fest, dass „jedes Jahr dem Großherzogthum Baden bei 600 Mann kostete.“[33] An Ersatz war nicht mehr zu denken, da Napoleon den Feldzug gegen Russland vorbereitete und Baden bereits im Mai 1811 Truppen nach Danzig entsenden musste. Der Versuch des badischen Erbgroßherzogs Karl, die Entsendung der Truppen nach Danzig dazu zu verwenden, die Zustimmung Napoleons zur Heimkehr der badischen Truppen aus Spanien zu erhalten, scheiterte. Napoleon gab einfach keine Antwort.

1812

Für den Russlandfeldzug zog Napoleon 60 000 seiner besten Truppen aus Spanien ab, die nur unzureichend durch 35 000 Rekruten ersetzt wurden. Darüber hinaus verlegte König Joseph drei Divisionen aus Ciudad Rodrigo nach Valencia, um diese Stadt endlich einnehmen zu können.

Wellington nutzte die Gunst der Stunde. Er belagerte die Festung Ciudad Rodrigo und zwang sie am 19. Januar zur Kapitulation. Am 6. April bereitete er dem nur schwach geschützten Badajoz das gleiche Schicksal. Jetzt stand für ihn der Eingang ins Innere Spaniens offen. König Joseph zog seine Truppen im Raum Madrid zusammen. Es waren immer noch 230 000 Mann. Das Regiment Baden wurde nach Segovia verlegt, 70 km nördlich von Madrid. Von dort aus hatte es die Straße nach Toledo gegen die Aufständischen zu sichern, die sich jetzt bis an die Tore der Städte wagten.

Nordwestlich von Madrid, im Raum Salamanca, belauerten sich englische und französische Verbände. Als Wellington erfuhr, dass König Joseph aus Madrid eine zusätzliche Armee heranführte, griff er am 22. Juli Marschall Marmont bei Los Arapiles, etwa 10 km südlich von Salamanca an. In dieser Schlacht verloren die Franzosen ein Drittel ihrer 40 000 Soldaten. Marmont wurde tödlich verwundet.

Angesichts der heranrückenden Engländer kehrte König Joseph mit seiner Armee nach Madrid zurück und bereitete seine Flucht vor. Auch die Badener machten sich aus Segovia eilig auf den Weg nach Madrid, das sie am 4. August erreichten. Aber bereits am 11. August räumten die Franzosen die Stadt. Tags darauf feierten die Madrilenen den Einzug Wellingtons mit Gottesdiensten und Feuerwerk.

König Joseph zog mit seiner Armee nach Valencia, um dort die Rückeroberung Madrids vorzubereiten. Ihm folgten etwa 1800 Wagen mit rund 20 000 Menschen, die die Rache der Sieger fürchten mussten. Unter ihnen waren Spanier, die in der napoleonischen Verfassung den Garanten für die Schaffung eines modernen Spaniens sahen, Auswanderer aus Frankreich, Kollaborateure, Huren. Wenn der Kopf der Karawane abends in der neuen Station angekommen war, befand sich das Ende oft noch am Ort des Nachtquartiers. Die Badener bildeten die Nachhut und mussten die liegen gebliebenen Fahrzeuge sichern.

Auf dem Zug durch das baumlose, menschenleere Land herrschte unausstehliche Hitze: „Die Dörfer standen leer, die Brunnen waren entweder ausgetrocknet oder mit Unrath und Leichen angefüllt, die Lebensmittel von den entflohenen Bauern mitgenommen oder zernichtet. Der Soldat beging daher aus Mißmut und Rache […] die größten Ausschweifungen.“ Rigel lieferte auch die Erklärung für dieses Übel: Man konnte „diesem Vandalismus, der nothwendigen Folge des Systems, ohne Magazine Krieg zu führen, nicht einmal Schranken setzen. […] Am meisten waren die armen Spanier zu beklagen, die als Josephs Anhänger uns folgten. Ihrer harrte der sicherste Tod, sobald sie sich von den Colonnen entfernten.“ Manche „gaben sich, um ihr Elend früher zu enden, selbst den Tod.“[34]

Nach der Überquerung des Almanza-Passes hatten die Badener den ersten Blick auf die Provinz Valencia: „Welche Wonne uns alle bei dem Anblicke dieses Zauberlandes fasste, kann keine Sprache schildern!“[35] Sie wurden für den Sicherungsdienst an der Heerstraße nach Valencia eingeteilt.

Um Wellington wieder aus der Mitte Spaniens zu vertreiben, gab Soult die Belagerung Cadiz' am 25. August auf, räumte Andalusien und vereinigte seine Truppen mit Josephs Armee.

Die Engländer verließen Madrid bereits wieder am 1. September, um sich erneut gegen die Nordarmee zu wenden, die nach der Niederlage bei Salamanca wieder einsatzfähig war. Die Engländer rückten am 6. September kampflos in Valladolid ein, stießen aber in Burgos auf heftigen Widerstand. Die Stadt wehrte jeden Angriff ab und als ihr die französische Armee zur Hilfe kam, gab Wellington die Belagerung am 22. Oktober auf.

Am 2. November zog Josephs Armee, zu der auch die Badener gehörten, wieder in Madrid ein. Sie räumte allerdings die Stadt fünf Tage später, um gemeinsam mit der Armee Soults, Wellington zu verfolgen. Als sich die Engländer nach Ciudad Rodrigo zurückzogen, gab Soult die Verfolgung auf und begnügte sich damit, die von den Engländern aufgegebenen Provinzen zu besetzen. Seine Armee war nach 14 Tagen ununterbrochener Eilmärsche – ohne ausreichende Verpflegung, trockene Kleidung und Schuhe – in einem elenden Zustand. Pferde und Maultiere starben an Futtermangel.

In Madrid bewohnte König Joseph wieder sein Schloss, die spanischen Hofbeamten kehrten zurück und die Truppen erholten sich von den Strapazen der letzten Monate. Am 3.

Dezember nahmen die Badener den Garnisonsdienst auf. Da die Ernte schlecht ausgefallen war, wurde in Spanien gehungert: „In allen Straßen sah man das Elend wandeln, an jeglichem Platze begegnete man seinen Opfern.“ In den Häusern lagen Leichen. „Mütter […] erfasst von des Hungers nagendem Schmerze, forschten umher, ob nicht Jemand für der blühenden Töchter feilgebotener Reize des Brotes sparsamste Gabe reichen wollte.“[36]

1813

Am Beginn des Jahres 1813 war König Josephs Streitmacht immer noch doppelt so stark wie die Wellingtons: 200 000 gegenüber 100 000 Soldaten. Allerdings verringerte sich die französische Streitmacht bald erheblich, da Napoleon nach seinem verlorenen Feldzug in Russland über 50 000 Mann aus Spanien abzog.

König Joseph bereitete seinen Abzug aus Madrid vor. Er ließ die Steuern mit Waffengewalt eintreiben und die Kriegsbeute verladen. Am 18. März verließ er Madrid zum dritten Mal, gefolgt von einem unendlichen Zug von Menschen und Wagen. Das Regiment Baden, das am Jahresende nach Aranjuez, 50 km südlich von Madrid, verlegt worden war, marschierte in den Raum Segovia-Valladolid, der am 30. März erreicht und für zwei Monate sein Standort wurde.

Inzwischen war die englisch-portugiesisch-spanische Armee aus dem Raum Ciudad Rodrigo nach Osten aufgebrochen. Sie umging in weitem Bogen die französischen Truppen die im Raum Valladolid und am Duero-Fluss standen. Um zu vermeiden, dass ihnen der Rückzug nach Frankreich abgeschnitten wird, zogen die Franzosen weiter nach Norden. Sie räumten Madrid und gaben am 13. Juni auch die strategisch wichtige Stadt Burgos auf. König Joseph schlug sein Hauptquartier in Vitoria auf.

Wellington folgte den abziehenden Franzosen durch die nördlichen Ebenen Spaniens und das Kantabrische Gebirge. Bei Vitoria stießen seine Truppen auf die 50 000 Mann starke französische Armee, die nicht auf einen Kampf vorbereitet war. Zu Beginn der Schlacht am 22. Juni eroberten die Engländer die Hügelkette im Westen des Schlachtfeldes, das von Kanälen und Gräben durchschnitten war. Als sie von den Hügeln herab stürmten, suchten die Franzosen der Einkesselung zu entgehen, zumal ihnen die Rückzugsmöglichkeit über die Straße nach Bayonne abgeschnitten wurde. Im Durcheinander verloren sie 8000 Mann, fast die gesamte Artillerie, den Wagenpark und die Kriegskasse. König Joseph entging mit knapper Not der Gefangennahme und floh über die Pyrenäen nach Frankreich. Angesichts der auf dem Schlachtfeld umherliegenden großen Beute, zerbrach die Disziplin von Wellingtons Armee. Sie plünderte und war daher zunächst außer Stande, die Franzosen zu verfolgen.

Die Badener hatten den Verlust von 125 Mann zu beklagen und verloren die gesamte Artillerie und das Gepäck. Sie deckten den Rückzug der geschlagenen Armee durch die Pyrenäen. In dieser kritischen Phase wurde der nassauische Oberst Kruse zu ihrem Befehlshaber ernannt, da General von Neuenstein nach Baden zurückberufen wurde. Am 6. Juli überschritt die Rheinische Division die Grenze nach Frankreich und wurde nach kurzem Aufenthalt in Bayonne in den Pyrenäen eingesetzt.

Napoleon enthob Joseph am 11. Juli als Oberbefehlshaber der Armee. An seine Stelle trat Marschall Soult, der die an verschiedenen Plätzen in Nordspanien befindlichen Truppen, es waren noch rund 100 000 Mann, zusammenfasste, um Wellington daran zu hindern, in Frankreich einzufallen.

Soult setzte seine Kräfte zunächst ein, um Wellington den Besitz der strategisch wichtigen Pyrenäenpässe streitig zu machen. Allerdings gelang es ihm nicht, nach Pamplona durchzubrechen und diese Stadt zu entsetzen, die am 31. Oktober kapitulierte. Desgleichen scheiterte sein Versuch, auf der Küstenstraße nach San Sebastian zu gelangen, um den dort kämpfenden Franzosen Hilfe zu bringen. Die Engländer eroberten schließlich San Sebastian am 31. August, hausten aber dort nicht minder grausam als die Franzosen. Am 7. Oktober 1813 überquerten die Engländer die Bidasoa und trugen den Krieg auf französischen Boden.

Epilog

Frankreich geriet nicht nur in Spanien, sondern auch in Mitteleuropa auf die Verliererstraße. Seine Niederlage in der Völkerschlacht

bei Leipzig am 16.–19. Oktober 1813 gab für Deutschland das Signal zur Erhebung. Baden erklärte am 20. November den Austritt aus dem Rheinbund und schloss sich der Allianz gegen Napoleon an. Wenige Tage danach erhielt Soult Befehl, die Rheinbundtruppen zu entwaffnen. Da er aber auf sie zunächst nicht verzichten wollte, wartete er mit dem Vollzug der Anordnung. Erst als die Regimenter Nassau und Frankfurt am 11. Dezember zu den Engländern überliefen, ließ er die Badener entwaffnen. 516 Mann gingen in Kriegsgefangenschaft. Die Offiziere wurden nach Mortagne in die Normandie gebracht, die Mannschaften nach Bourg im Departement de l'Ain. Sie wurden nach dem Ersten Pariser Frieden im Mai 1814 in die Heimat entlassen.

Die Verluste an Menschen auf dem iberischen Kriegsschauplatz werden auf viele Hunderttausend geschätzt. Allein Frankreich und seine Verbündeten verloren etwa eine Viertelmillion Soldaten. Die Verluste des Regiments Baden bezifferte Krieg von Hochfelden im Jahr 1822 auf mehr als 3000 Mann[37] und das Armeemuseum Karlsruhe stellte im Jahr 1939 fest, dass von den in Spanien eingesetzten 3526 badischen Soldaten, 748 gefallen oder verstorben sind, 1019 teils mehrmals verwundet wurden, 314 vermisst und desertiert sind, 400 wegen Krankheit in die Heimat zurückgeschickt wurden und 366 in spanische Kriegsgefangenschaft geraten waren.[38]

Der rechtmäßige Thronfolger Ferdinand VII. kehrte am 24. März 1814 nach Spanien zurück, unterdrückte alle liberalen Strömungen und regierte als absoluter Herrscher. Napoleon wurde an Bord eines englischen Schiffes im August 1814 nach St. Helena deportiert. Seine Einsichten beim Diktieren seiner Memoiren kamen zu spät: „Der unglückliche Krieg hat mich zugrunde gerichtet. Alle meine Niederlagen entspringen aus dieser Quelle. […] Ich hätte der spanischen Nation eine liberale Verfassung geben und Ferdinand beauftragen sollen, sie in die Praxis umzusetzen."[39]

Anmerkungen

1 Zit bei Waller, Anneliese: Baden und Frankreich in der Rheinbundzeit 1780–1813, Schramberg: 1935, S. 115.
2 Zentner, Wilhelm, Hrg.: Johann Peter Hebel – Briefe der Jahre 1784–1809. Karlsruhe: 1957, S. 383.
3 Rigel, Franz Xaver: Der siebenjährige Krieg auf der Pyrenäischen Halbinsel. Darmstadt. 1819–1821. Bd. I, S. 46.
4 Rehfues, P. J.: Tagebuch eines deutschen Offiziers über seinen Feldzug in Spanien im Jahr 1808. Nürnberg 1814, S. 21 (im Folgenden zitiert: „Grolmann").
5 Wehrgeschichtliches Museum Rastatt: Nachlass Porbeck.
6 Grolmann, S. 59, 60.
7 Grolmann, S. 66.
8 Nachlass Porbeck.
9 Rigel Bd. I, S. 373.
10 Rigel Bd. I, S. 401.
11 Rigel Bd. I, S. 406.
12 Nachlass Porbeck.
13 Rigel Bd. I, S. 437, 438.
14 Nachlass Porbeck.
15 Rigel Bd. I, S. 439.
16 Rigel Bd. I, S. 440.
17 Grolmann, S. 149.
18 Grolmann, S. 157.
19 Nachlass Porbeck.
20 Nachlass Porbeck.
21 Grolmann, S. 215.
22 Rigel Bd. II, S. 152.
23 Rigel Bd. II, S. 130, 131.
24 Nachlass Porbeck.
25 Grolmann, S. 227.
26 Rigel Bd. II, S. 217.
27 Rigel Bd. II, S. 218, 219.
28 Hochfelden, Wilhelm Krieg von, bearb.: Geschichtliche Darstellung sämtlicher Begebenheiten und Kriegsvorfälle der Großherzoglich Badischen Truppen in Spanien von 1808 bis Ende 1813 […]. Freiburg o. J. (1822), S. 61.
29 Rigel, Bd. II, S. 410, 411.
30 Hochfelden, S. 113.
31 Zit. bei Lang, Karl: Die badischen Truppen in Spanien. Karlsruhe 1910, S. 19.
32 Seine Erlebnisse in: Holzing, Karl Franz von: Meine Gefangennehmung in Spanien […]. Freiburg. 1824.
33 Hochfelden, S. 137.
34 Rigel, Bd. III, S. 486, 487.
35 Rigel, Bd. III, S. 489.
36 Rigel, Bd. III, S. 554.
37 Hochfelden, S. 224.
38 Amtl. Veröffentlichung des Armeemuseums: 1808–1814 Badische Truppen in Spanien. Karlsruhe 1939, S. 64.
39 Aretz, Paul und Gertrude: Napoleon I., Wien 1936. Reprint, S. 343, 344.

Kontakt zum Autor über
Merkle-Hans@t-online.de

Erwin Vetter

Christenkreuz gegen Hakenkreuz

Der Kampf des Ettlinger Ehrenbürgers und Pfarrers Augustin Kast gegen die Nazis

Vortrag anlässlich des 150-jährigen Jubiläums der Kolpingfamilie Ettlingen am 10. Januar 2008

Wie müssen sich Christen verhalten, wenn die Gesellschaft in Rechtlosigkeit, Gewalt und Terror versinkt, wenn Parteien sich des Staats bemächtigen, die Familien entzweit und der Glaube bedroht wird? Welche Lehren ziehen wir aus dem Verhalten der Generation, die das so genannte Dritte Reich erdulden musste?

Am Beispiel der badischen Stadt Ettlingen – einer kleinen Insel des geführten Widerstands im braunen Meer der 30er Jahre – sollen einige Antworten auf diese Fragen gegeben werden, die wohl ein ewiges Thema für uns Deutsche bleiben werden.

Geführter Widerstand? Dabei geht es um den katholischen Pfarrer und Ettlinger Dekan Augustin Kast, den 1876 in Ebersweier im Durbacher Weinbaugebiet als Sohn eines Grobschmieds und Bürgermeisters geborenen, als Bub schon vom Lehrer und Pfarrer der Wachheit wegen ausgelesenen und auf die Lender'sche Schule nach Sasbach, aufs Offenburger Gymnasium und schließlich zur theologischen Ausbildung nach St. Peter geschickten knorrigen, gescheiten, dickköpfigen, unternehmungslustigen, unerschrockenen und volksnahen Alemannen Augustin Kast, mit stattlicher Statur, ernstem Blick und hintergründigem Humor.

Kast erzählte gern von seinen Bubenstreichen und verschweigt auch nicht, dass er viel Zeitungen las, die Politik verfolgte und besonderes Interesse an der sozialen Frage hatte, in der er sich „besser auskenne, als in manchen Dingen der Theologie." Der geistliche Beruf des Priesters war ihm, der in Glaubenssachen ein kompromissloser Kämpfer war, das Wichtigste. Aber er konnte mehr als Messelesen und Beichthören. Er war die Verkörperung der Kolpingsworte: Man muss sein Herz zum Pfande setzen. Die Zukunft gehört Gott und den Mutigen. Die Tat ziert den Mann.

So nimmt es auch nicht wunder, dass er in seiner ersten Pfarre in Radolfzell kostenlose Rentenberatung für arme Arbeiter durchführte und jungen Gesellen die Gewerbeordnung erklärte.

Sein Markenzeichen, Verknüpfung von Theologie mit Tat, kam mit der Versetzung in die Arbeiterstadt Mannheim an die Jesuitenkirche und später an die Untere Pfarrei voll zur Geltung. In der Pfarrei waren 23 000 Seelen zu betreuen, in den Schulen 20 Wochenstunden Unterricht zu halten. Dass der junge Geistliche Kast an den Aufgaben in der riesigen Pfarrei inmitten eines sozialen Brennpunkts nicht scheiterte, mag die Pfarrer in den heutigen großen Seelsorgeeinheiten ermutigen. Kast brachte nebenbei die Rechnungen des dortigen Gesellenhauses, das „am Verkrachen" war, in Ordnung und rettete die Sparkasse des Gesellenvereins, die ebenfalls leicht verkracht war. Der Zug zum Sozialen verstärkte sich.

Einer anderen Ausprägung seiner Persönlichkeit werden wir gewahr, als Kast nach Donaueschingen versetzt wird, wo ihm nach eigener Aussage die „ganze Fürstenei mit ihren Beamten" zuwider war. Als ein fürstlicher Gärtner bei der Arbeit von den Kindern des Fürsten mit Kieseln beworfen wurde und mit einem kräftigen Wasserguss sich bei den kleinen Adligen revanchierte, entließ der hinzugekommene Fürst den Gärtner. Kast reagierte sofort mit einem geharnischten Beschwerdebrief an den Fürsten. Das Eintreten

für die kleinen Leute hatte sofortige Versetzung nach Meßkirch zur Folge. Der „Widerständler“ war geboren.

Die Laufbahn als „Bau-Pfarrer“ begann mit der Renovierung des baufälligen Münsters an seinem nächsten Arbeitsplatz Überlingen und der Erneuerung der Kapelle in Goldbach. Der „Bauwurm“ hatte von ihm Besitz ergriffen.

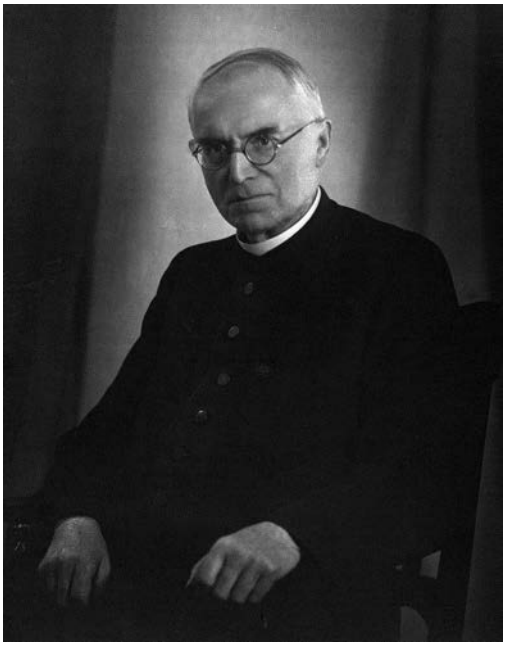
Einen weiteren Praxistest bestand der junge Vikar Kast in Oos, damals noch selbstständiger Ort neben Baden-Baden, wo er neben der Pfarreiarbeit und 18 Stunden Schulunterricht wöchentlich einen „Ländlichen Kreditverein“ gründete, den Vorläufer der dortigen Volksbank. Dort stellte er für arme Leute Gelände der Pfarrei für eine Kleingartenanlage zur Verfügung, gründete eine Baugenossenschaft, schuf Bauplätze für 400 Menschen. Ganz nebenbei renovierte er seine Kirche in Oos, beschaffte eine neue Orgel mit elektrischem Blaswerk und gab damit den Anstoß für die Elektrifizierung von Oos.

Nicht ganz nebenbei meldete er sich 1915 als Freiwilliger zum Kriegsdienst, kämpfte, wurde verwundet und ausgezeichnet.

Wir haben jetzt das Bild des jungen Kast vor Augen: der unbeirrbare Theologe, der Bau- und Sozialpfarrer, der um Gerechtigkeit Kämpfende, der Mann, dessen ganzes Herz dem armen Volke gehörte, der tapfere Soldat mit vaterländischem Pflichtbewusstsein.

Auch das war der Mensch Augustin Kast: einer mit offener und freier Aussprache, die oft in ein Donnerwetter ausarten konnte, wenn es gegen die politischen Feinde des Christentums oder um Dinge der Sitte und Moral ging. Ein politisch interessierter und denkender Zeitgenosse, aber kein geschmeidiger Diplomat, eher kantig und herzerfrischend, ein Priester und Seelsorger, der aber auch hätte Bürgermeister sein können.

Ich kenne ein wenig diese eigenartigen Persönlichkeitsstrukturen, da meine väterliche Familie aus einem Nachbarort von Ebersweier stammt: die Mischung Bauern, Handwerker, Pfarrer, Musiker, fromm und weltzugewandt, konservativ und zugleich revoluzzerhaft, glaubensfest und volksverbunden. Diese badisch-alemannische Mentalität täte uns auch heute noch gut. Gestalten wie Abraham a Santa Clara, Hansjakob oder der konservative Ettlinger Revolutionär der 48-er Jahre Thibault sind ähnliche Naturen.



Augustin Kast

Jetzt aber kommt der Höhepunkt, die vollkommene Entfaltung seiner Persönlichkeit als Stadtpfarrer und Dekan des Kapitels Ettlingen von 1922 bis 1933. Im besten Lebensalter trat er in einer schlimmen Zeit nach dem Krieg inmitten von Geldentwertung, Arbeitslosigkeit, bitterster Armut und härtester politischer Auseinandersetzungen ein Amt an, das Kraft, Zähigkeit, Erfahrung und Standfestigkeit forderte.

Wen wundert es noch, dass der neue geistliche Vater der damaligen 7000-Seelen-Gemeinde sofort und mit Energie wieder zupackte und in einem atemberaubenden Tempo die geistlichen, sozialen und materiellen Aufgaben anging. Zunächst und vorrangig mühte er sich um die Vertiefung des geistlichen Lebens, führte die Frühkommunion der Kinder ein, förderte das katholische Vereinsleben und hielt – besonders wichtig in Ettlingen – intensiven Kontakt mit den Menschen. Was er in früheren Tätigkeiten eingeübt hatte, geschah nun Schlag auf Schlag: als er erkannte, dass die vielen Arbeitslosen und Fürsorgeempfänger der Stadt mit neun Mark pro

Woche auskommen und bitterste Armut erleiden mussten, gründete Pfarrer Kast eine „Bezugsgenossenschaft“, die mit Spenden der Bürgerschaft den Not leidenden Familien – gleich welcher Partei und Konfession – Lebensmittel und Heizmaterial besorgte, er an vorderster Front.

Dann finanzierte er mit dem Verkauf seiner Briefmarkensammlung den Erwerb des Ettlinger „Badhauses“, damit die Martinspfarrei ein Pfarrhaus hatte. Mit dem Rest bezahlte er dem Nachbarort Busenbach – „den armen Busenbachern“ – ihre Glocken.

Er legte auf dem Gelände der Pfarrei Kleingärten an und verteilte sie an arme Leute.

Mit dem von Kast betriebenen Bau des „Theresienhauses“ entstand ein neuer Kindergarten für die Mittelstadt südlich der Alb.

Für die Mutterkirche des Albgaus, die Ettlinger Martinskirche, erwarb er das wunderschöne fachwerkgezierte Messnerhaus gegenüber der Kirche. Seine Vorliebe für die Martinskirche, die 1906 ihre Würde als Pfarrkirche an die neue Herz-Jesu-Pfarrei verloren hatte, kam zum Ausdruck durch den Erwerb eines marmornen Marienaltars aus dem Ursulinenkloster in Bellinzona und des Eichenaltars aus Eichenfelde im Hunsrück, durch den Bau der marmornen Kommunionbank, durch die Errichtung eines neuen Glockenstuhls mit neuen Glocken, durch eine Orgelreparatur und durch den Einbau einer neuen Heizung. Die Sorge um den Erhalt dieser ehrwürdigen Kirche, auf römischen Mauern stehend und mit einem herrlichen Deckengemälde von Prof. Wachter geschmückt, bleibt ein Herzensanliegen der Ettlinger.

Die Herz-Jesu-Kirche, die ihm kalt vorkam, ließ er bemalen und mit Bildern versehen. Wegen der schlechten Akustik ließ er die erste Lautsprecheranlage der Diözese einbauen.

Pfarrer Kast war auch ein Stadterneuerer, konservativ und innovativ. Er kritisierte, dass in Ettlingen zu viel von der alten Bausubstanz abgerissen worden sei. Auf diesen Spuren von Kast hat man nach dem Kriege bei der großen Stadtsanierung die Abrisspläne in den Papierkorb geworfen und mit einer behutsamen Erneuerung den Charme einer idyllischen Altstadt mit modernsten Strukturen erhalten.

Die größte Aktion war der Wohnungsbau, der nach der Währungsstabilisierung 1924 wieder möglich wurde. Pfarrer Kast gründete dazu den „Bau- und Sparverein ALBA“. Das Gelände des ehemaligen Schlossgartens wurde auf Betreiben von Kast vom badischen Staat unter Finanzminister Dr. Köhler zu guten Preisen an die Stadt verkauft, die einen Teil des Geländes an die ALBA abtrat. Dort entstanden bis zum Krieg 177 moderne Wohnungen: ein neuer Stadtteil war entstanden.

Nicht genug damit: Pfarrer Kast war auch als Heimatforscher tätig, gab die Chronik der Ettlinger Jesuiten heraus – eine Fundgrube der badischen Geschichte – und breitete in vielen Vorträgen und Artikeln sein immenses Geschichtswissen aus.

Als erster erkannte er den hohen künstlerischen Wert des Deckengemäldes von Cosmas Damian Asam in der ehemaligen Schlosskapelle. Wenn heute der renovierte Asamsaal eine Schmuckstück der Stadt und des Landes geworden ist, dann, weil Kasts Hinweise von der Stadt aufgegriffen wurden.

Das war er also, der geistliche Vater, der soziale Mensch, der Erbauer von Wohnungen, der Forscher der Heimat, der Mann des Volkes, der selbst von seinen Gegnern geachtet wurde, der Präses des katholischen Arbeitervereins und des Gesellenvereins, deren Vereinshaus „Hirsch“ der „Vatikan von Ettlingen“ genannt wurde. Für den Gesellenverein wurde im Schloss eine Herberge für wandernde Gesellen eingerichtet.

Dieser Mann der Tat, dessen Lebensvorbild der kämpferische Johannes der Täufer war, der keine Kapitulation in Sachen des Glaubens, der Sitte oder der Politik kannte, der in seiner ersten Predigt in Ettlingen zitierte: „Ich bin nicht gekommen, um bedient zu werden, sondern um zu dienen“, dieser Pfarrer hat sich in seinen 11 Ettlinger Jahren um die Stadt hoch verdient gemacht, die Stellung für den Glauben gehalten, die Stadt erneuert, die Vereine gepflegt und das Selbstbewusstsein der Ettlinger profiliert und gestärkt.

Aber das „Dritte Reich“ hat dies dem Diener für Glauben, Menschen und Vaterland nicht gelohnt.

Am Höhepunkt seiner segensreichen Tätigkeit wurde Augustin Kast ein Opfer der Nazis,

die er aus tiefster Glaubensüberzeugung und politischer Klugheit von Anfang an abgelehnt und bekämpft hatte. Kast wurde 1933 verhaftet, die Rückkehr nach Ettlingen wurde ihm verboten.

Kast schildert den Vorgang selbst: Nach 11jähriger Tätigkeit in Ettlingen und noch lange nicht am Ende der Pläne überfielen mich die Nazis in der Nacht zum Sonntag den 20. Juli 1933 morgens um ½4 und führten mich ab. Der Landrat und der Karlsruher Propagandaleiter, der wenige Jahre später wegen Unsittlichkeit mit Jugendlichen bestraft wurde, drangen mit anderen in mein Zimmer im Pfarrhaus ein und erklärten, sie müssten mich schützen. In der Tat schrien Nazis, die in der Nacht in der neben dem Pfarrhaus gelegenen Gastwirtschaft „Sonne" gefeiert hatten, drunten auf er Straße: Nieder mit der schwarzen Kanaille, runter mit dem schwarzen Hund, verrecken muss er heut!

Dieser Vorgang wirft ein Licht auf eine Zeit, in der bereits kurz nach der Machtübernahme Gewalt, Rechtlosigkeit und Zwietracht in unserer Stadt Einzug gehalten hatte. In dem Buch „Katholisches Milieu und Kleinstadtgesellschaft" von Rauh-Kühne finden Sie eine ausführliche Schilderung mit Namen von Ettlingern und Karlsruhern, die unrühmlich beteiligt waren. In Gerold Niemetz' Buch über den früheren großen Ettlinger Bürgermeister Paul Potyka (1920–1929) kann man lesen, wie es zu gleicher Zeit diesem in Baden-Baden erging, als die Nazis ihn dort als Bürgermeister absetzten. Straßen- und Saalschlachten waren an der Tagesordnung. In Ettlingen kam es zwar nicht zu Gewalttaten zwischen braun, rot und schwarz; aber öffentliche Beschimpfungen, Demonstrationen und Gegendemonstrationen waren üblich. Es wird auch berichtet, dass die Kolpingjugend in Ettlingen eine Versammlung der Nazis sprengte und in eine des Zentrums verwandelte.

Die Auseinandersetzung zwischen den Nazis und den Katholiken in Ettlingen scheint mir aber bemerkenswert zu sein, zeigt sie doch, um wie viel mehr die Ettlinger Katholiken gegen Hitler eingestellt waren, als zunächst ihre Oberhirten. Diese hatten im Hirtenbrief vor einer unbedachten Feindseligkeit gegenüber dem Regime gewarnt, wohl aus Sorge um die Kirche und um die Unterzeichnung des Konkordats, dessen Abschluss damals bevorstand. Die Stimmung im katholischen Volk brachte Frau Potyka-Ritter, die Ehefrau des früheren Bürgermeisters Potyka, in ihrem Tagebuch zum Ausdruck: „Sturz in den Abgrund, Verstellung, Lüge, Erhebung der Falschheit auf den Thron. In Ettlingen hielten Kast und seinen drei Kapläne mit der großen Mehrheit der Bevölkerung betont Abstand vom Regime. Bei Nazi-Aufmärschen kam es zu Gegendemonstrationen der katholischen Jugend, bei denen Pfarrer Kast als Redner auftrat und auf seine direkte Art austeilte. Da tauchte in den Wahlkämpfen der Spruch auf, der alles in Kast'scher Art auf den Punkt brachte: Nicht Hakenkreuz, sondern Christenkreuz.

So wuchs wohl in den Reihen der Ettlinger Nazis die Erkenntnis, dass das katholische Milieu nahezu uneinnehmbar war. Man griff zu Denunziation und Gewalt: Der Ortsgruppenführer verlangte vom Ordinariat die Versetzung Kasts, der sich wiederholt abfällig zur Bewegung geäußert habe. Aber die Ettlinger Katholiken protestierten mutig und schrieben dem Freiburger Ordinariat: Wir stehen geschlossen hinter unserem Pfarrer. Die Versetzung unterblieb. Erzbischof Gröber schrieb später an Kast, dass er glaube, dass die führenden Männer – er meinte wohl Hitler und andere – anders denken würden … Er irrte darin, hat aber diesen Irrtum wenig später erkannt.

Die Nazis versuchten weiter auf ihre Art die Dinge zu lösen: es kam zu Schlägereien bei der Fronleichnamsprozession, die Auflösung der kath. Vereine erfolgte, darunter auch der Gesellenverein, DJKler wurden verhaftet.

Am Morgen nach der Verhaftung von Kast verhinderte die Polizei und SA eine Demonstration der Katholiken, nachdem Kasts Verhaftung wie ein Lauffeuer durch die Stadt gegangen war. Der Kaplan hielt eine Messe ohne Predigt, weil Spitzel in der Kirche gesehen hatte, denen er keinen Vorwand für weitere Festnahmen geben wollte. Am gleichen Tag schrieb er: „Die Haltung unserer Katholiken ist sehr gut. Diese Vorfälle haben mehr bewirkt als die ganze Mission vom Spätjahr. Wer an der Aktion im Pfarrhaus beteiligt war, den sehen die gut-katholischen Ettlinger

nicht mehr an.“ Kast durfte nur noch kurz aus der Schutzhaft nach Ettlingen zurück und wurde dann, um ihn aus dem Gefecht zu nehmen, an den Bodensee versetzt.

Wenige Tage nach diesen Vorgängen wurde das Reichskonkordat unterschrieben und Hitler erklärte die nationale Revolution für beendet. Diese Täuschung dauert aber nicht lange. Heute wissen wir, dass die Hoffnung vieler Deutscher aus der Arbeiterklasse und dem Bürgertum, Hitler werde eingefangen werden können, ein furchtbarer Irrtum war. Als erstes bemächtigten sich fanatische Nazis der Staatsmacht und vernichteten den Rechtsstaat. Typisch dafür war, dass es nach der Märzwahl 1933 den Nazis gelang, die Hakenkreuzfahne auf dem Rathausturm zu hissen. BM Kraft, zur NSDAP übergetreten, protestierte nur wenig und ließ gewähren. Kraft war aber kein fanatischer Nazi und half vielen Ettlingern in der schweren Zeit gegen die Schikanen von Parteibonzen.

Schon nach der Machtübernahme 1933, spätestens aber nach der Reichskristallnacht, die sich in diesem Jahr jährt, hat man erkennen können, dass man es mit einem verbrecherischen Regime zu tun hatte. Die Ettlinger Katholiken, geführt von ihrem Pfarrer, führten den geistigen Kampf mit klarer Orientierung und Mut. Eine Wandlung war auch in der Haltung der Bischöfe zu erkennen, die 1933 noch betonten, sich der von Gott kommenden Gewalt nicht zu widersetzen, später aber sich in vielen Hirtenbriefen äußerst kritisch gegen Verleumdungen und Entrechtung, gegen ein feindseliges Machtsystem, gegen die Umwertung der Werte und die Vergottung des Staates wandten.

In der Haltung der offiziellen Kirche gab es drei Stufen: 1930 formulierte das Mainzer Ordinariat: Jedem Katholiken ist es verboten, eingeschriebenes Mitglied der Hitlerpartei zu sein. Wer dagegen verstieß sollte vom Empfang der Sakramente ausgeschlossen werden. Diese Haltung wurde von Freiburg übernommen und im Fall des katholischen Nazis Brombacher aus Baden-Baden wahr gemacht. Dann kam das Stillhalten vor der Unterzeichnung des Konkordats. Und dann: Der Hirtenbrief der deutschen Bischöfe vom 20. August 1935 und in folgenden Hirtenbriefen zeigt, dass die Konkordats-Euphorie schon verflogen war. Einige Kernsätze aus diesen Verlautbarungen seien zitiert: „die Zahl der Feinde der Kirche ist Legion geworden. Es gibt einen Vernichtungskampf gegen die katholische Kirche. Stehet fest im Glauben. Legt die Rüstung Gottes an. Geht nicht zu Versammlungen, in denen unser Glaube geschmäht wird. Das Heidentum bietet keinen sittlichen Halt. Gehorcht Gott mehr als den Menschen. Die Entchristlichung des öffentlichen Lebens steht im Widerspruch zum Konkordat. Die sicherste Heimstätte des Glaubens ist die Familie. Die Jugend ist aufgerufen, nie Gewalt gegen Gewalt zusetzen. Deutsche Katholiken, bewahret Ruhe und Ordnung. Vergeltet nicht Böses mit Bösem. Steht zum Glauben mit ruhigem festem Wort. Betet in den Familien, kommt in die Gottesdienste.“ Die Enzyklika Pius XI. „Mit brennender Sorge“ von 1937 spricht vom Leidensweg der Kirche.

Auch unser Erzbischof Gröber oder Bischof von Galen haben ihre ursprünglich neutrale Haltung bald aufgegeben. Nazi-Zeitungen schrieben schon 1935 von „frevelhaften Phantasien eines Erzbischofs (Gröber) oder von „unverschämte Herausforderung von Partei und Staat (von Galen). Man kann sagen, dass anfängliche staatstreue Haltung zu einem Regime, das Arbeitslosigkeit beseitigen (Ettlingen hatte 1932 nahezu ein Drittel Erwerbslose oder Fürsorgeempfänger) und das die Kirchen achten wollte, so Hitler, bald enttäuscht wurde und ins Gegenteil umschlug. Nach heutigen Maßstäben hätte man eine schärfere Sprache erwünscht und nicht nur die Mahnung und Klage „treudeutscher“ Bischöfe. Aber man hatte damals noch Hoffnung auf Hitlers Bekenntnis zum „positiven Christentum und der Freiheit für Religion“. Der hatte feierlich erklärt: „die Reichsregierung sieht in den beiden christlichen Konfessionen wichtigste Faktoren zur Erhaltung unseres Volkstums. Ihre Rechte sollen nicht angetastet werden. Das Christentum ist das unerschütterliche Fundament des sittlichen und moralischen Lebens unseres Volkes“. Welche Täuschung und Lüge. Tatsächlich wurde keine der Zusicherungen eingehalten. 1938 schreiben die deutschen Bischöfe in einem Hirtenwort von der ungehemmten Zerstörung des Glaubens. Und: Muss es nicht zum Nachdenken

zwingen, dass Millionen deutscher Menschen, darunter überragende Denker, in unserer Geschichte keineswegs artfremd, sondern artgemäß empfanden … Unsere Kultur hat christliche, keine rassischen Wurzeln. Und: du sollst nicht töten, weder erblich Belastete noch Angehörige fremder Rassen und Abstammung. – Was dennoch geschah, bleibt immer ein deutsches Trauma.

Die Opfer der Christen waren groß. Kast hat selbst in einem Büchlein „Die badischen Märtyrerpriester“ (1947) sich gegen die oft gehörte Anschuldigung, alle Deutschen seien mitschuldig an den Verbrechen der Nazis ausgesprochen und auf das Beispiel der Priester hingewiesen, die dem NS-Regime bis zum Tod widerstanden haben. Auch bei den Evangelischen gab es, neben den Deutschen Christen des Reichsbischofs Müller, Pfarrer wie Niemöller oder das bewegende Beispiel des Pfarrers Bonhoeffer. Der kath. Dompropst von St. Hedwig Berlin, Lichtenberger, protestierte 1935 bei Göring gegen die Gräuel in den Konzentrationslagern und hielt öffentliche Fürbitte für die verfolgten Juden. Die Folge: Dachau und Tod. Auch Pater Alfred Delp wurde hingerichtet, weil er in Mannheimer Art offene Worte gesprochen hatte. In meinen Pfarreien in Mannheim und in Offenburg waren die Priester kirchentreu und nazifeindlich; einige wurden auch ins KZ gesteckt. Der Bischof von Rottenburg wurde vertrieben, weil er an der letzten Wahl nicht teilgenommen hatte. Erinnert sei auch an das Schicksal von Reinhold Frank, den Vater unseres hoch geschätzten Pfarrers Klaus Frank.

Das kath. Milieu hielt in schwierigster Lage ganz überwiegend Stand. Dies zeige sich auch in den Ergebnissen der letzten Wahlen, die in katholischen Gebieten für die NSDAP höchst unerfreulich und regelmäßig schlechter waren, als sonst wo. Man kann generalisieren: je katholischer, desto weniger Nazis.

Die Parteiversammlungen der Nazis füllten in Ettlingen die Säle nicht. Die Nazis hielten die Ettlinger wegen ihrer demokratischen Haltung für „schwer erziehbar“, so der erste Ettlinger Nachkriegsbürgermeister Carnier 1945. Ettlingen war die einzige Stadt in Baden, in denen die Nazis selbst bei der Märzwahl 1933 mit nur 32% nicht die Mehrheit erhielten. Zwei Drittel der Ettlinger stimmten gegen Hitler. Willy Hellpach, der frühere badische Staatspräsident, bezeichnete die Katholiken als „Bürgen der Demokratie“. Das war wohl nicht immer der Fall. Aber in der Zentrumshochburg Ettlingen war dies grundsätzlich richtig – und die Sozialdemokaten gehörten auch überwiegend dazu.

Das ungeheure Verbrechen der Judenverfolgungen hatte auch in Ettlingen seine Opfer. Im Konzentrationslager Gurs wurden viele Ettlinger getötet. Die Synagoge fiel 1938 in Schutt und Asche. In Ettlingen wurden alle diese schrecklichen Vorgänge nicht thematisiert. Das bleibt ein berechtigter Vorwurf. Der Widerstand blieb eben passiv. Hier hätte man Kolpings Haltung als Vorbild nehmen sollen: „Nein, nicht die Hände in den Schoß legen mit der Ausrede: es nützt doch nichts. Das Geschehenlassen von Bösem ohne Widerspruch ist vom Bösen“.

Doch wurden in Ettlingen auch Juden versteckt und überlebten. Die Namen der Mitbürger Stöhrer oder Kohm seien dankbar erwähnt.

Blickt man in die Geschichte der Stadt so bleiben zwei Bezeichnungen typisch für Ettlingen: das „Demokratennest“ der Revolutionszeit im 1848 und die“ Zentrumshochburg“ trotz Nazizeit. Die heutige Stadt ist eine wunderbare Heimat. Ihre menschliche Ausrichtung im Stadtbild und der gesellschaftlichen Struktur möge das dritte Merkmal bleiben.

Das Fazit aus diesen Geschehnissen sei versucht: Wer glaubt, weiß, dass alles in der Hand Gottes liegt. Wer glaubt, weiß, dass der Mensch zwischen Gottesebenbildlichkeit und teuflischem Tun entscheiden kann. Man muss sich mutig entscheiden und einmischen, wenn das Gewissen dazu auffordert. Diese Lehre gilt auch in unseren eher brav zu nennenden Zeiten. Demokratie lebt vom Engagement der Bürgerinnen und Bürger.

An uns alle geht die Anfrage des hingerichteten Widerstandkämpfers Dietrich Bonhoeffers: „Sind wir noch brauchbar? Oder tricksig, mit allen Wassern gewaschen, lavierend und nur die eigenen Interessen verfolgend. Wohin fließt die Leidenschaft unserer Herzen, wofür engagieren wir uns bis auf's Blut? Oder

ist alles irgendwie angefressen vom Bazillus der Halbherzigkeit, glaubensmüde, einfach so im Hamsterrad von Produktion und Konsum, von Arbeit und Freizeit? War das alles?“

Ins Herz geschrieben sei uns Pater Delps Wort: Der Mensch ist nicht nur da, in der Geschichte zu stehen und Geschichte zu erleiden, er muss Geschichte machen. Dazu gehört der rastlose und lebendige Einsatz. – Kannte Pater Delp Pfarrer Kast?

Pfarrer Kast hat in schwierigster Zeit ein eindrucksvolles Beispiel gegeben, welche Kraft und Sicherheit ein tiefer Glaube gibt. Damit und mit seinem Charakter und seinem Tun ist er, wenn man genau hinsieht, ein typischer Ettlinger geworden: ein standfester Christ, ein vom Bauwurm befallener, ein Volksmann, einer der sich nicht verbiegen lässt. Irgendwie erkenne ich in der Ettlinger Mentalität, die ich seit dreieinhalb Jahrzehnten genieße, das Vorbild Augustin Kast.

Pfarrer Kast verabschiedete sich 1933 nach seiner „Verbannung“ aus Ettlingen im Pfarrblatt mit den Worten: „Auf Wiedersehen im Lande der Wahrheit, der Gerechtigkeit und des Friedens“. 1938 wurde der kranke Mann in den Ruhestand versetzt; er starb 1950 in Gengenbach.

Die Ettlinger hatten ihren Pfarrer aber nicht vergessen. 12 Jahre nach seiner Vertreibung nahm Kast 1945 wieder an der Ettlinger Fronleichnamsprozession teil. Der Ettlinger Karl Springer notierte: „Die Fronleichnamsprozession hatte dieses Jahr ein so große Beteiligung, wie noch selten. Es war eine glänzende Demonstration gegen das gestürzte Hitlerregime.“ Es muss ein bewegendes Erlebnis für Pfarrer Kast gewesen sein.

Die nach dem früheren Gauleiter Robert Wagner benannte Straße wurde zur Augustin-Kast-Straße.

Auf Antrag vieler Ettlinger ernannte ihn 1947 die Stadt zum Ehrenbürger, worüber sich der so Ausgezeichnete sehr gefreut hat.

Wir verneigen uns vor einem großen Mann, der die Ehre Ettlingens gewahrt hat und uns bis heute Beispiel gibt.

Anschrift des Autors:
Dr. Erwin Vetter
Vordersteig 12a
76275 Ettlingen

Walter Küchlin

Karl Herbster – ein Lörracher Urgestein (1874–1948)

Als mich vor etwa zwei Jahren Herbsters „Geflügelte Worte aus dem Markgräflerland“[1] neugierig machten, wollte ich wissen, wer Karl Herbster eigentlich war, wo er seine Wurzeln hatte, welchen Beruf er ausübte und wie sein Leben verlief. Ich musste feststellen, dass er, – 60 Jahre nach seinem Tode – fast vergessen war. Meine intensive Beschäftigung mit seinem Leben und seinen Publikationen hat mich bis zum heutigen Tag nicht wieder losgelassen.

Bei der Lektüre seines volkskundlichen Artikels mit obigem Thema wusste ich, dass hier ein Kenner der örtlichen Gegebenheiten am Werk war. Herbster begann seinen Streifzug am Fuße des Blauen, streifte Lörrach und schwenkte mit seinen Betrachtungen schließlich an den Hochrhein. Beim Stichwort Lörrach hielt ich inne und las:

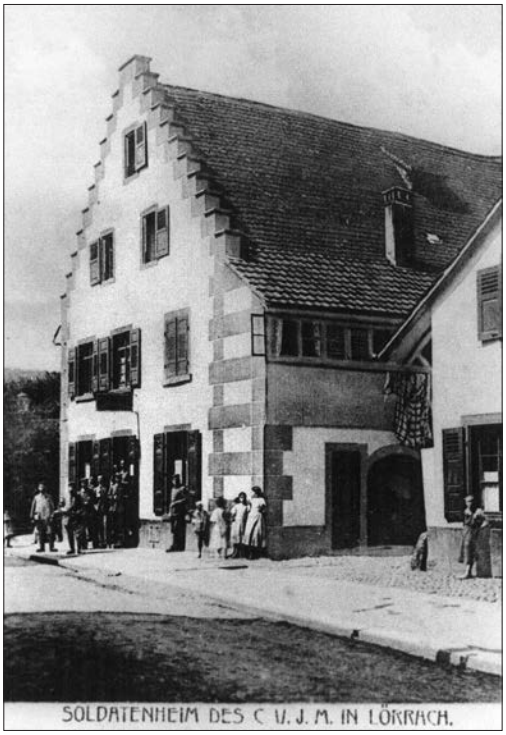
„Der Buchbinder August G., ein Lörracher Kind aus guter Familie, in seinem Alter unter dem Spitznamen *Zeddli* bekannt, hatte in den 60er Jahren [des 19. Jahrhunderts][2] an einem Sonntagnachmittag die Bekanntschaft einer *Dame* gemacht und angeregte Stunden mit ihr verbracht. Feurig, wie er auch in seinen alten Tagen noch war, machte er beim Abschied seiner Schönen den Vorschlag, die angenehme Bekanntschaft fortzusetzen. Gerne willigte sie ein und bestellte den liebestollen *Zeddli* auf den kommenden Sonntag um die vierte Nachmittagsstunde nach Lörrach hinter die evangelische Kirche. G. war pünktlich zur Stelle. Statt der erhofften Einsamkeit fand er aber ein großes Volksgewühl um eine Seiltänzergruppe, und auf dem hohen Turmseil gewahrte er seine Basler Dulzinea[3] im Trikot, die ihn auch erspähte und ihn vor allem Volk mit süßen Worten begrüßte. Die eine Hand auf der Brust, die andere nach der Dame ausgestreckt, rief G. zu ihr hinauf: ‚Die Liebe vermag alles, aber seiltanzen kann sie nicht.‘ Auf diese Weise kreierte ein Lörracher Bürger jener Tage ungewollt ein geflügeltes Wort, das noch lange von Mund zu Mund gereicht wurde.“

„Die Grenzacher waren … ein munteres Volk …“

Herbster kommt auf seinem Streifzug durchs Markgräflerland schließlich auch nach Grenzach. Was ich im nächsten Abschnitt zu lesen bekam, war verblüffend. „Die Grenzacher waren, als die Industrie noch nicht ihr Dorf erobert hatte, ein munteres Volk, vielleicht das lustigste und lebensfrohste im Markgräflerland.“ Um diese Aussage zu untermauern gibt Karl Herbster einige Beispiele für mehr oder minder lustige Begebenheiten, die sich im Dorf zugetragen haben. Eines davon soll hier folgen:

„Seine Genugtuung darüber, dass ein Schädling erledigt ist, z. B. eine Wespe, Schnake oder dergleichen, äußert man in Grenzach durch die merkwürdige Frage: *Het's di, Diddi?* Auch begrüßt man wohl mit diesen Worten einen Bekannten, der *Öl am Hut* hat. Diddi ist die Grenzacher Lokalform für Judith.

Diesen nicht mehr so häufigen Vornamen führte eine Frau, die mit ihrem Manne nicht eben glücklich lebte. Er stand in Basel in Arbeit und verjubelte gar häufig am Samstag, seinem Zahltag[4], den soeben erhaltenen Wochenlohn. Um dies zu verhindern, fasste ihn seine Judith meistens auf der Arbeitsstätte ab und bugsierte ihn, – ein energischer Lotse, – an den Wirtshäusern vorbei nach Hause. Einmal war ihr das nicht gelungen; ihr Mann war in einer Basler Beize aufgelaufen und hatte stark Schlagseite bekommen. Mit Müh und Not brachte sie ihn flott bis ans ‚Hörnli‘; dort wollte er mit Teufels Gewalt noch einmal vor Anker gehen. In voller



Elternhaus in der Herrenstraße 10 um 1920. Es hat im Verlauf seiner Geschichte vielen Zwecken gedient. Als Kapitelschule, als Spital oder wie auf diesem Foto als Soldatenheim.

Verzweiflung drohte sie ihm, sie werde sich in den Rhein stürzen, wenn er nicht mit ihr heimgehe, und eilte dann auch richtig durch die Reben, die damals noch am Rheinufer wuchsen, zum nahen Fluss hinunter. Dort warf sie einen schweren Waggen [Stein] ins Wasser, dass es nur so platschte, und verhielt sich dann mucksmäuschenstill, damit ihr Mann auf der Straße oben glauben sollte, sie habe ihre Drohung wahr gemacht. Eine Weile blieb alles ruhig; dann aber schallte es von der Straße herab: *Het's di Diddi?* Der brave Ehemann hatte sich aber zu früh gefreut, denn seine treue Judith stampfte wütend wieder die Rheinhalde herauf und schaffte ihn heim."

Wer war Karl Herbster?

Wer so etwas schreibt, muss doch genauere, sehr wahrscheinlich persönliche Erfahrungen vor Ort gemacht haben. Was hat ihn veranlasst, die Grenzacher so zu loben und ihre *Geflügelten Worte* aufzuschreiben? Wo hat er gelebt? Welchen Beruf übte er aus?

Mein Wissensdurst war nicht mehr zu bändigen. Eine ehemalige Lörracherin[5] teilte mir mit, dass die Stadt sogar eine Straße und einen Platz nach ihm benannt hat. Allmählich fügte sich ein Mosaiksteinchen zum anderen, bis schließlich ein Gesamtbild entstand.

Biographie

Kindheit und Schulzeit

Karl Friedrich Herbster wurde am 9. August 1874 als Sohn des Kaufmanns Carl Wilhelm Herbster und seiner Ehefrau Katharina geb. Reichert in Lörrach geboren.[6] Die Herbsters gehören zu den alteingesessen Lörracher Geschlechtern, gewissermaßen zum Urgestein. Als Karl das Licht der Welt erblickte, war sein Vater stolzer Besitzer eines Manufakturwarengeschäftes in der Herrenstraße 10, das er um 1870 begründete und 35 Jahre später[7] aufgab, weil sein einziger Sohn Karl nicht Kaufmann sondern Lehrer geworden war.

Die Straße existiert heute noch im Herzen der Stadt. Auch ihren Namen hat sie behalten.

Wie es vermutlich zum Namen Herrenstraße kam, verrät uns Karl Herbster in seinem Buch „Zur Geschichte der Lörracher Industrie".[8] Im elterlichen Geschäft wurden Trikotagen, Strickwolle, Webgarn, Betttücher und vieles andere mehr verkauft. Lörrach zählte 1874 ca. 3850 Einwohner[9], war also noch ein bescheidenes Städtchen. In dieser Kleinstadt-Atmosphäre wuchs der kleine Stammhalter auf.

Als *Herrengässler* hat er in seinen Jugendjahren das Städtchen erlebt, das damals noch von regsamem bäuerlichen Leben durchflutet war. Sicher tummelte er sich in der Herrenstraße mit Nachbarskindern, denn außer Fußgängern mit und ohne Handwagen, außer Kuh-, Ochsen- und Pferdefuhrwerken bewegte sich auf der Gasse nicht viel. Sehr wahrscheinlich brachten die Eltern ihren kleinen Karl auch in die städtische Kleinkinderschule[10], die es in Lörrach schon seit 1853 gab. Sie wurde vom Frauenverein geleitet, und war in einem *Mietlokal* untergebracht. In seinem Artikel *„Aus der Baugeschichte Lörrachs"*[11] kann uns

Karl Herbster noch weitere Details nennen. „Das Mietlokal befand sich im südlichen Flügel des 1764 fertig gestellten zweigeschossigen Speichers der Burgvogtei. Das Gebäude existierte 150 Jahre und hat in dieser Zeit verschiedenen Zwecken gedient. Mancher von uns. [– also auch er –], ist bei der *Tante Auer* in die Kinderschule gegangen und ist vor dem nördlichen Flügel der *Burgvogtei* auf den Wollsäcken der Tuchfabrik herumgepurzelt."

Welche bedeutende Rolle auch die Großmutter für Karl Herbster in den frühen Kinderjahren spielte, können wir einer seiner ortsgeschichtlichen Plaudereien[12] entnehmen. „In dem Alter, wo die Buben vom *Wiehnechts-Chindli* sich den Schulsack erbitten, mag es gewesen sein, als ich aus dem Munde meiner Großmutter zum ersten Mal das Wort *Burgvogtei* zur Bezeichnung eines hiesigen Gebäudes vernahm. Wie so manches andere, ist auch dieses Wort mit all seinem Gedanken- und Gefühlsinhalt unter die Schwelle meines Bewusstseins gesunken […] und ist lange Zeit dort gesessen. In den letzten Jahren hat es sich aber öfters wieder bemerkbar gemacht. Meine Großmutter aber – die konnte erzählen; sie hat 1814 die Kosaken in Lörrach einreiten sehen, und wenn ich auf den ersten Seiten von Dr. Kaisers Erinnerungen[13] lese, so meine ich stets, ich höre meine Großmutter …"

Von Tag zu Tag weitete sich sein Erlebnishorizont. Dabei spielten auch kleine Lausbubereien eine Rolle. So erinnert er sich an das in seiner Jugendzeit noch vorhandene *Bärenfelsische* Krautgärtlein am oberen Kirchgäßlin', das [damals] noch immer seiner Bestimmung diente. Nur der alte Apfelbaum hinter der Mauer sei verschwunden, „der für die Herrengässler Buben und Maidli *die Äpfel der Hesperiden* trug, jener Nymphen der griechischen Sagenwelt, die die goldenen Äpfel des Lebens bewachen. Jeden Morgen stürzten wir *Häfelischützer* ins *Judengäßli* unter den Apfelbaum und wenn nicht genügend Äpfel am Boden lagen, mussten gelegentlich auch Steinwürfe nachhelfen."

Diese persönlichen Eindrücke von frühester Kindheit an, zusammen mit den spannenden Erzählungen der Großmutter, seiner Eltern und Verwandten an langen Winterabenden, ließen ihn in das farbenreiche heimatliche Leben eintauchen und in den beruflichen und gesellschaftlichen Alltag im Elternhaus. Das belebte Herz und Verstand. „Schon früh muss in dem Knaben der Sinn für Gemüt und Humor aufgegangen sein, der sich zu allen Zeiten in seinen Äußerungen regte und ihm für sein ganzes Leben treu geblieben ist"[14], vermerkt sein späterer Freund und Kollege Karl Seith aus Schopfheim.

Schulzeit

Als Karl sechs oder sieben Jahre alt war, schickten ihn die Eltern in die Volksschule, und, weil er sich als aufgeweckter Schüler erwies, anschließend „in das lateinische Gymnasium, einst Stätte der Wirksamkeit Johann Peter Hebels"[15], das er mit dem Abitur beendete. Er wollte – oder sollte er? – Lehrer werden. Als beste Ausbildungsmöglichkeit für diesen Beruf galt in jener Zeit das Karlsruher Lehrerseminar. Die wohlhabenden Eltern machten den Besuch möglich. Und so reiste der etwa 17 Jahre alte Pennäler mit dem Reifezeugnis in der Tasche per *Dampfross* nach Karlsruhe.

Neunzehnjährig absolvierte er sein Examen, zusammen mit 35 weiteren Kandidaten des III. Kurses, am Lehrerseminar I in Karlsruhe. Mit der am 2. August 1893 bestätigten Abgangsprüfung wurde er unter die *Volksschulkandidaten* aufgenommen.[16]

Als Volksschulkandidat in Grenzach

Seine erste Lehrer-Stelle trat er schon am 1. 10. 1893 in Grenzach an.

Damals wurde noch im heutigen Rathaus in der Hauptstraße 10 unterrichtet.

1893 zählte das Fischer- und Winzerdorf ca. 1035 Einwohner. Wir dürfen davon ausgehen, dass sich der Lehrer Karl Herbster mit Leib und Seele seinem Beruf widmete, der – wie wir bald sehen werden – sich durchaus nicht nur in der Schulstube erschöpfte, was in jener Zeit behördlicherseits vom Lehrer auch erwartet wurde.

Nach kurzer Zeit verliebte er sich in dieses schmucke Dorf und seine Menschen. Die noch unberührte Natur zwischen Wald, Reben, Siedlungskern und Rhein hatte es ihm angetan. Dem gebürtigen Lörracher lag der alemannische Menschenschlag, und er fühlte sich ihm zugehörig.

Noch 30 Jahre später (1925) schwärmte er in einem Aufsatz über Grenzach[17] vom *traulichen Dörfchen, das noch vor Jahrzehnten in hellen Juninächten in den Duft der Rebenblüte getaucht* war und das sich inzwischen in einen großen Industrieort verwandelt hatte. Voller Wehmut schrieb er weiter: „Von Jahr zu Jahr mehr, unaufhaltsam, verliert das Dorf seinen schlicht-bäuerlichen Charakter und seine bodenständige Eigenart und macht im Kleinen die Entwicklung unseres Vaterlandes durch mit all seiner Tragik und Bitterkeit." Was würde er wohl heute sagen?

Wenn er von Tragik und Bitterkeit schreibt, dürfen wir nicht vergessen, dass seine Zeilen 1925 geschrieben wurden. In diesem Jahr zeichneten sich dunkle Wolken am politischen und wirtschaftlichen Himmel ab: Arbeitslosigkeit, Inflation und Hitlers Aufstieg zur Macht. Der inzwischen 51-jährige Hauptlehrer in Lörracher schloss seine Erinnerung: *Wem aber in der Jugend Maientage im alten Grenzach vergönnt waren, der wird diese Zeit in seinem Leben nicht missen mögen.* Dabei hatte er das alte Grenzach mit seiner aufgeweckten und lebensfrohen Bevölkerung vor Augen.

Während seiner Junglehrerzeit in Grenzach mischte sich Karl Herbster ganz offensichtlich unters *Volk,* dem er *aufs Maul geschaut* hat, wie Martin Luther es einmal formulierte. Er studierte ihren Alltag, lernte ihre Arbeit kennen und nahm an ihren Festen und Feierlichkeiten teil. In Grenzach entdeckte er seine Neigung zur Rheinfischerei, der er mit all seiner Hingabe nachspürte, getrieben von der Erkenntnis, dass die Industrialisierung und der Kraftwerksbau im Rhein das Ende des Jahrhunderte alten Gewerbes bedeutet.

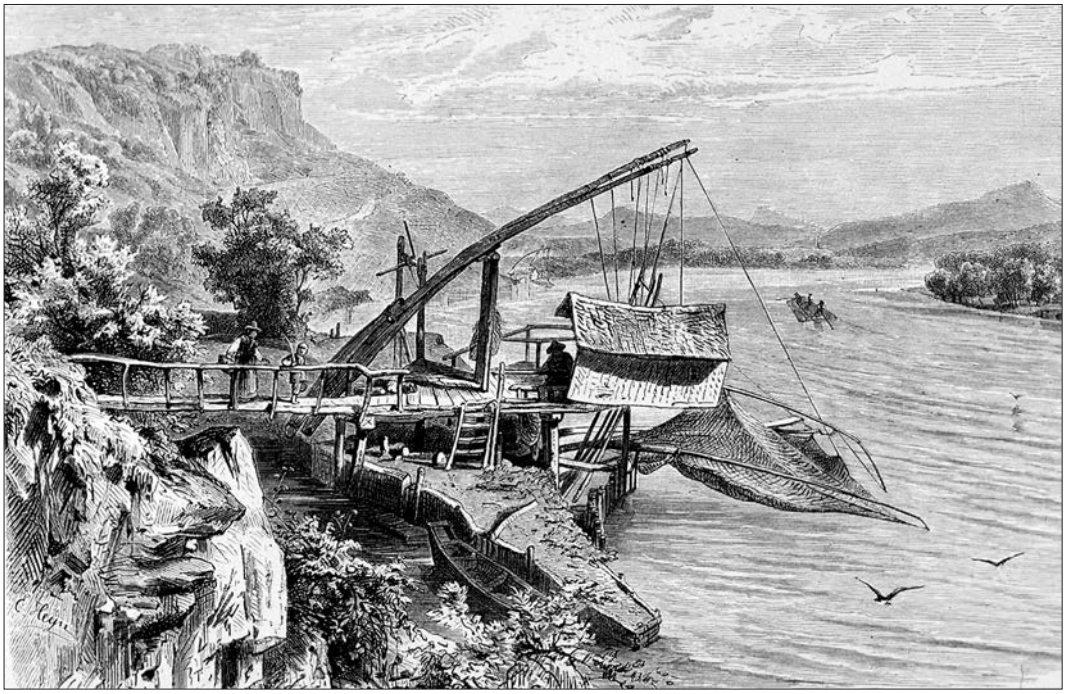
Schon bald stand er mit dem Grether-Fischer auf der Salmenwoog oder legte mit ihm im *Weidling*[18] selbst das *Spreitgarn* aus. Durch scharfe Beobachtung und Dokumentation all dessen, was mit der Rheinfischerei zusammenhing, war er einer der Ersten, die über dieses Gewerbe in Vorträgen und Aufsätzen berichteten: Tätigkeiten und Geräte wurden von ihm beschrieben, die Fach-Sprache der Hochrheinfischer hielt er für alle Zeiten in Beiträgen fest. „Wie oft sahen wir ihn hinausfahren zur anziehenden *Fischweid!* Wie kenntnisreich und fachmännisch wusste er zu erzählen vom Leben und der Arbeit der Rheinfischer, vom Geschäft des Fischfangs, von *Salmenwögen* und *Bähren!*", schreibt sein Schopfheimer Kollege und Heimatforscher Karl Seith.[19] Die Rheinfischerei, und alles was damit zu tun hatte, war zu seiner Leidenschaft geworden.

Eine lebenslange Freundschaft verband ihn mit dem Fischermeister Georg Friedrich Grether (1835–1911), vor allem aber mit seinem Sohn Ludwig Grether (1871–1948), der in Vaters Fußstapfen trat. Ludwig war nur drei Jahre älter als Karl Herbster, gewissermaßen ein Altersgenosse, mit dem er Tage und Nächte lang dem Salm und Lachs auflauerte. Deshalb ist es auch nicht verwunderlich, dass die erste Veröffentlichung von ihm ein Aufsatz über „Die Rheinfischerei zwischen Säckingen und Basel"[20] ist. Sein offenes Ohr für die Sprache der Alemannen und seine hervorragende Fachkenntnis auf dem Gebiet der Fischerei geht aus einem zweiten Beitrag im selben Jahrgangsheft hervor. Er trägt den Titel: *„Die Berufssprache des oberrheinischen Fischerei-Gewerbes".* Wer so fachkundig schreibt, muss nicht nur Liebe zu den Menschen und ihrer Arbeit haben, ihm müssen auch die Anliegen der damals noch jungen Volkskunde[21] am Herzen gelegen sein.

Zwangsläufig sind wir dem chronologischen Werdegang unseres Lehrers und Heimatforschers vorausgeeilt. Nur sehr mühsam konnten die Daten seiner Familie und die Orte seiner schulischen Tätigkeit ermittelt werden. Wie schon erwähnt, begann Karl Herbster seine berufliche Laufbahn in **Grenzach** und zwar am 1. Oktober 1893. Sie endete am 18. Dezember 1896 abrupt. Weshalb? Eine spät entdeckte Anekdote mit biographischem Hintergrund scheint diese Frage zu beantworten[22], deshalb soll sie hier in gekürzter Form nacherzählt und kritisch beurteilt werden.

Der Fasnachtsball – Dichtung und Wahrheit

Die in Hochalemannisch geschriebene Erzählung ist, was die Ortsnamen und den Eigennamen angeht, zwar verfremdet, wartet aber andererseits mit örtlich eindeutig zuzu-



Salmenwoog am Grenzacher Horn nach einem Holzstich um 1880

ordnenden Namen auf. Die Hauptperson, den Lehrer, der *sellesmol* [1893] *ganz früsch usem Seminar uf Bertlige*[23] *choo isch* nennt er *Witzler* [= einer, der stets zum Spaß aufgelegt ist]. Er wird in dieser Anekdote als ein lebenslustiger Typ dargestellt, der singen konnte wie eine Nachtigall und sich jetzt wie ein junges Fohlen vorkam, das zum ersten Mal aus dem Stall in den Grasgarten entlassen wurde. Mit seinem Monatseinkommen von 66 Mark und 66 Pfennigen konnte der Volksschulkandidat zwar keine großen Sprünge machen wie ein Fohlen, aber der reiche Bruder seiner Mutter, der jeden dritten Freitag im Monat einen Wagen voll Holz nach Basel fuhr, deponierte ihm beim Wirt des Bärenfelser Hofs in Basel *einen großen Goldfuchs* [Goldmünze], den er gleich am Samstag Nachmittag abholte: Dieses Geschenk bezeichnet er als *Vorspann,* ein willkommenes Zubrot sozusagen. Denn damit hing ihm der Himmel wieder voller Bassgeigen, und am Abend ließ er mit seinen Spezis seinen spendablen Götti hochleben. Der *Witzler Fritz* vergisst aber nicht darauf aufmerksam zu machen, dass er seine Schule trotzdem *in Ornig g'ha het* und die Kinder gern zu ihm gekommen seien, *denn er isch e heitere Lehrer gsi […] und hetene so viil schöni Liedli vor'gsunge und vor'gigt.*

Möglicherweise hat das junge Fohlen doch gelegentlich etwas über die Stränge geschlagen, denn an einem kalten Wintertag – vermutlich war es der oben schon erwähnte 18. Dezember 1896 – an dem er an nichts Böses dachte, erhielt er vom Schulamt einen Brief, er habe binnen 3 Tagen den Dienst in *Hutzelbach,* einem *ganz verlorenen Nest* im Odenwald, anzutreten. Der Fritz *het döberet und g'fustet, aber es het halt nüt g'nutzt.* Er musste gehen, feierte aber am Vorabend mit seinen Freunden einen Abschied, von dem man noch Jahrzehnte später im Dorf sprach, wie Karl Herbster uns wissen lässt.

In *Hutzelbach* übermannte den jungen Lehrer das Heimweh. Er sehnte sich nach dem Rhein, nach der Striegelbank, nach den Wirtschaften, in denen sie nächtelang gezecht hatten und der Nachtstreife oft Streiche spielten.

Wie lange das Heimweh anhielt, erfahren wir nicht. Es verschwand jedenfalls als Fritz im Amtsstädtchen *e Jümpferli* kennen lernte und mit ihm jeden Mittwoch und Samstag zum

Schlittschuhlaufen ging. Es war damals ein langer und kalter Winter und *'s Bawettel isch e herzigi Chrott gsi.* Als die Fasnacht herannahte, erfuhr Fritz, dass die Museumsgesellschaft einen Maskenball geben wird. Sein Schwarm, ließ ihn wissen, dass sie sich als Zigeunerin verkleiden werde. Um Geld zu sparen, entschloss er sich, als Mohr aufzutreten. Beim Tanz waren sie das schönste Pärchen im Saal, berichtet er stolz.

Und getanzt haben sie, als wenn es tags darauf verboten würde. Und obwohl er noch 1½ Stunden zu Fuß nach Hause zu gehen hatte, brach er erst um halb Fünf in der Früh' auf, nachdem er seiner Babette *no schnell im Huusgang verstohles e Schmutz gee het.*

Zu Hause angekommen, fiel er in seinem Fasnetkostüm todmüde ins Bett. Als die Kinder um acht Uhr pünktlich zur Schule kamen, schlief er immer noch wie ein Murmeltier. Ein Schlitten hielt vor dem Schulhaus und der Schulrat aus dem Amtsstädtchen stieg aus. Er hatte ein paar Tage zuvor Beschwerdebriefe bekommen. Der Lehrer von Hutzelbach *verdraih alle Maidli der Chopf.* Das Ende lässt sich leicht erraten. Der Schulrat findet den Lehrer als Mohr verkleidet in seinem Schlafzimmer, zitiert ihn schnellstens in die Schulstube, wo eine umfassende Inspektion erfolgte. Zwei Tage später erhielt er seine Versetzung *uffe ins Wiesental.*

Die Anekdote schließt mit dem Hinweis: *Wo vor 20 Johr* [also 1914] *der Chrieg uusbrochen isch, isch der Fritz mit de 76er ins Feld und isch Leutnant worden und Batterieführer.* Auch dies trifft auf Karl Herbster zu. Um aber die Parallelen nicht allzu deutlich werden zu lassen, lässt Herbster den *Witzler Fritz* nicht mehr heimkommen: *By Contalmaison het e fränzösische Volltreffer synere lustige Seel der Weg ins Freie zeigt.*

Soweit die Kurzfassung seiner in Markgräfler Alemannisch geschriebenen Geschichte. Sie passt in die bisher nicht belegte Zeitspanne vom 18. Dezember 1896 bis 1899. Klar ist, dass Herbster von 1899 bis 1901 in *Kandern* war, wo er ab 1903 erneut auftaucht und bis zu seiner Versetzung nach Lörrach wirkte. In *Binzen*[24] hatte der Unterlehrer von (1901–1903) ein kleines Intermezzo, das keine besonderen Spuren hinterlassen hat.

Erst das Jahr 1905, in dem Herbster erneut in Kandern unterrichtete, ist von Bedeutung. Der inzwischen 31-jährige Junggeselle heiratet. Nicht in Kandern, was nahe gelegen hätte, sondern in Grenzach, wo nicht nur seine Lehrerlaufbahn begann, sondern sein ausgeprägtes Interesse für die Salmenfischerei und die Heimatgeschichte sich in Aufsätzen offenbaren. Warum aber heiratet er in Grenzach und nicht in Kandern oder allenfalls in Lörrach, seiner Geburtsstadt? Wohnte seine Braut in Grenzach? Das Ortssippenbuch Grenzach[25] schweigt. Der sonst so zuverlässige Heimatforscher Karl Seith schrieb in seinem Nachruf[26], sie sei in Grenzach Lehrerin gewesen. Diese Aussage hat sich jedoch nicht bewahrheitet, denn die am 31. August 1905 in Grenzach ausgefertigte standesamtliche Heiratsurkunde vermeldet: „ohne Beruf"[27]. Seit wann war sie in Grenzach und bei wem? Ist es möglich, dass Anna Karolina Greder Handarbeitsunterricht erteilte, für den zu jener Zeit noch keine professionelle Ausbildung nötig war? Warum wird diese Tätigkeit nicht vom Standesamt genannt, wenn sie tatsächlich ausgeübt worden wäre?

Karl Herbster heiratet 1905 in Grenzach

Erst am 31. August 1905 trat er mit Anna Karolina Greder in Grenzach vor den Standesbeamten. Ihr Vater, Johann Greder, war Geometer in Freiburg, wo auch seine Tochter Anna Karolina am 8. 12. 1878 geboren wurde. Zum Zeitpunkt der Hochzeit war Johann Greder bereits verstorben, seine Frau Marie Greder, geb. Schumacher lebte 1905 in Emmendingen.

Anna Karolina wurde Karl Herbster eine fürsorgliche Gattin, die ihm ein gemütliches Heim bereitete. Aus ihrer Ehe gingen zwei Söhne hervor, von denen wir nur wenig wissen.

Grenzach hat Karl Herbster von Kandern aus häufig aufgesucht. Sein Ziel galt meistens dem Fischerhaus der Familie Grether am Rhein. Zwei Briefe und drei Postkarten sind uns glücklicherweise erhalten geblieben. Sie waren immer an seinen engsten Freund, den Fischermeister Ludwig Grether gerichtet. Der erste, vom 31. März 1912, ist in Versform gefasst und drückt seine vehemente Sehnsucht

nach Grenzach, der Fischerei und seinem Freund Ludwig aus. Er schreibt:

„Wenn die Schlehen blüh'n am Rheinbord,
Zieht's in Kandern mir die Bein fort
Hin nach Grenzach …"

Wie ein zünftiger Fischermann möchte er an dem stillen *Bährenstand* freudig über den Rhein schauen und lieber

„Auf dem hohen Ufer zappeln
Statt in Kandern hier zu gaggeln
In der Schule ohne End
Himmel, Herrgott, Sakrament!"

Herbsters Kanderner Zeit 1899–1901 und von 1903–1917/18

Wie in Grenzach hat Karl Herbster auch in Kandern seine Liebe zur Heimat auf vielfältige Weise kund getan. Der Kanderner Chronist Albert Eisele[28] erwähnt ihn mehrmals als einen der Aktiven im Städtchen. Hier ist er wieder in seinem Element: der Heimatgeschichte. Zum 150-jährigen Geburtstag von Johann Peter Hebel (10. Mai 1910) soll in der Töpfer-Stadt ein großes Fest gefeiert werden. Karl Herbster hatte die Idee, die personifizierten Gestalten in Hebels Gedichten in der historischen Tracht auftreten zu lassen. Dazu benötigte er Requisiten und stellte fest, wie schwer es war, alte Geräte und Trachten aufzutreiben, weil *der alte Plunder* nicht mehr geschätzt, sondern achtlos beiseite geschafft werde. Um dieser bedauerlichen Entwicklung Einhalt zu gebieten, reifte der Gedanke, ein Museum einzurichten. Zusammen mit Hermann Daur[29] wurde zum Jubiläum ein *„Antiquitätenzimmer"* der Öffentlichkeit präsentiert, das große Beachtung fand. Aus dieser Initiative entwickelte sich später das Kanderner Heimatmuseum. Es war das erste im Markgräflerland. Bei Albert Eisele lesen wir: „Karl Herbster, Hermann Daur, Tierarzt Doll und Ernst Kammüller waren die treibenden Kräfte." Karl Herbster war auch Mitbegründer des *Hertinger Hebelschoppens,* der heute fast vergessen ist, aber über Jahrzehnte hinaus ein Freudentag für alle Hebel-Verehrer war. Es müssen erbauliche Stunden gewesen sein.

Anna Karolina Herbster mit ihren beiden Söhnen Karl Friedrich, der am 6. Februar 1907 in Kandern geboren wurde und am 17. Dezember 1952 in Ulm verstarb sowie Heinrich Hermann, geboren am 14. Januar 1911 in Kandern, gestorben am 4. Februar 1979 in Kandern[30]

In Kandern begegnete Herbster dem begnadeten Kunstmaler Hermann Daur. Sie hatten vieles gemeinsam. Eine enge Freundschaft entwickelte sich, die über Daurs Tod hinausreichen sollte. Als er am 21. Februar 1925 in Ötlingen allzu früh verstarb, war es wieder Herbster, der sich um ein bleibendes Gedenken bemühte. Als Parallele zum Hebelschoppen regte er einen **Gedächtnistag in Ötlingen** an. Der wurde ins Frühjahr gelegt und von Kandern aus organisiert, weil Daur nach Herbsters Wegzug von Kandern, die Betreuung des dortigen Heimatmuseums bis zu seinem Tode übernahm.

Während Herbsters Kanderner Zeit vergrößerte sich die Familie. 1907 wurde ihr erstes Kind, Karl Friedrich, geboren. 1911 kam Heinrich Hermann zur Welt. Um die Mutter in ihrem Haushalt zu entlasten, wurde Elise Grether aus Grenzach als Haushaltshilfe eingestellt. Sie war eine Tochter seines Freundes Ludwig Grether. Welche Rolle Karl Herbster als Familienvater gespielt hat, ist uns weitgehend unbekannt. Bilder die ihn zu-

sammen mit Frau und Kindern zeigen, liegen nicht vor.

Als Offizier im Felde

Seine Tätigkeit als Lehrer- und Heimatforscher in Kandern wurde durch den Ersten Weltkrieg, unterbrochen. Wann sein Kriegsdienst begann und wann er endete, wissen wir nicht. Im Badischen Schulkalender des Jahres 1917 ist er noch für Kandern eingetragen, sein Name ist aber gestrichen und unter *Lörrach* handschriftlich vermerkt. Gleiches gilt auch für das Jahr 1918. Sicher ist nur eines: Karl Herbster war als Offizier in Frankreich eingesetzt. Wie schrieb er in seiner Erzählung „Der Maskeball"? *„Wo … der Chrieg uusbrochen isch, isch der Fritz* [Karl Herbster] *mit de 76er ins Feld und isch Leutnant worden und Batterieführer."*

Lörrach – seine Heimat

Spätestens nach dem Ende des Ersten Weltkrieges kam der Wechsel von Kandern nach Lörrach, was ihm und seiner Familie sicher nicht nur angenehm, sondern auch erwünscht war. Seine Geburtsstadt bot viele Vorteile. Sie war ihm von Kindesbeinen an vertraut, bot für die Erziehung seiner beiden Söhne bessere Möglichkeiten, lag näher bei Basel und Grenzach. In Lörrach zählten die Herbster zum Urgestein, hier hatte er Verwandte und Freunde. In der sich modernisierenden Stadt sah und schaute er die Vergangenheit. Sie redete zu ihm und er gab ihr die Sprache. Hier entfaltet sich in reicher Fülle seine rednerische und schriftstellerische Tätigkeit. Gestützt auf genaueste historische Quellen aus städtischen, staatlichen und kirchlichen Archiven schafft er sich ein solides Fundament. Das Generallandesarchiv in Karlsruhe ließ ihm Lörracher Archivalien über die Stadtverwaltung zukommen. Weil das Basler Kloster St. Alban in Lörrach große Besitzungen und bedeutende Rechte hatte, studierte er alle einschlägigen Quellen des Basler Staatsarchivs, dessen ständiger Gast er durch Jahre hindurch war. Seine fundierten Aufsätze finden wir in den heimischen Tageszeitungen der Region. Besonderes Gewicht legte er auf die Veröffentlichungen in den periodisch erscheinenden Blättern, Heften und Jahrbüchern der historischen Vereine des Markgräflerlandes und der angrenzenden Gebiete[31]. Nicht von ungefähr finden wir seine ersten Publikationen über die Salmenfischerei und das Fischereigewerbe schon 1919 in den Blättern der Markgrafschaft. Sie sind Vorläufer-Publikationen der 1929 gegründeten historischen Zeitschrift „Das Markgräflerland", deren Mitbegründer Karl Herbster war. In großer Regelmäßigkeit erscheinen nun seine Aufsätze, „höchst wertvolle Beiträge zur Geschichte der Stadt Lörrach und der nahen Landschaft" so lautet das zusammenfassende Urteil von Karl Seith (1890–1963), dem Gründer und jahrzehntelangen Schriftleiter der *Arbeitsgemeinschaft Markgräflerland,* die seit 1929 den Namen: *Das Markgräflerland*[32] trägt. Seith wusste wovon er redete.

Der Stadt-Chronist

Im Mai 1922 wurde Karl Herbster von der Stadt Lörrach, die längst auf ihn aufmerksam geworden war, darum gebeten, eine Neubearbeitung ihrer Geschichte[33] vorzunehmen. Er folgte gerne diesem Ruf. Jetzt mussten die Akten besorgt werden. Die Stadtverwaltung schrieb noch im selben Jahr an das Generallandesarchiv (GLA) nach Karlsruhe[34]: „Zur Neubearbeitung der Geschichte der Stadt durch Hauptlehrer Herbster bitten wir um nachstehende Akten …", lesen wir da. Sie wurden zur Bearbeitung ans Bürgermeisteramt geschickt und von Herbster akribisch ausgewertet. Kontinuierliche Lieferungen erfolgten bis 1929. Die Themenbereiche umfassten: Bausachen, Gemeindegebäude, Gewerbe, Kirchenbaulichkeiten, Industrie, Verbrechen und vieles andere mehr.

Aber auch im Basler Staatsarchiv war er ständiger Gast durch Jahre hindurch. „Und hier sehen wir ihn unter St. Albans Stab im Zenith seines Lebens und Schaffens. Hebel und Heimat, Rheinfisch und Rheinindustrie, Wasser und Mühlen beherrschen sie, um nur die hauptsächlichsten Gebiete zu nennen. Leicht und flüssig geht ihre Sprache, farbig und bildhaft ist ihre Darstellung, nah und voll

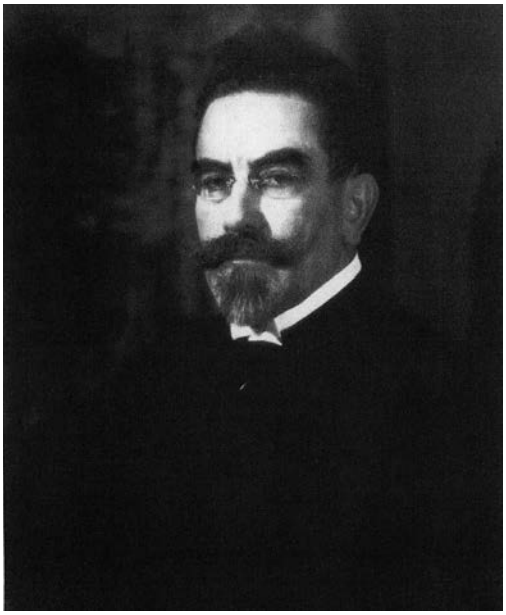
warmen Atems zieht er die Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart.“, schreibt sein 16 Jahre jüngerer Kollege Seith.

Doch nicht nur in Archiven und hinter dem Schreibtisch ist der Heimatforscher anzutreffen.

Aktiv in den Geschichtsvereinen – brillant am Rednerpult

Karl Herbster gründet die Ortsgruppe des Landesvereins „Badische Heimat“ und war Jahrzehnte lang ihr rühriger Vorsitzender. Er gehört zu den Mitbegründern des Lörracher Museumsvereins. In der „Arbeitsgemeinschaft zur Pflege der Geschichte des Markgräflerlandes“, zu deren Gründern und Mitarbeitern er zählte, bringt er sich ein. Hier sind seine Freunde, die seine fundierte Arbeit zu schätzen wussten und den wertvollen und aufrechten Mann mit Achtung und Zuneigung umgaben. Alle spürten, dass es ihm bei seiner Arbeit immer auch um die Bewahrung der Kulturgüter ging. Wenn im September 1928 in Lörrach ein mehrtägiger *Heimatkurs* mit besten Erfolgen veranstaltet werden konnte, dürfen wir davon ausgehen, dass Karl Herbster die treibende Kraft bei der Vorbereitung und Durchführung war. Der Kurs schloss mit einem Heimatabend der Ortsgruppe Lörrach und dem Herbster Vortrag zum Thema „Rötteln und Lörrach“[35] Diese beiden Beispiele zeigen deutlich, wie sehr ihm die aktuelle Vermittlung seines Wissens und die Aufmunterung interessierter Kreise zur eigenen Forschungstätigkeit am Herzen lag. Seine Vorträge waren Glanzpunkte und fanden bei der Bevölkerung ebenso Anklang wie bei den Fachleuten. Der Archivar, Dr. Herbert Berner, begann seinen Beitrag über *Lörrach im 18. und 19. Jahrhundert*[36] mit folgender Würdigung: „Am 27. August 1932 hielt Karl Herbster eine gehaltvolle Festrede zur 250-Jahrfeier der Stadt Lörrach, in der er ein liebevoll gezeichnetes umfassendes Bild des Ortes und seiner Bewohner um das Jahr 1682 entwarf.“

Ein schwerer Schlag für Karl Herbster war der frühe Tod seiner Frau. Sie starb im 25. Ehejahr am 3. April 1930 in Lörrach und wurde im Familiengrab beigesetzt.



Karl Herbster im Zenit seines Lebens, Lörrach 1932

Als ihm die anfänglich gewährte Stundenermäßigung gestrichen wurde fiel ein weiterer Wermutstropfen in sein unermüdliches Schaffen. Er war im Innersten gekränkt und trat von der so geliebten Archivarbeit zurück. Dies ist wohl der Grund dafür, weshalb zu seinen Lebzeiten nur ein Buch, das sich mit der Geschichte der Lörracher Industrie[37] befasste, erschienen ist. Herbster hat dennoch nicht ganz aufgehört zu schreiben, aber er verlegte seinen Themenschwerpunkt. Jetzt finden wir Aufsätze, die sich mit Johann Peter Hebel befassen, auf dessen Spuren er so gerne wandelte. Vermehrt galt seine Aufmerksamkeit wieder volkskundlichen Aspekten wie dem *Fasnetfüür*, den Herbstbräuchen und Redensarten im Markgräfler Rebland. Seine Erzählungen über den *Leutnant Fritz Wechlin* oder den *großbritannischen Hauptmann Georg Friedrich Gaupp* erscheinen, immer eingebettet in die Lokalgeschichte und eigenes Erleben. Wie wir schon von Karl Seith aber auch aus der Anekdote vom *Maskenball* wissen, war Herbster auch voller Humor. Dieser Seite seines Wesens begegnen wir besonders in seinen – meist in hochalemannisch geschriebenen – Beiträgen, die erstmals 1927 unter der Rubrik „Badische Schnurren und Anekdoten“ Im Ekkhart Jahrbuch[38] auftauchen und dann

fast Jahr für Jahr bis 1943 präsentiert werden. Gewiss, nicht alle sind auch heute noch aktuell und aussagekräftig.

Während des Zweiten Weltkrieges war der Lehrermangel groß. Schon im Ruhestand lebend, übernahm Karl Herbster „wiederum eine Lehrerstelle am geliebten Gymnasium und – wie immer – gewann er rasch die Herzen der Jugend, die bald spürte, dass ihr unter der rauhen Schale ein gutes Herz entgegen schlug“, lässt uns Karl Seith wissen.

Herbster hat das „Tausendjähige Reich“ unbelastet überstanden

Der Zweite Weltkrieg (1939–1945) hinterließ auch bei den heimatgeschichtlichen Publikationen tiefgreifende Spuren. Schon 1941 musste *Das Markgräflerland* mit Heft 2 wegen Papiermangel eingestellt werden. Nach dem verlorenen Krieg verbot die französische Besatzungsmacht zunächst jegliche Veröffentlichungen. Die *Badische Heimat* konnte ihre Arbeit 1950 fortsetzen. *Das Markgräflerland* erschien erst ein Jahr später – 1951 – mit Heft 1 des 13. Jahrgangs, denn die vorausgehenden Verhandlungen waren kompliziert und zogen sich über Jahre hinaus. „Drei *unbelastete* Mitglieder“ mussten gefunden werden, welche die Neugründung des Vereins zu beantragen hatten. Außerdem wurde angeordnet, die Unterlagen in deutscher und französischer Sprache einzureichen. „In Karl Herbster fand man auch einen der Männer, die nach Meinung der damals amtierenden Behörden fähig waren, den zu gründenden Verein demokratisch einwandfrei [zu leiten]“.[39] Nur sein unerwartet früher Tod [März 1948] machte einen Strich durch die Rechnung. Er wäre mit Sicherheit ein tüchtiger Vorsitzender und Schriftleiter geworden. Davon war auch Karl Seith zutiefst überzeugt, wenn er seinen Nachruf wie folgt endet: „Er [Karl Herbster] war aus Überzeugung ein Demokrat reinsten Wassers. Nie hat er sich gebeugt, nie sich beugen lassen. Aber er besaß die hohe Achtung seiner Mitbürger, und nie hat es irgend einer gewagt, ihm zu nahe zu treten.

Am Morgen des 20. März 1948 schloss Karl Herbster im Krankenhaus in Lörrach nach langen Wochen des Leidens die Augen zum letzten Schlummer. Mit ihm ist ein Mann dahin gegangen, dessen Fehlen man noch durch Jahrzehnte hindurch schmerzlich vermissen wird“.

Karl Herbster wurde im Familiengrab – neben seiner Frau – auf dem Lörracher Hauptfriedhof beigesetzt. Sein Grabstein blieb uns als *historisches Denkmal* erhalten.

Ein halbes Jahr nach seinem Tod (1948) folgten seine *Lörracher geschichtlichen Erinnerungen*. Er hatte sie schon druckfertig und mit Vorwort versehen hinterlassen. Dank seiner Freunde im Lörracher Museumsverein wurden sie im September 1948 in Buchform veröffentlicht.

Als Karl Herbster starb, ging ein Leben zu Ende, das im Dienste der Jugend und der Heimatforschung stand. Die Tagespolitik, so scheint es, hat ihn zu keiner Zeit in ihren Bann geschlagen. 1955 benannte die Stadt Lörrach eine ihrer Straßen nach ihrem verdienten Mitbürger.

Anmerkungen

1 Herbster, Karl: Geflügelte Worte aus dem Markgräflerland in: Mein Heimatland, 11. Jg., Heft 2, Mai 1924, S. 25–27.
2 Kursivschrift sowie Absätze und Erläuterungen in [ ] sind vom Autor.
3 Dulzinea: Geliebte des Don Quijote. Freundin, Geliebte in abwertendem Sinn.
4 Zahltag: Zu jener Zeit – und noch bis nach dem Zweiten Weltkrieg – wurde der Wochenlohn am Samstag, dem Zahltag, dem Arbeiter in einer Lohntüte in die Hand gedrückt.
5 Frau Braun-Lacroix. Grenzach.
6 Stadtarchiv Lörrach. Die Archivarin Frau Thiel-Melerski hat dem Autor dankenswerter Weise wertvolle Quellen zur Verfügung gestellt.
7 Ebd.: Geschäftsaufgabe am 31. Juli 1906 laut Anzeige im Oberbadischen Volksblatt vom 25. 7. 1906.
8 Herbster Karl: Zur Geschichte der Lörracher Industrie, 1926, S. 59: Küpfer habe sich (1779) außerhalb der Fabrik ein schönes neues Wohnhaus gebaut, wohl das spätere „Herrenhaus“ links neben dem Eingang an der Herrengasse.
9 Höchstetter, Wilhelm: Die Stadt Lörrach …, 1882, S. 100.
10 Ebd., S. 133.
11 Stadtarchiv Lörrach. Oberbadisches Volksblatt vom 17. u. 18. Januar 1929.
12 Stadtarchiv Lörrach. Die Burg zu Lörrach. Drei Folgen aus der Geschichte Lörrachs ca. 1921, Regionalzeitung?.
13 Kaiser, Eduard: Aus alten Tagen, Lebenserinnerungen eines Markgräflers 1815–1875 bei C. R. Gutsch, Lörrach 1910.

14 Seith, Karl: Nachruf für Karl Herbster, in: Das Markgräflerland, Jahrgang 13, Heft 1/1951, S. 34 f.
15 Seith, Karl, a. a. O.
16 Im 31. Jahrgang des *Großherzoglich Badischen Oberschulrats* wird Karl Herbster auf Seite 103 folgendes bestätigt: „Die Abgangsprüfung am Lehrerseminar I zu Karlsruhe für 1893 betreffend.: Nebengenannte Zöglinge des III. Kurses des Lehrerseminars zu Karlsruhe sind nach bestandener Abgangsprüfung unter die Volksschulkandidaten aufgenommen worden. Karlsruhe, den 2. August 1893."
17 Grenzach vor 200 Jahren. In: Die Heimat, Blätter zur Pflege des Heimatgedankens und der Heimatliebe, 10. 3. 1925. Stadtarchiv Lörrach V 2/91.
18 Weidling: langer Rheinkahn.
19 Seith, Karl: Nachruf, siehe oben.
20 Herbster, Karl: *Blätter aus der Markgrafschaft*: Mitteilungen des Historischen Vereins für das Markgräflerland und die angrenzenden Gebiete, Jahrgang 1919, S. 38–57.
1929 ging daraus *Das Markgräflerland* hervor, dem Karl Seith den Untertitel „Arbeitsgemeinschaft zur Pflege der Heimatgeschichte des Markgräflerlandes" hinzufügte (J. Helm, Das Markgräflerland, Sonderdruck 1979, S. 12).
21 Volkskunde: heute „Empirische Kulturwissenschaften", EKW.
22 Ekkhart Jahrbuch 1935, S. 119–121. Unter der Rubrik *Badische Schnurren und Anekdoten* schreibt Karl Herbster, Lörrach, die Anekdote *Der Maskenball*, die sehr viel Biographisches enthält.
23 Richter, Erhard: Die Flurnamen von Wyhlen und Grenzach, Freiburg 1962, S. 185 und 363. *Bertlikon*, eine ehemalige Siedlung am Rhein, die sog. *„Rheinhäuser"*, in denen die Rheinfischer wohnten. Heute: Bertlingen.
24 Standesamt Binzen. Wir verdanken diese Information der freundlichen Auskunft von Frau Kühn.
25 Köbele, Albert, Hrsg.: Ortssippenbuch Grenzach 1974.
26 Seith, Karl: Nachruf; siehe oben.
27 Standesamt Grenzach-Wyhlen: Mitteilung von Frau Kähni, die dankenswerter Weise auch eine persönliche Einsicht ermöglichte.
28 Eisele, Albert: Kandern, Bilder aus der Geschichte der Stadt Kandern 1956, S. 86.
29 Hermann Daur, bedeutender Maler des Markgräflerlandes, 1870–1925.
30 Diese Auskünfte erteilte das Standesamt Kandern.
31 Badische Heimat und Das Markgräflerland.
32 Das Markgräflerland – Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur, herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft zur Pflege der Heimatgeschichte. Schopfheim verdankt Karl Seith seine Chronik.
33 1882 schrieb der Lörracher Stadtpfarrer Wilhelm Höchstetter: Die Stadt Lörrach, ihre Entstehung, Gegenwart und 200-jährige Jubelfeier. Verlag Gutsch, Lörrach.
34 Stadtarchiv Lörrach, Gemeindeverwaltung 1899 bis 1938: Geschichte der Stadt Lörrach, Benützung des Generallandesarchivs in Karlsruhe (GLA) und anderer Archive.
35 Mein Heimatland, 16. Jg. 1929, S. 33 f.
36 Berner Herbert: Das Markgräflerland 1957 Heft 2 Seite 88 ff.
37 Herbster, Karl: Zur Geschichte der Lörracher Industrie von ihren Anfängen bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Verlagsdruckerei Oberländer Bote 1926, 102 Seiten.
38 Ekkhart Jahrbuch für das Badner Land. Im Auftrag des Landesvereins Badische Heimat herausgegeben von H. E. Busse, Freiburg.
39 Helm, Johannes: Das Markgräflerland 1979, Sonderdruck, Fünfzig Jahre Arbeitsgemeinschaft Markgräflerland 1929–1979, S. 39.

Anschrift des Autors:
Walter Küchlin
Lörracher Straße 46
79639 Grenzach-Wyhlen

Ursula Pfeiffer

„Erziehung als Politikum“

Franz Sales Wocheler und die bildungsgeschichtliche Deutung seines Wirkens

Vortrag anlässlich des 175-jährigen Jubiläums der Leopold-Sophien-Bibliothek in Überlingen im Jahr 2007.

Einen Vorwurf könnte Franz Sales Wocheler, zu dessen Gedenken dieser Vortrag anlässlich des 175-jährigen Jubiläums der Leopold-Sophien-Bibliothek in diesem Jahr stattfindet, einen Vorwurf könnte er heute nicht mehr aufrecht halten: Er könnte vermutlich nicht mehr von den „blinden groben Überlingern“ reden, die den Wert seiner Büchersammlung weder kennen noch ihn kennen lernen wollten. Dies nämlich schrieb Wocheler 1833 an seinen Freund Ignaz Heinrich von Wessenberg in Konstanz, als er sich bei ihm für ein Buchgeschenk bedankte. Nein, so scheint es nicht mehr zu sein: die Überlinger, zumindest die hier versammelten, wissen heute wohl zu schätzen, dass ihre Leopold-Sophien-Bibliothek von großem kulturhistorischem Wert ist, zu dem Wocheler mit der Schenkung seines Buchbestandes den Grundstein gelegt hat. Mit dem 175jährigen Jubiläum dieser wertvollen Büchersammlung, das den Anlass für diese Vortragsreihe gibt, soll deren Geschichte einerseits ebenso wie die Erinnerung an ihren größten Gönner andererseits im Gedächtnis der Nachwelt lebendig erhalten werden. Dies in seiner Bedeutung vor dem Hintergrund der allgemeinen politischen und geistesgeschichtlichen Entwicklungen dieser Zeit zu würdigen, möchte ich mit meinen Ausführungen wenigstens ansatzweise versuchen. Dazu führe ich in vier Abschnitten die folgenden Aspekte aus:

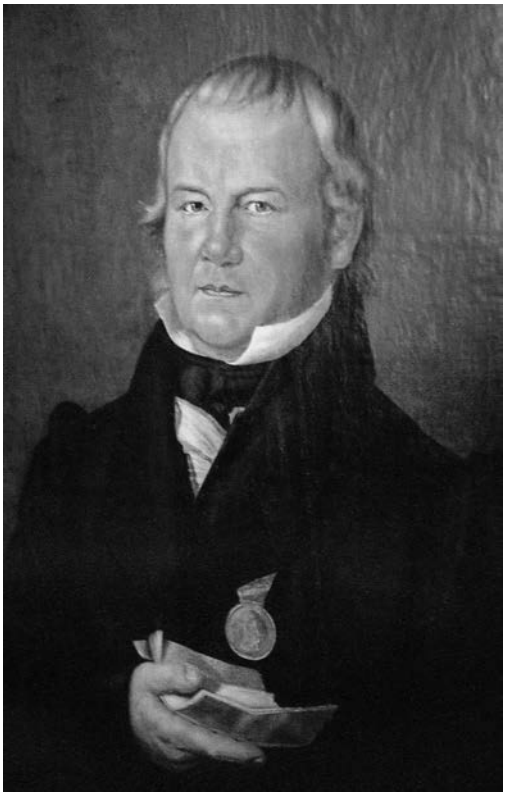
1. Biographische Notizen zu Wocheler und seine Ideen zur Schulreform in Überlingen
2. Die Verbindung von Politik und Pädagogik im frühen 19. Jahrhundert
3. Bibliotheken als Mittel der Volksbildung
4. Die Bedeutung der Leopold-Sophienbibliothek als Instrument für Wochelers Reformpläne

1. Biographische Notizen zu Wocheler und seine Ideen zur Schulreform in Überlingen

Es wäre sicher spannend, auf dem Münsterplatz von Überlingen vor dem Denkmal von Franz Sales Wocheler vorbeigehende Passanten zu fragen, wer denn dieser berühmte Mann gewesen sei und warum ihm Überlingen ein so zentral gelegenes Denkmal gestiftet habe. Was meinen Sie, wie viele von 10 Antworten fielen richtig aus? Zumindest stellt sich Gerhard Römer, der die Entstehungsgeschichten berühmter alter Bibliothek zwischen Neckar und Bodensee aufgeschrieben hat, die Frage, „ob die Stadtbewohner (Überlingens, U. P.) mit der Erinnerung an diese Persönlichkeit heute auch die Stiftung von mehreren tausend Büchern verbinden?“ (Römer 1997, S. 193). Wer war also dieser Franz Sales Wocheler und was treibt einen Bücherfreund, der Wocheler ohne Zweifel war, dazu, noch zu Lebzeiten seine Bücher zum öffentlichen und allgemeinen Gebrauch zu verschenken? Würden wir heute einen solchen Schatz, so er unser eigen wäre, nicht viel eher hüten und darauf achten, dass kein Stück verloren ginge oder beschädigt würde? Vermutlich würden wir für unseren Todesfall dann schon vorsorgen und hinterlassen, dass eine solche wertvolle Sammlung auch noch nach unserem Tod in unserem Sinn weiter besteht. Was aber könnten die Gründe dafür gewesen sein, dass der Bücherfreund Franz Sales Wocheler in dieser Weise noch zu

seinen Lebzeiten großzügig mit seiner Bibliothek verfahren ist? Wer nach den Motiven eines Menschen fragt, fängt in der Regel an, zunächst in seiner Biographie zu suchen.

Wocheler, am 31. Mai 1778 im badischen Breisgau geboren, genauer in Ballrechten bei Staufen im Breisgau, kommt aus dem Milieu, dem er später seine besondere Aufmerksamkeit widmen wird. Sein Vater war 43 Jahre lang, von 1754 bis 1797, Lehrer an der Schule für die Dorfkinder von Ballrechten und Dottingen im 1740 neu errichteten Schulhaus der beiden Gemeinden. Von daher kannte Wocheler aus eigener Erfahrung die Armut der Schulmeister damals, die bei freier Wohnung und Beholzung vom kärglichen Schulgeld im Winter und von Naturalien im Sommer lebten und durch Mesner- und Organistendienst ein geringes Zubrot hatten. Die Dorfschule war die Schule für alle Kinder vom 6. bis zum 12. Lebensjahr, die sie aber noch lange nicht alle und regelmäßig besuchten, da es noch keine Schulpflicht gab. Dort, in der Dorfschule, lernten sie Lesen, Schreiben und Rechnen und vor allem fromm und sittsam zu sein. Wocheler, der als talentiert und begabt beschrieben wird, besuchte dann ab seinem 12. Lebensjahr die Schule der Benediktiner von St. Georgen in Villingen, eine der besten Schulen im ganzen Südwesten. Nach der allgemeinen Dorfschule für alle Kinder lernt er also auch eine andere Schulform, die höhere Schule für ausgewählte Schüler, modern gesprochen so etwas wie eine Eliteschule kennen. Dort soll er seine Liebe zu Büchern entdeckt haben, wie den wenigen biographischen Notizen über Wochelers Leben zu entnehmen ist (vgl. Brummer 1989). Damit steht Wocheler mit seiner eigenen Schullaufbahn in einer gelehrten Tradition, waren doch Klöster und Klosterschulen traditionell Orte der Pflege der schriftlichen Kultur und einer Gelehrsamkeit, die rationales Wissen mit Verantwortung verband. Dabei unterhielten sie nicht nur eigene Schulen, sondern in der Regel auch eigene Bibliotheken. Viele Klosterbibliotheken bilden das Fundament heutiger Bibliotheken, nicht nur in der Bodenseeregion sondern auch in Weingarten, Hirsau, St. Georgen, Blaubeuren, Ochsenhausen oder Zwiefalten. Wocheler hatte also selber die Chance, den Wert einer gelehrten theoretischen Bildung



Franz Sales Wocheler

und das dazu gehörige Bildungsmedium, das Buch, biographisch rückblickend einzuschätzen. Noch heute enthält die LSB das Buch, das Wocheler vom damaligen Abt des Klosters St. Georgen als Geschenk bekommen hatte, ein Buch zur Geschichte der Freiburger Schulen. Es ist im alten Katalog von 1898 auf der Seite 7 als Nummer Aa 126, identifizierbar, ausgewiesen in der Sammlung der Bücher aus dem Bereich der allgemeinen Wissenschaftskunde und Geschichte der Wissenschaften. Wocheler blieb auch im weiteren Fortgang seiner Studien in der gelehrten Tradition. Er entschied sich 1797 am Ende der Schulzeit dafür, einen Berufsstand zu wählen, der seiner „Studiersucht“ (so 1809 geschrieben an Wessenberg, mit dem Wocheler Briefkontakt hatte) Rechnung trug, indem er ins Kloster eintrat. Weitsichtig legte er für sich die Weichen in eine Richtung, die es ermöglichten, „zu einer für Kirche und Staat nützlichen Beschäftigung zu gelangen“ (dito.). Nach Vollendung seines

Theologiestudiums legte Wocheler 1799 sein Ordensgelübte ab und wurde 1802 zum Priester geweiht. Er war zunächst Lehrer an seiner eigenen ehemaligen Schule der Benediktiner, dem Villinger Gymnasium, was im Berufsleben eines Theologen damals sehr üblich war. Nach der Aufhebung des Benediktinerstifts 1806 blieb das Gymnasium dennoch erhalten und Wocheler lehrte dort weiterhin. Aufgrund eines Augenleidens bat er 1809 um die Versetzung in den Pfarrdienst. Nacheinander kam er an verschiedene Pfarreien, zuerst Kappel bei Freiburg, dann Thiengen im Klettgau und zuletzt 1820 nach Überlingen am Bodensee. Dort war er zunächst Stadtpfarrer und ab 1832 bis zu seinem Tod 1848 auch als erzbischöflicher Dekan für das Kapitel Linzgau zuständig. Da zur damaligen Zeit noch immer eine historisch begründete enge Verbindung zwischen Kirche und Schule bestand, war Wocheler neben seinem Amt als Pfarrer und Dekan in Überlingen auch als Bezirksschulvisitator mit der Aufsicht über das örtliche Schulwesen betraut.

In Überlingen traf Wocheler eine Schullandschaft an, die schon eine wechselvolle Geschichte hinter sich hatte. So hatte Überlingen bis zum Ende des 18. Jahrhundert eine blühende Lateinschule. Ihre Anfänge gingen bis ins 13. Jahrhundert zurück. Sie wurde vom städtischen Rat verwaltet und nach dem dreißigjährigen Krieg aus wirtschaftlicher Not dann von den Franziskanern weitergeführt. Im Zuge der Säkularisierung 1803, bei der das Vermögen des Franziskanerstifts vom Staat eingezogen wurde, war die wirtschaftliche Grundlage der Lateinschule abgebrochen. Da auch die Stadt nach den Napoleonischen Kriegen und durch eigene Misswirtschaft die Schule nicht wieder übernehmen konnte, fand Wocheler dann 1820 lediglich noch zwei Lateinkurse vor, die an die Volksschule angegliedert waren.

Anders sah es mit der Volksschule aus. Schon um 1500 wird erwähnt, dass es eine städtische Schule gibt. Sie wurde für diejenigen Kinder vorgesehen, die nur deutsch unterrichtet werden sollten. Diese so genannte „deutsche Schule“ lehrte Lesen und Schreiben, später Rechnen und Religion. Da der Rat es für nicht ehrbar hielt, Mädchen und Jungen gemeinsam zu unterrichten, bekamen die Mädchen privaten Unterricht von den Schwestern des Frauenklosters aus der Fischerhäuservorstadt. Schon sehr früh, nämlich 1696, bestimmte der Rat, dass Schulversäumnisse dem Rat gemeldet werden müssten, was eine frühe Form der Verpflichtung zum Schulbesuch darstellte. 1820 fand Wocheler eine Volksschule vor, in der bedingt durch die Auflösung des Frauenklosters Jungen und Mädchen in je getrennten Klassen unterrichtet wurden. Sie wurde mit dem Anschluss der Stadt an Baden allmählich von einer Gemeindeschule zu einer staatlichen Einrichtung.

Beide Schularten, die Reste der Lateinschule wie die Volksschule, wollte Wocheler zusammenführen und erweitern. Durch die Gründung eines Schulfonds aus Stiftungen schuf er die finanzielle Grundlage für eine Reform des Schulwesens. Er stellte sich dabei eine Einheitsschule mit fünf Elementar- und drei Fortbildungsklassen vor. Latein, Französisch, Zeichnen und Musik sollten zu den traditionellen Fächern der Lateinschule in den Fortbildungsklassen dazu kommen. Hier wird besonders die humanistische Tradition sichtbar, in der Wocheler stand, und die seine Zeit kennzeichnete. Nicht umsonst wird das Ende des 18. und das frühe 19. Jahrhundert das pädagogische Jahrhundert genannt. Als bekanntes Beispiel für diese humanistische Ausrichtung der Zeit gelten Schillers ästhetische Briefe, in denen er die besondere Bedeutung des Schönen für die Entwicklung einer moralischen Haltung beim Menschen beschreibt. Die Bedeutung des Schönen und Erhabenen für die Haltung und Einstellung des Menschen, darauf hinzuweisen bemüht sich die neuhumanistische Tradition. „Das Gewissen geht mit in die Oper.“, so drückt es Johann Friedrich Herbart aus, der einer der ersten Universitätspädagogen war. Entsprechend sind besonders Sprachen und moderne Künste wichtige Teile des humanistischen Bildungskanons.

Aber zurück zu Wocheler. Er wollte, dass auch die Kinder, die nach der Elementarschule die Schule verlassen und einen Beruf lernen, noch bis zum 17. (die Mädchen) oder 18. Lebensjahr (die Jungen) in die Sonntagsschule gehen. Dabei ging es genauso um Moral, aber weniger durch gelehrte humanistische Bildung, sondern darum, die Jugend vor Verro-

hung der Sitten zu bewahren und den Einfluss von Kirche und Schule beizubehalten. Ähnliche Motive kommen zur Geltung in der Diskussion um die Begründung von Volksbüchereien für das gemeine Volk, die auch in diese Zeit fallen. Davon im dritten Teil mehr. Insgesamt betrachtet ist spätestens im 19. Jahrhundert deutlich, dass Bildung zentrale politische Bedeutung hatte. Denn die Idee einer bürgerlichen Gesellschaft mit gleichen politischen Rechten und Pflichten aller Bürger konnte nur gelingen, wenn als Voraussetzung dafür die allgemeine Bildung aller angehoben werden konnte. Bildung blieb in der Realität dennoch Standesbildung, für das Volk in Gestalt einer allgemeinen Volksbildung als Erziehung zu rechtschaffenen treuen Untertanen, für die Gebildeten als höhere Geistesbildung, mit der gesellschaftliche Privilegien gesichert und der gesellschaftliche Stand durch Untertänigkeit und Gefolgstreue abgegolten wurde.

Exlibris von F. S. Wocheler

2. Die Verbindung von Pädagogik und Politik im frühem 19. Jahrhundert

Aus heutiger Sicht wird man Wochelers Pläne für die Organisation eines öffentlichen Schulwesens unter zwei Gesichtspunkten bewerten und in die allgemeine Entwicklung der Zeit einordnen:

Zum einen: Zweifellos waren seine Ideen fortschrittlich in der Hinsicht, dass er eine einheitliche Grundbildung für alle Kinder wollte. Dafür hielt er es für nötig, ein geordnetes öffentliches Schulwesen als Grundlage zu schaffen. Seine Gedanken entsprachen den Ideen des frühen idealistischen 19. Jahrhunderts, das mit dem Postulat der allgemeinen Menschenbildung die Vorstellung von der Vollkommenheit des Menschengeschlechts verband, die es durch Höherbildung jedes einzelnen Menschen zu erreichen galt. Dahinter stehen die Grundideen der Aufklärung von Freiheit und Gleichheit, die sich eben darin zeigen, dass alle gleiche Bürgerrechte haben. Deshalb müssen alle Kinder in einem Staate auch „zu einem gleichen Bürgerrecht und zu einer gleichen Bürgerpflicht erzogen werden", wie dies Jachmann, einer der frühen Aufklärungspädagogen, im Sinne einer Nationalschule fordert. Bildungsbeschränkung könne weder durch die soziale Herkunft noch durch den zukünftigen Beruf begründet werden, weil dies dem höchsten Zweck der Menschheit widerspreche. In Preußen war es Wilhelm von Humboldt, der wenig früher, nämlich 1809, den Plan einer allgemeinen und gemeinsamen Bildung in einer Elementarschule hatte, an die sich eine höhere Schule als Vorbereitung auf die Universität anschließen sollte. Aber in beiden Fällen, bei Humboldt wie bei Wocheler, blieben diese radikalen Vorstellungen gleicher Bildungschancen nur Ideen, die politisch gesehen nicht in konkrete Reformen umgesetzt wurden. Es entstand ein geteiltes Bildungssystem, das sich an der ständischen Gesellschaft orientierte. Es ordnete der breiten Masse, dem eigentlichen Volk, die Volksschule zu, während das Gymnasium als Fortführung der Lateinschule den höheren Schichten vornehmlich den bürgerlichen als Voraussetzung zur Universität vorbehalten blieb. Dazwischen bildeten sich regional sehr unterschiedliche Arten von höheren Schulen aus, was sich exemplarisch an der Geschichte des Überlinger Gymnasiums im 19. Jahrhundert zeigen lässt. Zwischen 1834 und 1934, also in einem Zeitraum von etwa 100 Jahren, war es erst 4-klassige höhere Bürgerschule, dann 5-klassige

höhere Bürgerschule, dann Realgymnasium, dann Realschule und zuletzt Oberrealschule. Im Unterschied zum Gymnasium war mit all den unterschiedlichen Formen aber noch kein Zugang zur Universität möglich.

Andererseits ist aus heutiger Sicht deutlich, dass die großen Postulate der Neuhumanisten nach allgemeinen Menschenbildung für Kinder aller Schichten gleichermaßen unter den konkreten gesellschaftlichen Bedingungen des 19. Jahrhunderts kaum umgesetzt werden konnten. Die beginnende Industrialisierung und die Durchsetzung freier Marktgesetze brachten gerade nicht die erhoffte Gleichheit durch einen allgemeinen freien Zugang auf den Markt durch Angebot und Nachfrage. Die Industrialisierung verschärfte im Gegenteil die soziale Ungleichheit und Entfremdung. Dazu kamen die Lasten der Revolutionskriege und der darauf folgenden nationalen und liberalen Freiheitsbestrebungen einerseits ebenso wie die konservativen Bestrebungen nach Erhalt alter Traditionen und Ordnungen andererseits. Trotzdem kam es in vielen Staaten des Deutschen Bundes nach 1815 zur Einführung von Verfassungen, aber noch in Form konstitutioneller Monarchien, in Baden 1818. Die Diskrepanz zwischen idealistischem Anspruch an Freiheit und Gleichheit aller und der realen politischen und sozialen Situation der Gesellschaft blieb aber ein offenes Spannungsfeld, zumal Adel und Bürgertum ihre Privilegien an Besitz und Bildung im Gegensatz zum idealen Anspruch ihrer philosophischen Vordenker als Abgrenzungsinstrument zu den aufstrebenden kleinbürgerlichen Bevölkerungskreisen bewahren wollten.

Auch Überlingen hatte in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhundert wirtschaftlich schwierige Zustände zu bewältigen und war mit der Verarmung seiner Bevölkerung konfrontiert. So musste es den Reformern wie Wocheler zunächst auch darum gehen, einen Beitrag zur Verbesserung der Verhältnisse insgesamt zu leisten. „Bessere Zeiten müssen durch bessere Menschen, bessere Menschen durch bessere Erziehung geschaffen werden." (zit. nach Kunzer 1898, S. IV) Dieser Satz wird als Grundsatz Wochelers von Otto Kunzer in der Vorrede zum Katalog der LSB 1898 zitiert. Das ist das Vermächtnis der Aufklärung als geistige Revolution im Gegensatz zur nicht gewollten politischen, die mit einem großen Optimismus von der unbegrenzten Verbesserungsfähigkeit des Menschen und der Einflussmöglichkeit der Erziehung ausgeht. Dass Wocheler diesen Gedanken sehr offen gegenüber stand, könnte mehrere Gründe haben: zum einen ist Baden selber eine Region, die von den revolutionären Vorgängen sowohl in Frankreich als auch in der Schweiz durch die regionale Nähe stark beeinflusst war und damals als liberaler Staat galt. 1845 unterstützte Wocheler noch selber den liberalen badischen Landtagskandidaten. Basel war zum Beispiel eine der Städte in der nächsten Nachbarschaft zu Baden, die der Helvetischen Revolution sehr aufgeschlossen gegenüber stand und sie maßgeblich unterstützte. Wocheler war zudem mit Heinrich Zschokke befreundet, der einer der Wortführer des heraufkommenden Liberalismus in der Schweiz war. Im neuen Zürcher Unterrichtsgesetz von 1832 heißt es: „Die Volksschule soll die Kinder aller Volksklassen nach übereinstimmenden Grundsätzen zu geistig tätigen, bürgerlich brauchbaren und sittlich guten Menschen bilden." (Fend 2006, S. 156) Zum anderen kann man am Bestand von Wochelers Bücherei sehen, dass er sich mit dem Gedankengut der Aufklärung auseinander gesetzt hat. Der Katalog der LSB enthält Angaben über Originalausgaben Kant'scher Schriften. In Kants Vorlesung über Pädagogik von 1804, die Wocheler auch besaß, heißt es zum Beispiel: „Der Mensch kann nur Mensch werden durch Erziehung. Er ist nichts als was die Erziehung aus ihm macht." (Kant) Und das Ziel der Erziehung wird bei Kant ebenso wie später bei Wocheler nicht im individuellen Glück des Einzelnen, sondern in einem besseren Zustand der Gesellschaft gesehen. Kant drückt das so aus: „Eltern erziehen gemeinhin ihre Kinder nur so, dass sie in die gegenwärtige Welt, sei sie auch verderbt, passen. Sie sollten sie aber besser erziehen, damit ein zukünftig besserer Zustand dadurch hervorgebracht werde." (Kant 1983, S. 704) Also: Bessere Zeiten durch bessere Menschen, bessere Menschen durch bessere Erziehung, so die Kurzfassung Wochelers. Damit ist die Umsetzung dieser großen Forderung nach menschlicher Verbesserung aber noch lange nicht

gelungen. Denn zuvor muss es Schulen und bessere Erzieher geben.

Ich ziehe ein erstes Fazit: Mit Franz Sales Wocheler kam ein Mann nach Überlingen, der im Geist seiner Zeit die Veränderungen umzusetzen suchte, die politisch ihren Ursprung in der Französischen Revolution und geistig ihren Ursprung in der Aufklärung hatten. Dazu kam, dass er auch intensiven Kontakt zu reformorientierten katholischen Geistlichen und Gelehrten pflegte. Die Ideen der Reformer hatten aber eine grundlegende Voraussetzung: Die Entwicklung einer bürgerlichen Gesellschaft konnte nur gelingen, wenn die Grundbildung aller Bürger verbessert werden konnte. Wochelers Bestreben und sein Beitrag zum Ausbau des Schulwesens in Überlingen sollte dies vorantreiben. Das zweite, was er zur Hebung des Bildungsstandes beigetragen hat, war die mit der Stiftung seiner Bücher verbundene Absicht, zu Verbesserung der Kenntnisse der Volksschullehrer beizutragen. Denn vor allem denen sollte diese, neben der Jugend allgemein, zugänglich gemacht werden.

3. Bibliotheken als Mittel der Volksbildung

Betrachten wir zunächst wieder die großen Bewegungen, dann wird man feststellen, dass in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Reform der Lehrerausbildung sich in zweierlei Richtung auseinander entwickelte. Auf der einen Seite entstand aus den verschiedenen Arten höherer Schulen das humanistische Gymnasium mit seinen Anforderungen, die im Abitursedikt von 1812 festgeschrieben wurden. Seither regelt das Abitur den Zugang zu den Universitäten. Da die höhere Bildung hauptsächlich für den Beamtenstatus ausschlaggebend war, gab es Gymnasien hauptsächlich in den großen Städten mit ihren behördenreichen Verwaltungszentren. Dass nur ein Teil aller bisherigen höheren Schulen zu Gymnasien wurden, war eine gewollte Verknappung der höheren Bildung, denn der Zugang zu den kirchlichen und staatlichen Ämtern, für die eine akademische Ausbildung zwingend war, sollte reguliert und dem Bedarf angepasst werden. Das höhere Staatsbeamtentum und das freiberufliche Bildungsbürgertum hatten kein Interesse daran, dass ihre privilegierte Sonderstellung durch Konkurrenz aus den unteren Schichten über erfolgreiche Schulkarrieren gefährdet würde.

Die Reform des Elementarschulwesens dagegen hatte mit weit schlechteren Voraussetzungen zu kämpfen. Einerseits war sie finanziell von den Gegnern gleicher Bildungschancen in Adel und Bürger- und Beamtentum abhängig, die ja in den Verwaltungen saßen oder politischen Einfluss hatten. So verwundert es nicht, dass die Initiative zur Verbesserung der Lage der Volksschullehrer nicht von dort kam, sondern vor allem von den Betroffenen selber ausging. Sie versuchten, in neu gegründeten Lehrervereinen, ihre Interessen gegen den Widerstand in kirchlichen und staatlichen Verwaltungsorganen durchzusetzen. Dazu gehörte auch ihr Ansinnen, das Schulwesen und die Schulaufsicht zu verstaatlichen und damit der kirchlichen Aufsicht zu entziehen. Andererseits hatten aber die Verantwortlichen in den städtischen Verwaltungen auch erkannt, dass eine allgemeine Anhebung des Bildungsniveaus ohne eine Verbesserung des Ansehens, der Ausbildung und der Besoldung des niederen Lehrerstandes, also der Volksschullehrer auf dem Land und in den mittleren und kleinen Städten nicht möglich war. Wocheler, der in seiner Überlinger Zeit auch die Schulaufsicht innehatte, gehörte wohl zu den fortschrittlich Denkenden, denen die Förderung und Weiterbildung der Lehrer des niederen Schulwesens ein wichtiges Anliegen war. Er hat es mit seinen Mitteln unterstützt. Direkten Einfluss auf den Ausbau der Lehrerausbildung hatte er nicht. Die Volksschullehrer hatten bis dahin noch keine eigene Ausbildung, sondern unterrichteten als Ratsschreiber, Theologenanwärter, Kirchendiener oder sogar als Handwerksgesellen neben ihrem Gewerbe an einer Dorfschule oder an einer städtischen Elementarschule. Erst im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde die Ausbildung der Volksschullehrerschaft in eigenen Lehrerbildungsseminaren organisiert.

Wocheler unterstützte Verbesserung des Bildungsstandes der Lehrer auf eine Weise, die seit etwa 1750 eine der Methoden war, wie ganz allgemein die Bildung des Volkes vorange-

trieben werden sollte: gemeint ist die allmähliche Entwicklung und der Ausbau der öffentlichen Bibliotheken. Auch die Geschichte des Bibliothekswesens zeigt sich als ähnlich widersprüchliche Entwicklung wie die der Schule. Zwar sollte der Bildungsstand der unterbürgerlichen Gruppen des Volkes angehoben werden, aber nicht, um ihr Wissen zu vermehren, sondern um ihnen die rechte Moral und Sittlichkeit beibringen zu können. Andererseits wurde das Phänomen, dass sich das Lesen in allen Schichten der Bevölkerung seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts massiv ausgeweitet hat, bald als Bedrohung der geltenden sozialen, politischen, religiösen und moralischen Wertvorstellung bewertet. Dass der Bedarf nach Lektüre in allen Bevölkerungsschichten immer größer wurde, wird mit Begriffen wie „Lesewut", „Lesesucht" oder „Leseseuche" (Thauer 1978, S. 12) missbilligend kommentiert. Als Beispiel für die emanzipatorische und damit traditionsgefährdende Wirkung des Lesens gilt der Umstand, dass das Lesen für die Frauen des Bürgertums eine der frühen Bildungsmöglichkeiten war und sie sich in Lesegesellschaften untereinander zu einem eigenen politischen Bewusstsein über ihre gesellschaftliche Situation verhelfen konnten. Das „lesende Frauenzimmer" war durchaus keine Anerkennung, sondern eher ein Schimpfwort.

Neben den Lesegesellschaften, in denen sich vor allem Adlige und gehobene Bürger zusammen fanden, entstanden kommerzielle Leihbibliotheken. Der Verleih von Büchern gegen Entgelt begann in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Um 1800 dürfte es kaum eine Stadt ohne eine solche kommerzielle Einrichtung gegeben haben. Neben den gehobenen Leihbibliotheken, die für sich literarisch-wissenschaftlichen Anspruch erheben konnten, gab es auch solche, die überwiegend Unterhaltungsliteratur in trivialer Form anboten. Die letzteren wurden dann als eigentliche Leihbücherei bezeichnet. Ihr Publikum setzte sich aus dem „Volk", Handwerkern, Bedienten, Soldaten oder Arbeitern zusammen. Diese Leihbüchereien für das Volk kamen schnell in die Kritik, weil ihr Angebot an Lektüre als schädlich hauptsächlich auf den sittlichen Zustand des Volkes und das soziale Gefüge der Gesellschaft eingestuft wurde. Auf die Dauer konnte sich aber die Meinung nicht länger durchhalten, die der preußische Minister von Massow noch 1800 vertrat, dass Literatur für den gemeinen Mann, die über Bibel, Gesangbuch und Kalender hinausging, nicht ratsam und folglich zweckwidrig sei. Deshalb musste die Verbreitung geeigneter Literatur organisiert werden. Dafür entstanden etwa ab 1840 so genannte Volksschriftenvereine, etwa 1841 der „Württembergische Volksschriften-Verein", die ihre Aufgabe aber nur unzureichend lösen konnten, geeignete Literatur für das Volk zu finden.

Der eigentlich erfolgreiche Impuls für die Entstehung von Volksbibliotheken lag – wie so oft – in der wirtschaftlichen Entwicklung begründet. Die durch die Industrialisierung ausgelösten sozialen Verwerfungen in Handwerk und Arbeiterschaft lösten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts den Ruf nach Weiterbildung aus. In diesem Zusammenhang ist Karl Benjamin Preusker zu nennen, der Pionier der Bibliotheksgründer aus Sachsen. Schon in den 20er Jahren hatten sich in Sachsen Vereine gegründet, die sich für die Fortbildung der Gewerbetreibenden einsetzen, um sie für den Konkurrenzkampf nach der Abschaffung der Zunftordnung wettbewerbsfähig zu machen. Preusker engagierte sich in einem solchen Verein und gründete 1828 in Großenhain eine Schulbibliothek, die 1833 vom Stadtrat als öffentliche Bibliothek anerkannt wurde. Preusker gilt deshalb heute als der Begründer des öffentlichen Bibliothekswesens, auch wenn diese erste öffentliche Bibliothek nicht viel Nachahmer fand. Von ihm stammt auch ein Konzept für ein gestuftes Bibliothekswesen, das von der lokalen Dorfbibliothek über Kreis- und Landesbibliotheken bis zur Nationalbibliothek reichte und daneben noch verschiedene Spezialbibliotheken vorsah.

Betrachtet man die weitere Entwicklung des öffentlichen Bibliothekswesens, sind Sachsen und Thüringen die beiden Staaten, die dabei eine führende Stellung einnehmen. In anderen Staaten gab es in den 30er und 40er Jahren nur vereinzelte Versuche, die Volksbildung durch öffentliche Volksbüchereien zu verbessern. Erst die zunehmende Industrialisierung und die Entstehung des Proletariats

als viertem Stand der Gesellschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts führten zu einer zweiten Volksbildungsbewegung durch Volksbüchereien. Man wollte durch Bildung Klassengegensätze beseitigen, hatte aber ganz unterschiedliche Motive: die sozialistisch orientierten Arbeitervereine andere als die bürgerlichen oder kirchlichen oder parteipolitischen Bildungsvereine. Den einen ging es um den politischen Kampf, den anderen um die Bedürfnisse der Wirtschaft oder den dritten um den Schutz vor moralischer Verrohung. Bei aller unterschiedlichen Motivlage waren für Bildungsmaßnahmen Bücher nötig und deshalb wurden schließlich immer mehr öffentliche Bibliotheken eingerichtet.

4. Die Bedeutung der LSB als Instrument für Wochelers Reformen

Zurück zu Franz Sales Wocheler: Der Ausblick auf die Geschichte des öffentlichen Bibliothekswesens war deshalb nötig, um zeigen zu können, dass Wocheler 1832 mit dem Angebot, seine Bücherei der Stadt Überlingen für den Zweck einer öffentlichen Bibliothek zu schenken, einen außergewöhnlichen Schritt getan hat. Er kann aus diesem Grund zu den Pionieren der Bibliotheksbewegung gezählt werden. Vielleicht wirft diese historische Situation noch einmal ein anderes Licht auf die zögerliche Haltung des damaligen Stadtrates auf Wochelers Angebot, über die Otto Kunzer 1898 im Vorwort zum Katalog schreibt: „Der damalige Stadtrat, der Wochelers Geschenk in seiner weitgehenden Bedeutung nicht zu schätzen wusste und nur die an sich doch geringen Unkosten in Erwägung zog, welche die Annahme desselben der Stadt auferlegte, nahm zunächst diesem Anerbieten gegenüber eine kühle, sozusagen abweisende Haltung an, und erst als Wocheler in gerechtem Unwillen drohte, wenn sich die Gesinnung des Stadtrates nicht in Bälde ändere, das Anerbieten, auf das jede andre Stadt mit Freuden eingehen würde, wieder zurückziehen, da bequemten sich die Vertreter der Bürgerschaft zur Annahme der gestellten Bedingungen.“ (Kunzer 1898, S. IX). Wocheler verband mit der Schenkung die Bedingung, dass sein Bestand als ganzer zu erhalten sei, sachgemäß verwaltet werde und nicht nur für die Stadt, sondern auch für die nähere und weitere Umgebung für jeden unentgeltlich zugänglich sein solle. Er erhielt die Erlaubnis, der neu gegründeten Bibliothek den Namen des amtierenden badischen Großherzogs und seiner Gemahlin zu geben.

Am 15. Mai 1832, dem Namenstag der Großherzogin Sophie, wurde die LSB im damaligen Schulgebäude, dem ehemaligen Franziskanerkloster, eröffnet. Sie enthielt neben Wochelers Buchbestand von etwa 10 000 Titeln die noch vorhandenen Bestände der reichsstädtischen Büchersammlung und außerdem Reste aus der Bibliothek der Franziskaner und Kapuziner Überlingens. Außerdem sorgte Wocheler dafür, dass die Lesegesellschaften, die es auch in Überlingen und in der Bodenseeregion gab, ihre Bücher und Schriften nach Gebrauch der LSB zukommen ließen. Der Leseverein der Schullehrer des Dekanats Überlingen ließ sich dafür auch gewinnen. Vor allem in den ersten Jahren ihres Bestehens kamen zum Bestand der LSB noch größere Schenkungen dazu, zum Teil von Privatpersonen, die Wochelers Vorbild unterstützen wollten, zum Teil auch von Gelehrten, Geistlichen oder aus Seminaren der Umgebung. Bis zu seinem Tod 1848 wachte Wocheler über die Bibliothek und die Arbeit der verschiedenen Bibliothekare. Er überwachte die Aufstellung eines Kataloges, die sich aber über drei Jahrzehnte bis weit nach seinem Tod hinziehen sollte. Vor allem der Umstand, dass die Stadt das Schulgebäude an den Staat zurückgeben musste, verzögerte den Katalog um viele Jahre. Zwischen 1847 und 1851 lagerte die Bibliothek in Kisten verpackt im Steinhaus. Ab 1852 war sie in den zu kleinen Räumen des Zeughauses provisorisch untergebracht, hatte aber durch den Umzug insgesamt in ihrem Bestand erheblich gelitten. 1862 erschien endlich der erste Katalog unter dem Titel „Catalog der Stadtbibliothek Überlingen. Constanz 1862“, der sich aber für die Verwaltung der Bibliothek als unbrauchbar erwies. Erst 1886 wird der Bücherbestand wieder im angemessenen Rahmen aufgestellt, weil die Stadt das Steinhaus inzwischen als Sammlungsgebäude eingerich-

tet hatte. Danach kam es zu einer umfassenden Neuaufstellung und Neukatalogisierung. 1898 wurde dann der erste vollständige Katalog der LSB veröffentlicht. 1920 siedelte die Bibliothek in die Gret, das ehemalige Kaufhaus über.

Die jüngere Geschichte der LSB ist schnell vollends erzählt: Sie wurde vor der nationalsozialistischen Säuberung gerettet, indem man etwa 700 Bände in einer eigenen öffentlichen „Volksbücherei" herauslöste, die der Vorläufer der heutigen Stadtbücherei wurde. Diese Bände gehörten alle nicht zum Urbestand der LSB, der damit in seinem eigentlichen Bestand intakt blieb. 1996 fand die LSB ihre jetzige Unterkunft zusammen mit der Überlinger Stadtbücherei wieder im umgebauten Steinhaus. Sie ist in ihrem alten Bestand heute nicht öffentlich begehbar, steht aber dennoch für Forschungszwecke allen Interessierten offen.

Betrachtet man den Aufbau der LS-Bibliothek an Hand des Kataloges von 1898, so ergänzt das, was dabei erkennbar wird, das vorher theoretisch Gesagte. Sie besteht fast durchgängig aus Wissensgebieten, die dem großen Umfeld der geisteswissenschaftlich-hermeneutischen Disziplinen zugeordnet werden können. Darunter fallen natürlich Religionswissenschaft, Rechtswissenschaft, Philosophie und Pädagogik, aber auch Sprachwissenschaften, Philologien, Schöne Künste und Geschichte. Das ist der traditionell klassische Bestand. Aber er wird modern ergänzt durch kleinere Bereiche aus dem Gebiet der Realwissenschaften, als da sind die Naturwissenschaften, Mathematik und Technologie, Land-, Haus- und Forstwirtschaft und zuletzt auch Medizin. Insgesamt gesehen, wird es schwer fallen, irgendwo ein unabgedecktes Gebiet zu finden, natürlich bezogen auf die damals vorhandene Wissensbestände. Alles in allem war die LSB schon damals ein sehr respektabler Bestand.

Wenn man bedenkt, dass besagter Karl Benjamin Preusker aus Sachsen 1828 die erste öffentliche Schulbibliothek gründete, so kann man die Schenkung Wochelers, die nur 4 Jahre später stattfand, sicher noch als ebenso außergewöhnliche Pioniertat würdigen, zumal auch Preuskers Bibliothek erst 1833 zur öffentlichen Bibliothek wurde. Vor wenigen Tagen, am 24. Oktober, war der Tag der Bibliotheken, der dem Gedenken an Preusker gilt, der am selben Datum, am 24. Oktober 1828, die erste öffentliche Bibliothek in Großenheim bei Dresden ins Leben gerufen hat. Es liegt nahe, in unmittelbarer Nähe zu diesem Gedenktag in Überlingen an Wocheler zu erinnern, weil dessen Bibliotheksstiftung sowohl vom zeitlichen Hintergrund als auch von den damit verbundenen Zielen mit Preuskers Gründung fraglos vergleichbar ist.

Dass ich am Ende auf den „Tag des Buches" besonders hinweise, soll auch signalisieren, dass gerade heute eine neue Verantwortung für den Umgang mit dem Buch oder mit Büchern allgemein verbunden sein könnte. Sie werden da, wo sie bis vor wenigen Jahren noch ihren festen Ort hatten, allmählich durch andere Medien verdrängt. In Schulen und Universitäten, bei Kindern und Jugendlichen, selbst in weiten Teilen der Bevölkerung sind andere Datenträger im Vordergrund. Vielleicht wäre es einmal notwendig, die besondere Bedeutung des Buches im Vergleich mit anderen Informationssystemen zu betrachten. In der Bildungsgeschichte wären Aufklärung einerseits und Demokratie andererseits ohne freien Zugang zum Wissen nicht möglich gewesen. Buchdruck und Bücher waren dabei unumgänglich. In vielen Bereichen sind Bücher heute durch andere Medien ersetzt worden, aber dienen diese auch der Aufklärung, der Mündigkeit oder dem „Selberdenken", wie Kant es einst ausgedrückt hat? Das ist die Frage, auf die eine Antwort nicht so leicht zu finden ist, wie mir scheint.

In jedem Fall muss Franz Sales Wocheler bescheinigt werden, dass er – im Geist der Aufklärung – Ziele hatte, die mit diesem Geist zusammen hingen: „Bessere Zeiten durch bessere Menschen, bessere Menschen durch bessere Erziehung." Dafür suchte er nach Wegen. Dass er den Grenzen und den Gefahren dieses Mottos nicht mehr Aufmerksamkeit geschenkt hat, damit steht er nicht alleine da. Die Ambivalenz von Wissen und Macht, auch von Erziehung, lehrten schmerzhaft erst die späteren Kriege und die Folgen der technischen Revolutionen.

Literatur

Die Leopold-Sophien-Bibliothek. Ein Kapitel Überlinger Kulturgeschichte. Eine Schrift des Internationalen Bodensee-Clubs Überlingen. 1989.

Fend, Helmut: Geschichte des Bildungswesens. Der Sonderweg im europäischen Kulturraum. Wiesbaden 2006.

Flad, Wilhelm: Von den Anfängen der deutschen Schule in Überlingen. Sonderdruck aus den Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung. 1939.

Kant, Immanuel: Werke in 10 Bänden, herausgegeben von Wilhelm Weischedel, Band 10, Darmstadt 1983.

Kunzer, Otto: Katalog der Leopold-Sophien-Bibliothek der ehemaligen freien Reichsstadt Überlingen a. B. Überlingen 1898.

Politik der Bücherei. Paul Ladewig und die jüngere Bücherhallenbewegung. Zusammengestellt und eingeleitet von Wolfgang Thauer, 1975.

Römer, Gerhard: Bücher, Stifter, Bibliotheken. Buchkultur zwischen Neckar und Bodensee. 1997.

Schenda, Rudolf: Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770–1910. Frankfurt a. M. 1970.

Semler, Alfons: Bücher und Büchereien in Überlingen, mit Anmerkungen von Guntram Brummer. In: Die Leopold-Sophien-Bibliothek. 1989

Semler, Alfons: Geschichte des Gymnasiums bis 1934. In: 125-Jahr-Feier Höhere Bürgerschule, Realgymnasium, Oberrealschule, Seuse Oberschule Gymnasium. Überlingen am Bodensee, 1959.

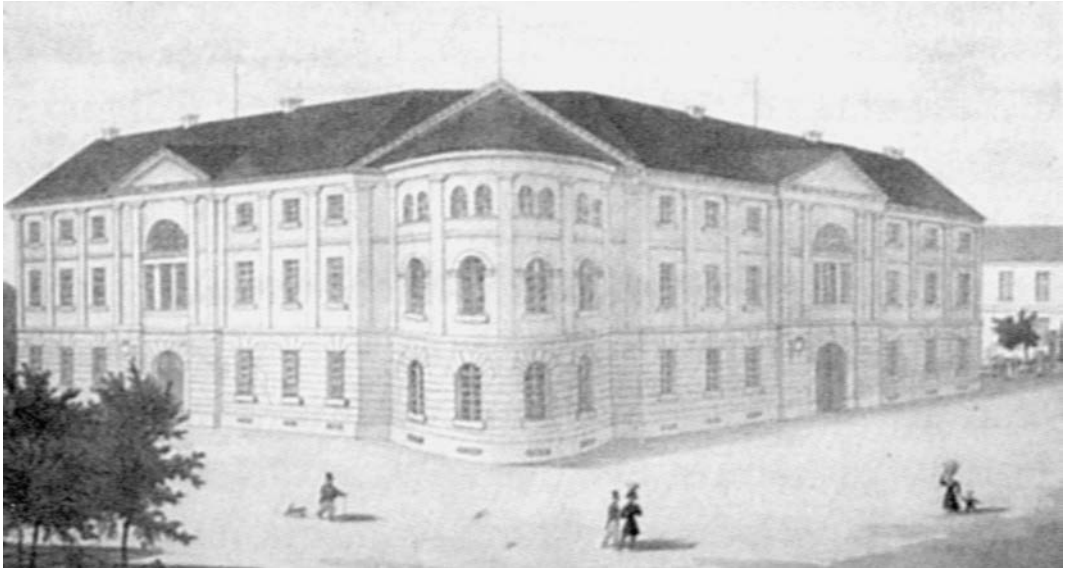
Semler, Alfons: Überlingen. Bilder aus der Geschichte einer kleinen Reichsstadt. Singen 1949.

Thauer, Wolfgang/Vodosek, Peter: Geschichte der öffentlichen Bücherei in Deutschland. 1978.

Anschrift der Autorin:
Prof. Dr. Ursula Pfeiffer
Pädagogische
Hochschule Weingarten
Kirchplatz 2
88250 Weingarten

Gedenktage Badischer Geschichte

Redaktion: Heinrich Hauß

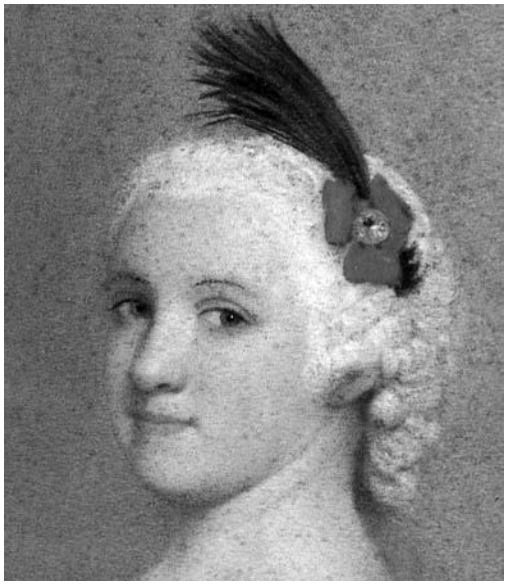


Vor 225 Jahren:

Tod der Markgräfin Caroline Luise am 8. April 1783

Sie machte Karlsruhe zu einem Punkt auf der geistigen Landkarte Europas

Ihr Biograph, Jan Lauts, schrieb von ihr: „Im Jahre 1723 geboren, gehört sie zur Generation der großen Enzyklopädisten, Philosophen und Wissenschaftlern dieser Epoche der Aufklärung in Europa an; von Voltaire bewundert, war sie ihnen eine Schwester im Geiste. Grundzug des Wesens dieser intellektuell wie musisch vielseitig begabten Fürstin war ein durchdringender, auf Logik, Ordnung und geistige Disziplin gerichteter Verstand; fast ‚männlich' nennt ihn ein Zeitgenosse bewundernd. Literatur sowie alte und neue Geschichte standen zunächst im Mittelpunkt ihrer Interessen; später, seit Beginn des fünften Lebensjahrzehnts, widmete sie sich mit großer Intensität dem Studium der Medizin sowie den Naturwissenschaften, mit denen sie sich auch früher schon beschäftigt hatte. Besondere Kenntnisse, durch welche sie sogar ausgewiesene Fachleute in Erstaunen setzte, erwarb sie sich vor allem auf den Gebieten von Mineralogie und Botanik." Ein anonymer Autor schrieb über die „Vielwisserin und Vielfragerin von Baden", wie sie Lavater nannte: „Ihre Wißbegierde kannte keine Gränzen … Sprachkenntnisse, Medizin, Naturgeschichte waren ihre Lieblingsstudien. Sie wollte alles gründlich wissen, oft kam sie vor zwey Uhr in der Nacht nicht von ihren Büchern". So galt sie als „die gelehrteste Aristokratin ihrer Generation" (R. Schostack). Sie hat die Bildungswege, die damals nur Männern offenstanden, für sich in Anspruch genommen. Mit Caroline Luise gab es erstmals am Karlsruher Hof eine erste Dame, da die Gemahlin Carl Wilhelms, Magdalena Wilhelmine, ihrem Gatten nicht



in die Residenz gefolgt war. Caroline Luise machte aus dem Karlsruher Hof einen Treffpunkt von Malern, Schriftstellern und Wissenschaftlern. Ein Höhepunkt dieser Begegnungen war Voltaires Besuch in Karlsruhe vom 4. bis 7. August 1758. Andere große Geister der Zeit waren zu Gast am markgräflichen Hof: Herder, Klopstock, Goethe mit den Brüdern Stolberg (17.–23. Mai 1775) und Gluck.

Als Liebhaberin der Malerei legte Caroline Luise durch gezielte und sachkundige Ankäufe auf dem Kunstmarkt den Grundstock zu den heutigen staatlichen Sammlungen der Kunsthalle in Karlsruhe. Die Markgräfin legte auch ein Naturalienkabinett im Stile der Zeit an, aus dem später das großherzogliche Badische Naturalienkabinett und dann die Landessammlungen für Naturkunde hervorgegangen sind.

Vor 275 Jahren:

10. Juli 1733, Tod der Markgräfin Franziska Sibylla Augusta

Franziska Sibylla Augusta wurde am 21. Januar 1675 als Tochter des Herzogs Julius Franz von Sachsen-Lauenburg in Ratzeburg geboren. Ihre Jugend verbrachte sie in Schlackenwerth, nahe Karlsbad. Die böhmische Herrschaft Schlackenwerth gehörte seit 1623 dem Herzog von Sachsen-Lauenburg. Nach dem Tode des Vaters am 30. September 1689, er war seit 1681 verwitwet, waren seine beiden Töchter Franziska Sibylla Augusta und die um drei Jahre ältere Anna Maria Franziska Spekulationen um ihre Verheiratung ausgesetzt, da sie als die besten Partien des Heiligen Römischen Reiches galten. Der Vater hatte seine beiden Töchter dem Schutze des Kaisers unterstellt. Schon mit 15 Jahren hatte Kaiser Leopold I. (1640–1705) Sibylla Augusta dem badischen Markgrafen und kaiserlichen Generalleutnant Ludwig Wilhelm als Belohnung für die Kämpfe gegen die Türken zugedacht. Allerdings hatte sich auch die ältere Schwester Hoffnung auf eine Heirat mit Ludwig Wilhelm gemacht. Der um 20 Jahre ältere Markgraf heiratete Sibylla Augusta am 27. März 1690. Ludwig Wilhelm starb 1707 infolge einer Verletzung, die er sich bei der Erstürmung des Schellenberges bei Donauwörth zugezogen hatte. Sibylla Augusta hatte nun die Regentschaft für den erst fünf Jahre alten Erbprinzen Ludwig Georg zu übernehmen. Diese Regentschaft übte Sibylla Augusta 20 Jahre bis 1727 aus. „Zentrale Anliegen bei ihre Amtsübernahme waren die gewissenhafte Verwaltung der Hinterlassenschaft, die Abzahlung der Schulden, die gute Erziehung der Fürstenkinder, die Erhaltung und Vermehrung des Ansehens der Markgrafschaft und die Wiederherstellung der Wohlfahrt von Land und Leuten während und nach den Kriegsjahren“ (G. Vetter). Nach dem Frieden von Rastatt zwischen Frankreich und dem Reich (1714) konnte Sibylla Augusta an den Wiederaufbau der zerstörten Markgrafschaft und der Entschuldung des Landes gehen. Sie konnte nun auch wieder in das von Ludwig Wilhelm gebaute Schloss in Rastatt einziehen, das erstmals 1705 bewohnbar war. Die kleine Markgrafschaft Baden-Baden umfasste 2788 Quadratkilometer mit 75 000 Einwohnern. Mit Geldern aus der Herrschaft Schlackenwerth gelang es der Markgräfin in kurzer Zeit, die Markgrafschaft zu konsolidieren. Nach der Sanierung der Staatsfinanzen konnte sich Sibylla Augusta „ihrer eigenen Selbstvollendung durch Bautätigkeit“ (G. Vetter) widmen.

Sibylla Augusta ließ u. a. bauen: das Schloss Favorite (ab 1710), die Einsiedlerkapelle in Rastatt, die Schloßkirche in Rastatt (1719–23), die Lorettokapelle in Rastatt (1721–22) die Pagodenburg (1722). In der Zeit von 1728 bis 1731 erfolgte der Ausbau des Schlosses und der Schloßkirche in Ettlingen.

Nach dem frühen Tode ihres Mannes lernte Sibylla Augusta selbständig zu regieren, was nicht ausschloß, dass sie in wichtigen Fragen den Rat von Männern ihres Vertrauens einholte. Als Berater sind zu nennen, Ferdinand von Plittersdorf (1637–1727), der Präsident der Hofkammer, und der Fürstbischof, Kardinal Damian Hugo von Schönborn (1676–1743).

Sibylla Augusta war eine echt barocke Natur, erfüllt von Weltbejahung und Weltabwendung.

Hans Leopold Zollner hat die Eigenschaften Sibylla Augustas so charakterisiert: „Eine der bedeutendsten Frauengestalten im Barock, regierte sie energisch; war fleißig am Schreibsekretär und am Nähtisch, künstlerisch beflissen und fromm; ihren Untertanen eine gerechte, wenn auch nicht durchweg leicht zu ertragende Herrin; ihren Söhnen Ludwig Georg und August Georg und ihrer Tochter Maria Johanna eine zärtliche, doch strenge Mutter“.

Zum 275. Geburtstag der Markgräfin Sibylla Augusta findet im Rastatter Schloss vom 12. Juli bis 21. September 2008 eine Ausstellung statt.

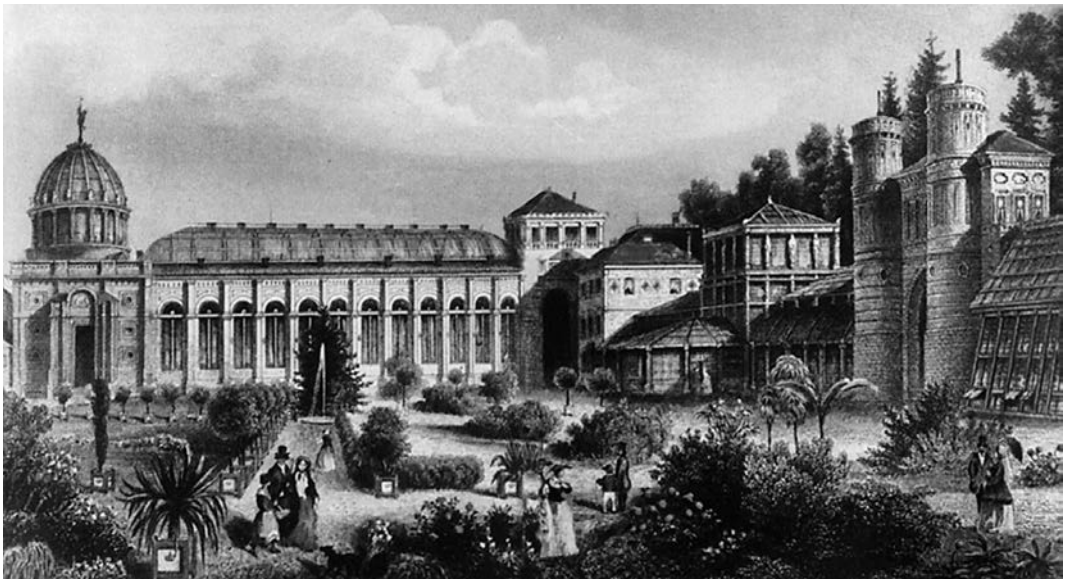
200 Jahre Botanischer Garten in Karlsruhe

Vom Lustgarten Karl Wilhelms vor dem Schloss zum Botanischen Garten Karl Friedrichs auf dem Holzplatz zur Umgestaltung unter Großherzog Friedrich I.

Markgraf Karl Wilhelm (1679–1738) ließ vor dem Schloss einen hochfürstlichen Garten anlegen. Die Mittelachse nahm ein üppiges Haupt- und Blumenparterre ein, seitlich schlossen sich vier vertiefte Gärten mit Blumen und Glashäusern, Volieren und Grotten an. Unter Friedrich von Batzendorf entstanden 1718–1723 in Fortsetzung der heutigen Waldstraße drei Orangerien und, nordwestlich an diese drei anschließend, Gartenanlagen, die den damaligen Botanischen Garten gebildet haben müssen. Eine weitere Orangerie entstand am Zirkel, in dem Halbrund von Arkadenbauten. Karl Friedrich setzte die gärtnerische Tradition fort. Nach Plänen Weinbrenners entstand ab 1808 der neue Botanische Garten. In Verbindung mit dem Umbau des Schlossgartens und der Anlage des Schlossparks im englischen Stil entschloß man sich, auf dem damaligen Holzplatz westlich des Schlosses den neuen Botanischen Garten anzulegen. Gleichzeitig wurden die Zirkelorangerie und die Gewächshäuser verkauft und der Erlös für den Bau der neuen Pflanzenhäuser verwendet. Ab 1808 entstanden ein Garten mit Orangerie, Warm- und Kalt- und Anzuchthäusern. Die Gewächshäuser wurden aus Holz erbaut und waren in der Regierungszeit Großherzogs Friedrich I. (1826–1907) schon stark beschädigt. In den 1850er Jahren erfolgte deshalb eine völlige Umgestaltung des Gartens nach Entwürfen des Baudirektors Heinrich Hübsch zwischen 1854 und 1857. Die Anlage bestand aus dem Orangeriegebäude, der sich rechtwinkelig anschließenden Gebäuden, dem Kamelien- und Blumenhaus, dem Palmenhaus, dem Wasserpflanzenhaus und dem Warmhaus. Die tragenden Teile der Gewächshäuser erhielten zwischen 1863 und 1871 eine Gusseisenkonstruktion.

Im Zweiten Weltkrieg wurden die Gewächshäuser durch Bomben und Brände zerstört. Die Gewächshäuser wurden 1952–1956 wieder aufgebaut. 1952 das ehemalige „Kamelien- und Blumenhaus“, 1956 begann die Wiedereinrichtung des Palmenhauses, ebenso die Instandsetzung des Tropenhauses. Zwischen 1965 und 1970 errichtete Paul Baumgarten an Stelle des abgerissenen Theaters von Heinrich Hübsch das Bundesverfassungsgericht. Im Jahre 2002 wurde eine Erweiterung des Bundesverfassungsgerichtes mit einem Bau an der Südseite des Botanischen Gartens bis zum Karpfenteich geplant. Der Bau hätte „die sensibel ausgewogene und zugleich stimmungsvolle Komposition zerstört“ (M. Klinkott). Da der Botanische Garten so etwas wie ein „Institution“, ein Bürgerpark ist, haben Empörung und Engagement Karlsruher Bürger diesen ominösen Bau verhindert. Der realisierte Erweiterungsbau auf der Linie der bisherigen Gebäude des Bundesverfassungsgerichtes wurde so gebaut, dass er die Harmonie des Botanischen Gartens nicht beeinträchtigt.

Geschichte nach: Helmut Carolus/Thomas Huber, Botanischer Garten Karlsruhe, 1993.
Eine Übersicht über „Sonderführungen 2008 Staatliche Schlösser und Gärten“ gibt die Broschüre „Schlossgarten Karlsruhe, Großherzogliche Grabkapelle“.
Zu beziehen über den Botanischer Garten oder Staatsanzeiger-Verlag, Breitscheidstraße 69, 70176 Stuttgart.
Gewächshäuser im Botanischen Garten. Hans-Thoma-Straße 6, 76133 Karlsruhe. Tel. (07 21) 26 30 08. schlossgarten.ka@tesionmail.de.



Ehrungen

Landesvorsitzender erhielt die Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg

Am 26. April wurde Dr. Sven von Ungern-Sternberg neben 25 anderen Persönlichkeiten in Anerkennung seiner Verdienste um das Land und seine Bevölkerung von Ministerpräsident Günther H. Oettinger die hohe Auszeichnung verliehen. Die Zahl der Ordensträger ist auf 1000 lebende Ordensinhaber begrenzt.

Min.-Präs. G. Oettinger und Dr. S. v. Ungern-Sternberg

Aus der Laudatio des Ministerpräsidenten: Herr Dr. von Ungern-Sternberg zählt zu den profilierten Persönlichkeiten der Region am Oberrhein. Als Freiburger Regierungspräsident von 1998 bis 2007 und zuvor als Erster Bürgermeister der Stadt Freiburg verstand er es, die Zukunft der Region erfolgreich zu gestalten. Als „Anwalt der Region" vertrat er die Interessen der Bevölkerung und der Kommunen des Regierungsbezirks. In konfliktträchtigen Situationen erwies er sich als Moderator und war ein „Brückenbauer" im wahrsten Sinne des Wortes. Während seiner Amtszeit wurden sechs neue Rheinbrücken errichtet. Seinem Blick für das Wesentliche, Machbare und Durchsetzbare sind die Weichenstellungen und die Umsetzung vieler wichtiger Vorhaben zu verdanken, insbesondere Verkehrsprojekte, wie der dreistreifige Ausbau der B 31 oder die Planung des 3. und 4. Gleises der Rheintalbahn. Seine Kommunalfreundlichkeit und sein Bemühen, sich mit den Landräten, Oberbürgermeistern und Bürgermeistern abzustimmen und den Schulterschluss zu suchen, dokumentierte sich in der großen Zustimmung seiner Tätigkeit als Regierungspräsident. Sein Haus entwickelte sich zu einer dienstleistungsorientierten Behörde mit engsten Verbindungen zu Verbänden und Kammern. Herausragende Verdienste erwarb er sich in der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit. Beispielhaft dafür ist das Kompetenzzentrum Villa Rehfus in Kehl. Er stellte die Weichen für die Profilierung des Oberrheingebietes als Europäische Metropolregion. Ehrenamtlich führt er den Freiburger Münsterbauverein als 1. Vorsitzender und die Landesvereinigung „Badische Heimat" e. V. Er gehört dem Kuratorium Freiburger Schlossberg an und setzt sich für die Erhaltung des Augustinermuseums ein. Schließlich ist er Vorsitzender des Verwaltungsrats des Herz-Zentrums Bad Krozingen und des deutsch-georgischen Fördervereins zum Aufbau einer Kardiologie in Georgien.

Staatsministerium Baden-Württemberg

Herta Kümmerle wurde für ihr ehrenamtliches Engagement mit der Ehrennadel für Heimatpflege ausgezeichnet

Am 10. April 2008 wurde Herta Kümmerle aus Karlsruhe für ihre herausragenden ehrenamtlichen Verdienste um die Heimatpflege im Regierungsbezirk Karlsruhe mit der Ehrennadel durch Dr. Rudolf Kühner, Regierungspräsident und Vorsitzender des Arbeitskreises Heimatpflege, ausgezeichnet. In seiner Ansprache hob Kühner hervor, dass Frau Herta Kümmerle, seit über 52 Jahren Mitglied der Badischen Heimat, ab 1991 in der Regionalgruppe Karlsruhe des Vereins das Amt der Schatzmeisterin übernommen hatte, dazu als Ansprechpartnerin für die Mitglieder fungierte und Exkursionen der Regionalgruppe koordinierte. Im Schwarzwaldverein war Herta Kümmerle seit 1990 für die Buchhaltung der Wanderheime verantwortlich. Über zwanzig Jahre hat sie schließlich im Amt als Kassenprüferin im Arbeitskreis Heimatpflege, Regierungsbezirk Karlsruhe, mitgewirkt. Die jeweiligen Vorsitzenden sind ihr für die zuverlässige Mitarbeit immer dankbar gewesen.

Der Präsident des Landesvereins Badische Heimat, Dr. Sven von Ungern-Sternberg, gratuliert Frau Herta Kümmerle herzlichst zu dieser Auszeichnung. Den Glückwünschen schließt sich die Regionalgruppe Karlsruhe der Badischen Heimat an. *Heinrich Hauß*

Gerhard Hoffmann wurde 80 Jahre alt

Der langjährige Leiter der Regionalgruppe der Badischen Heimat in Rastatt, der Rastatter Autor und Heimatforscher Gerhard Hoffmann wurde im Februar 80 Jahre alt. Er gilt vor allem als profunder Kenner der regionalen Vor- und Frühgeschichte. Mit der Vor- und Frühgeschichte kommt er 1964 in Berührung. Seine damalige Examensarbeit beschäftigt sich mit dem Odenwaldlimes, er nimmt von 1964 bis 1966 jeweils in den Sommerferien an Ausgrabungen eines sogenannten römischen Numeruskastells bei Hesselbach im Odenwald teil.

Damit erwacht seine bis heute anhaltende Liebe zur Vor- und Frühgeschichte und zur Archäologie. In der Folge unternimmt Gerhard Hoffmann seit 1965 und das macht er übrigens auch noch heute, intensive Geländebegehungen im Kreisgebiet. Seine ersten Ausflüge führen ihn nach Rauental oder Durmersheim.

1968 erscheint sein erster Beitrag zur Vor- und Frühgeschichte im Heimatbuch des Landkreises. Es ist sein vielbeachteter Aufsatz „Die Spuren der Römerzeit im Landkreis Rastatt“. Es handelt sich dabei übrigens um die erste Arbeit ihrer Art für das Kreisgebiet, ein Gebiet, das sich damals aber noch auf den alten Landkreis mit der Hardt um Rastatt und das Murgtal beschränkte.

Im Heimatbuch des Kreises 1977 schrieb er „Eine römische villa rustica in Gaggenau-Oberweier“, die Hoffmann damals im Auftrag des Landesdenkmalamtes mit zahlreichen engagierten Helfern ausgegraben bzw. mit Suchschnitten untersucht hat. Gerhard Hoffmann hat in den letzten 40 Jahren über 170 Vorträge gehalten und er hat an vielen Stellen und Orten fleißig, akribisch und fundiert publiziert. Zu seinen wichtigsten bisherigen Arbeiten zählt die Aufsatzreihe: „Funde und Fundstätten der Vor- und Frühgeschichte im Landkreis Rastatt“, die mit nur wenigen Unterbrechungen von 1985 bis 1999 erschienen ist. 2007 erschien die Monographie „Spuren früher Zeiten – Funde und Fundstätten im Landkreis Rastatt“ als Zusammenfassung dieser Arbeiten im Rahmen der Schriftenreihe des Kreisarchivs.

Gerhard Hoffmann war und ist in vielen Gremien aktiv, seit 1968 ist er ehrenamtlicher Mitarbeiter in der archäologischen Denkmalpflege. Seit 1970 ist er „Kreispfleger für Ur- und Frühgeschichte im Landkreis Rastatt“, er ist seit der Gründung 1968 Mitglied im Förderkreis Archäologie in Baden“. 1977 übernahm er die Rastatter Mitgliedergruppe der Historischen Vereins für Mittelbaden, und 1982 nach dem Ableben von Prof. Max Weber die Rastatter Regionalgruppe der Badischen Heimat. Beide Ämter übertrug er im Jahr 2000 an seinen Nachfolger.

Sein Großvater Julius Hoffmann war ein gebürtiger Sachse und kam 1907 mit seiner Familie nach Rastatt. Der Vater Hans Hoffmann war Malermeister und Kaufmann und hat 1948 in der Murgtalstraße, heute Josefstraße, eine Farbenhandlung eröffnet. Das Geschäft wurde vor vielen Jahren schon von der Firma Pfeffinger übernommen.

Gerhard Hoffmann machte 1948 sein Abitur, 1954 wurde er Volksschullehrer an der Mädchenschule in Rastatt, es folgten Stationen in Bietigheim und Gausbach. An der Volksschule Gausbach blieb er bis 1969, dort war er Schulleiter und wird noch vielen seiner ehemaligen Schüler in hoffentlich guter Erinnerung sein. 1970 erfolgte der Wechsel an die Realschule Kuppenheim (Werner-von-Siemens-Realschule) und wurde dort 1992 als Realoberlehrer pensioniert.

Aktuell betreut Gerhard Hoffmann ehrenamtlich die Bibliothek im Zentralen Fundarchiv an der Lützowerstraße, ebenso ist er für das Stadtmuseum aktiv. Er erfasst mit dem PC die dort verwahrte Sammlung Kautzsch. Eine Ausstellung zu diesem Thema erfolgte im Jahre 2000 im Stadtmuseum und im elsässischen Seltz. In der letzten Zeit ist er weiterhin mit der Erforschung der regionalen Vor- und Frühgeschichte beschäftigt und wird dies auch in den nächsten Jahren sein.

Martin Walter

Protokoll der Mitgliederversammlung des Landesvereins Badische Heimat Freiburg e. V.

Samstag, 1. März 2008 im Salmen in Offenburg

Beginn: 10:30 Uhr, Ende: 12:30 Uhr
Anwesende: Siehe Teilnehmerliste

TOP 1: Begrüßung durch den Landesvorsitzenden Dr. Sven von Ungern-Sternberg.

Der Landesvorsitzende bedauert die geringe Zahl der anwesenden Mitglieder und verbindet diese mit den Unwetterwarnungen, die die Wetterdienste seit dem vorangegangen Abend für ganz Südwestdeutschland herausgeben.

Er begrüßt namentlich Oberbürgermeisterin *Edith Schreiner* und dankt dafür, dass die Veranstaltung an diesem Tag an diesem Ort möglich ist, und für die Unterstützung bei der Organisation des Programms am Nachmittag. Weiter begrüßt er *Herrn Birkle* vom Landesfachausschuss Heimatpflege sowie das *Ehepaar Dorn* aus Dortmund. Des Weiteren gilt sein Gruß den Vertretern der Presse.

Mit Bedauern wird zur Kenntnis genommen, dass der Vorgänger im Amt, Herr *Adolf Schmid,* aus gesundheitlichen Gründen nicht anwesend sein kann. Vom Vorstand sind *Dr. Christoph Bühler* und Herr *David Depenau* aus beruflichen Gründen an der Teilnahme verhindert.

TOP 2: Grußworte der Oberbürgermeisterin von Offenburg, Frau Edith Schreiner.

Oberbürgermeisterin *Edith Schreiner* begrüßt die Versammlung und hebt die historische Bedeutung des Salmen für Offenburg und die Geschichte Badens hervor. In der gebotenen Kürze werden die Ortsgeschichte und die heutige wirtschaftliche und politische Position Offenburg im grenznahen Raum skizziert. Als Amtsinhaberin in Offenburg weis Frau Steiner um die Belange und vor allem gegenwärtig auftretenden Mitgliederprobleme aller Vereine.

Als Dank für den Empfang und die Grußworte überreicht Dr. von Ungern-Sternberg Frau Schreiner ein Exemplar des „Badischen Kalendariums“.

TOP 3: Geschäftsbericht des Landesvorsitzenden

Der Landesvorsitzende, *Dr. Sven von Ungern-Sternberg,* dankt den Regionalgruppen für ihre geleistete Arbeit. Besondere Erwähnung finden die Bezirksgruppe Bruchsal für ihre gute Mitgliederwerbung sowie Schwetzingen für das anspruchsvolle Jahresprogramm. Die Altersstruktur des Vereins bereitet ebenso Sorge wie die zurückgehenden Mitgliederbeiträge. Der seit einigen Jahren konstante Mitgliedsbeitrag verstärkt die nachteilige Wirkung der zumeist durch Todesfälle verursachten Austritte aus dem Verein. Neben einer baldigen Erhöhung der Mitgliedsbeiträge ist auch die Werbung von Sponsoren ein wichtiger Faktor um die Finanzen des Vereins in Ordnung zu halten. Auch die Mitgliederwerbung unter den Gemeinden wird verstärkt und ist derzeit besonders im südbadischen Raum erfolgreich.

Neben der Drucklegung der vom Inhalt wie vom Layout her anspruchsvollen Zeitschrift Badische Heimat schlagen die Erhaltungsmaßnahmen für das Haus in der Hansjakobstraße in Freiburg zu Buche. Umfangreiche Sanierungsmaßnahmen sind vorzunehmen.

Des Weiteren kommen mit dem hundertjährigen Jubiläum des Landesvereins im Jahr 2009 hohe Kosten auf die Badische Heimat zu. So sind unter anderem eine Wanderausstellung zur Geschichte und den Aufgaben der Badischen Heimat im Aufbau. Weiter ist ein gemeinsamer Empfang mit dem ebenfalls hundertjährigen Verein Schwäbischer Heimatbund in Stuttgart vorgesehen. Dr. Kurt Hochstuhl, *Dr. Wolfgang Hug* und andere erarbeiten derzeit eine Chronik der Badischen Heimat. Und schließlich soll ein Registerband der Jahrgänge 1986 bis 2007 vorgelegt werden. Ein Wunsch ist es, die Schriftenreihe der Badische Heimat wieder zu beleben.

Die Aufgabe des Vereins ist nach Aussage des Landesvorsitzenden nicht allein in der Pflege der Geschichte und Kultur zu sehen. Verstärkt ist man gefordert, sich zu aktuellen Fragen Stellung zu äußern. So bezieht man Stellung in der Frage, ob der Französischunterricht entlang der Rheingrenze Vorrang vor dem Englischunterricht haben soll und bemüht sich verstärkt um eine grenzüberschreitende Zusammenarbeit auf Vereinsebene.

Eine besondere, sicherlich tragende Rolle für den Zusammenhalt des Vereins kommt den Quartalsheften der Badischen Heimat zu. In diesem Zusammenhang dankt der Landesvorsitzende dem Schriftleiter, Herrn *Heinrich Hauß,* für seine hervorragende Arbeit. Neu in den Heften ist ein „Editorium“, in dem der Landesvorsitzende zu den Themen des Heftes und aktuellen Fragen Stellung nimmt. Mit Vereinen und Verbänden gleicher Interessenslage wie der badischen Heimat ist vereinbart, dass man in den jeweiligen Publikationen auf die Aktivitäten der befreundeten Vereine verweist.

Abschließend bringt Dr. *Sven von Ungern-Sternberg* seine Freude zum Ausdruck, die er bei der

Tätigkeit im Namen des Landesvereins Badische Heimat empfindet. Er sieht einen Umschwung im Zeitgeist, der der Geschichte wieder größeren Raum im Bewusstsein der Bürger einräumt und in dessen Folge auch der Begriff „Heimat“ wieder größere Akzeptanz in der Bevölkerung findet. Der Verein ist Träger einer Erinnerungs- und Gedächtniskultur und damit der geeignete Partner, die regionale Identität auf die jüngere Generation zu übertragen.

TOP 4: Bericht des Schriftleiters Heinrich Hauß
Siehe Anlage.

TOP 5: Kassenbericht des Landesrechners Michael Nitsche und Bericht der Rechnungsprüfer

TOP 6: Entlastung des Vorstandes
Oberbürgermeisterin *Edith Schreiner* stellt den Antrag auf Entlastung. Diese wird von der Mitgliederversammlung einstimmig gewährt, bei Enthaltung der Betroffenen.

TOP 7: Wahl des Wahlleiters
Oberbürgermeisterin *Edith Schreiner* übernimmt die Wahlleitung zur Wahl des Landesvorsitzenden.

TOP 8: Neuwahlen 2008
Dr. Sven von Ungern-Sternberg ist der einzige vorgeschlagene Kandidat für den Landesvorsitz. Er wird bei einer Enthaltung einstimmig gewählt.

TOP 9: Wahl des Landesvorstands
Dr. Sven von Ungern-Sternberg übernimmt die Wahlleitung der anderen Vorstandsmitglieder:
Dr. Volker Kronemayer wird bei einer Enthaltung einstimmig zum Stellvertretenden Landesvorsitzenden gewählt.
Dr. Christoph Bühler wird (er selbst ist dienstlich verhindert) einstimmig zum Schriftführer gewählt.
Herr David Depenau wird (er selbst ist dienstlich verhindert) einstimmig zum Beauftragten für die Öffentlichkeitsarbeit gewählt.
Herr Heinrich Hauß wird bei einer Enthaltung einstimmig zum Schriftleiter gewählt.

TOP 10: Bestätigung der Beiräte
Die bisherigen Beiräte werden in cumulo einstimmig bestätigt. Neu hinzu tritt Frau Schraut mit der besonderen Aufgabe, die Aktivitäten für das Jubiläumsjahr 2009 zu koordinieren.

TOP 11: Abstimmung über die Ehrenmitgliedschaft des früheren Landesvorsitzenden Adolf Schmid.
Dr. Sven von Ungern-Sternberg schlägt die Ehrenmitgliedschaft für den früheren Landesvorsitzenden *Adolf Schmid* vor, der selbst aus gesundheitlichen Gründen leider nicht anwesend sein kann. Der Vorschlag wird von der Mitgliederversammlung einstimmig bestätigt.

TOP 12: Neubesetzung des Amtes der Rechnungsprüfer
Von der Mitgliederversammlung werden Herr *Schmid* (Karlsruhe) und Herr *Zöller* (Karlsruhe) einstimmig als Rechnungsprüfer gewählt.

TOP 13: Verschiedenes
Keine Wortmeldungen.

Dr. Sven von Ungern-Sternberg dankt allen, die den weiten Weg an diesem Tag auf sich genommen haben und beschließt 12:30 Uhr die Mitgliederversammlung 2008 in Offenburg.

Protokoll:
Dr. Volker Kronemayer

Landesvorsitzender:
Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Top 4 Anlage
Bericht des Schriftleiters Heinrich Hauß

Top 1: Entwicklung der Hefte

1.0 Schwerpunkte in den Heften des Jahres 2007.

1.1 Mannheim-Heft
Dem Jubiläum „Mannheim 400 Jahre“ (1607 bis 2007) hat die Badische Heimat einen Schwerpunkt mit 217 Seiten gewidmet. Wir dürfen mit Stolz feststellen, dass das Heft in Mannheim mit besonderem Interesse aufgenommen wurde. Das Heft wurde auch im Buchhandel verkauft.

1.2 Einen Schwerpunkt im Heft 2/2007 haben wir dem 125. Geburtstag und 50. Todestag von Wilhelm Hausenstein gewidmet.

1.3 Weitere Schwerpunkte wurden in Heft 2/2007 mit Erich Busse und der Metropolregion Oberrhein gebildet.

1.4 Neu eingeführt wurde die Sparte „ZU DIESEM HEFT UND DARÜBER HINAUS“.
Das Editorial gibt dem Vorsitzenden der Badischen Heimat Gelegenheit, besondere Anliegen, aktuelle Probleme und Entwicklungen anzusprechen. Überdies sind wir dazu übergegangen, im Editorial eine kurze Inhaltsbeschreibung der Aufsätze im Heft zur leichteren Übersicht zu geben.

1.5 Seit Heft 2/2007 haben die Spalten zu GEDENKTAGE BADISCHER GESCHICHTE einen festen Platz in den Heften gefunden. Die badische Geschichte und die Erinnerung an sie ist ein wichtiger Bestandteil der Identifikation.

1.6 Im Sinne eines gesamtbadischen Zusammenhanges und Zusammenhaltes wurde die Sparte AKTUELLE INFORMATIONEN ausgeweitet.

1.7 Herr Dr. Günther Stegmeier hat sich bereit erklärt, die BUCHBESPRECHUNGEN zu koordinieren.

2.0 Planung für die Hefte 1–4/2008 und 2009

2.1 Heft 1/2008 erinnert an den 50. Todestag von Reinhold Schneider.
Heft 2/2008 wird die Exzellenz-Universitäten im Lande Baden vorstellen.
Heft 3/2008 erinnert an den 50. Todestag des Philosophen Leopold Ziegler. Sein Hauptwerk

„Gestaltwandel der Götter“ (1920/1922) war eines der meistgelesenen Bücher seiner Zeit. Kontakte mit Herrn Manfred Bosch, Präsident der Leopold-Ziegler-Gesellschaft, wurden bereits aufgenommen.
Heft 4/2008 wird eine Vorschau auf die Veranstaltungen zum 100. Jubiläum der Badischen Heimat geben.

2.2 Weitere Planungen
Als Sonderpublikation außerhalb der Heftreihe ist für 2009 eine „Chronik“ geplant.
Die Hefte 2–3 sollen verschiedene Schwerpunkte im Zusammenhang mit den Aufgaben der Badischen Heimat thematisieren. Das Register aller Jahrgänge der Hefte der Badischen Heimat ist als Sonderveröffentlichung geplant. (Siehe Protokoll der Sitzung vom 29. 10. 2007 im Regierungspräsidium).

3.0 Landesverein und Landesvereinigung Baden in Europa

Paul-Ludwig Weinacht hat in dem Buch „Baden. 2000 Jahre Großherzogtum Baden“ (2008), die Hoffnung geäußert, dass die alte Wortlosigkeit und des alte Mißtrauen zwischen dem Landesverein und der Landesvereinigung durch die Wahl von Herrn Dr. Sven von Ungern-Sternberg zum Vorsitzenden der Badischen Heimat und durch die Wahl von Gerlinde Hämmerle als Stellvertreterin der Landesvereinigung endgültig überwunden werde. Es ist zu überlegen, ob diese Annäherung auch publizistisch einen Niederschlag in unseren Heften finden sollte. Z. B . Nachrichten von den Aktivitäten der Landesvereinigung.

4.0 2010: 250. Geburtstag Johann Peter Hebels (geb. 10. Mai 1760)

Schwerpunktheft und gegebenenfalls eine Sonderpublikation mit dem G. Braun Buchverlag ist in Aussicht genommen.
Die Schriftleitung überlegt, wie eine zeitgemäße Präsentation Hebels u. U. in Buchform geleistet werden könnte.

H. Hauß
Schriftleiter

Hinweise der Schriftleitung

Wegen des Schwerpunktthemas „Exzellenz-Universitäten im Landesteil Baden“ und der neuen Reihe „Institutionen und Vereine in Baden“ entfallen in Heft 2/2008 die „Aktuellen Informationen“ und die Hinweise auf Ausstellungen.

Die Schriftleitung weist die Autoren darauf hin, dass Manuskripte ausschließlich an die Schriftleitung mit Anschreiben, Diskette bzw. CD und Ausdruck zu senden sind.
Der Verlag ist nicht für die Entgegennahme von Manuskripten über E-Mail zuständig.

Institutionen und Vereine in Baden

Erich Birkle

Arbeitskreis Alemannische Heimat e. V. Freiburg im Breisgau

Seit 1947 wird in Südbaden der „Tag der Heimat“ auf vielfältige Art gestaltet. Parallel hierzu findet seit damals auch eine Haus- und Straßensammlung für Objekte der Heimatpflege im regionalen und überregionalen Bereich statt.

In den 50er und 60er Jahren gab es dazu seitens der verschiedenen Heimat- und Trachtenverbände vielerlei Aktivitäten. 1975 wurde zusammen mit dem Regierungspräsidium der „Alemannische Gesprächskreis“ gegründet. Mitglied dieses jährlich mehrmals tagenden Gremiums waren im Wesentlichen alle Vereine, Verbände und Gesellschaften, die sich mit der Pflege der alemannischen Sprache und Dichtung sowie der Heimatpflege, Heimatgeschichte und Volksmusik befassten.

Der Gesprächskreis hatte das Ziel zwischen den beteiligten Vereinen, Verbänden und Gesellschaften einen ständigen Gedanken- und Erfahrungsaustausch zu ermöglichen, die verschiedenen Aktivitäten soweit als möglich zusammenzufassen und zu bestärken, insbesondere auch auf eine verstärkte Öffentlichkeitsarbeit hinzuwirken. Der Gesprächskreis führte auch regelmäßig Mundartwettbewerbe durch. Auf eine Schaffung einer festen Rechtsform oder irgendwelcher Statuten wurde zunächst verzichtet. Der Sprecher des Ausschusses war viele Jahre der Heimatdichter und Hebel-Preisträger Gerhard Jung aus Lörrach.

Im ganzen Lande Baden-Württemberg war die Heimatpflege Mitte der 70er Jahre in die vorderen Ränge gelangt. Unter der Landesregierung von Dr. Hans Filbinger wurden die Heimattage Baden-Württemberg ins Leben gerufen und der erste Probelauf fand 1978 in Konstanz statt. Diese Heimattage wurden über einen speziellen Landesverein – Arbeitsgemeinschaft für Heimat- und Volkstumspflege Baden-Württemberg e. V. – organisiert.

Diese Organisationsform – ohne die direkte regionale Berücksichtigung – erwies sich bald als nicht geeignet. So wurde seitens des Landes die bereits in Nord- und Südbaden gefundene neue Struktur für das ganze Land Baden-Württemberg favorisiert.

Nord- und Südbaden hatten 1984 Arbeitskreise für die Heimatpflege auf der Ebene der Regierungsbezirke gegründet. In Südbaden gab man ihm den Namen „Arbeitskreis für Alemannische Heimat e. V. Freiburg im Breisgau“. Die Regierungsbezirke Tübingen und Stuttgart folgten. Wichtig war in allen vier Regierungsbezirken, dass sowohl die Heimat pflegenden Vereine, Verbände und Gesellschaften als auch die Kulturabteilungen der Regierungspräsidien beteiligt wurden.

Aus diesen vier Arbeitskreisen entstanden durch jeweils zwei Vertreter (Arbeitskreis-Vorsitzender und Regierungspräsidiums-Vertreter) sowie dem Vertreter des Kultusministeriums und seit zwei Jahren auch des Vertreters des Staatsministeriums der so genannte Landesausschuss für Heimatpflege.

Den ersten Vorsitz des Arbeitskreises Alemannische Heimat e. V. Freiburg im Breisgau

hatte seit der Gründung 1984 bis zum Ende seiner Amtszeit (Ende 1991) der damalige Regierungspräsident Dr. Norbert Nothelfer inne.

Sein Stellvertreter, der damalige Geschäftsführer des Schwarzwaldvereines, Werner Siebler Ferry übernahm 1991 den Vorsitz. Seit 1996 ist der ehemalige Bürgermeister von Wittnau, Erich Birkle, der Vorsitzende.

Der Arbeitskreis gab sich 1984 bei seiner Gründung eine Satzung und ist vom Finanzamt als „gemeinnützig" anerkannt.

Folgende Vereine, Verbände und Gesellschaften sind Mitglied:

Alemannische Bühne e. V., Freiburg
Alemannisches Theater e. V., Kehl
Breisgauer Geschichtsverein Schauinsland e. V.
Breisgauer Sängerbund e. V.
Bund der Vertriebnen e. V., Freiburg
Bund Deutscher Blasmusikverbände e. V.
Bund Heimat- und Volksleben e. V.
Geschichtsverein Hochrhein e. V.
Heinrich Hansjakob-Gesellschaft e. V., Freiburg
Hebelbund Lörrach e. V.
Historischer Verein Mittelbaden e. V., Offenburg
Landesverband Amateurtheater BW
Landesverein Badische Heimat e. V., Freiburg
Landfrauenverband Südbaden, Freiburg
Muettersproch-Gsellschaft e. V., Freiburg
Schwarzwaldverein e. V., Freiburg
Trachtengau-Schwarzwald e. V.
Verein für Geschichte des Hegau e. V.
Vereinigung Schwäbisch Alemannischer Narrenzünfte e. V.

Beratende Mitglieder sind das frühere Oberschulamt (heutige Abt. 7 Schule und Bildung im Reg.Präs.) und die Kulturabteilung des Regierungspräsidiums Freiburg.

Vorstand und Mitgliedsvertreter des Arbeitskreises Alemenische Heimat e. V. nach der Mitgliederversammlung am 20. Juni 2007 in Müllheim beim Markgräfler Museum

Der Arbeitskreis Alemannische Heimat vertritt die Mitglieder in ihren Bemühungen um die Heimatpflege über den Landesausschuss für Heimatpflege gegenüber dem Land Baden-Württemberg.

Er unterstützt sie durch Zuschüsse für regionale oder überregionale Objekte in der Heimatpflege. Bei der vom Arbeitskreis jährlich ausgehenden Sammlung zum „Tag der Heimat“ wird zu $^{2}/_{3}$ das Sammlungsergebnis den sammelnden Gruppen für eigene Projekte belassen und $^{1}/_{3}$ dem Arbeitskreis für überregionale heimatbezogene Projekte zugeführt. In den letzten Jahren ergaben die Sammlungen jährlich insgesamt ca. 20 bis 22 000 Euro. Der Arbeitskreis stellt jährlich im Schnitt über 10 000 Euro zur Verfügung.

In den letzten Jahren wurden beispielsweise folgende Projekte bezuschusst:

- Sanierung des ehemaligen jüdischen Gemeinschaftshauses in Breisach
- Kauf von Schaufensterpuppen durch den Narrenschopf Bad Dürrheim und Ausbau des Museums der Vereinigung Schwäbisch Alemannischer Narrenzünfte e. V.
- Arbeitskreis „Mundart an der Schule“ Muettersproch-Gsellschaft e. V. Mundartwettbewerb „an der Schule“, Muettersproch-Gsellschaft e. V.
- Trachtenfachmarkt Bad Dürrheim, Trachtengau Schwarzwald e. V.
- Anschaffungen und Renovierungsarbeiten im Fastnachtsmuseum Schloss Langenstein, Verein für Geschichte des Hegau
- Handkolorierter Holzschnitt mit der Oberrheinkarte von 1513 mit der erstmaligen Erwähnung von Ettenheim von Martin Waldseemüller, Historischer Verein Ettenheim
- Museumsführer Ortenau, Historischer Verein für Mittelbaden e. V., Offenburg

Über die Grenzen des Regierungsbezirk hinaus wirken Vertreter des Arbeitskreises im Landesausschuss für Heimatpflege BW mit, so z. B. bei der Auswahl der Kandidaten für die Heimatmedaille Baden-Württemberg (jährlich 2 Personen aus Südbaden) sowie bei der Festlegung der Ausrichtungsstädte für die jährlich stattfindenden Heimattage Baden-Württemberg. 2010 werden diese im Markgräflerland stattfinden. Neben der Stadt Müllheim sind dies die Gemeinden Auggen, Badenweiler, Ballrechten-Dottingen, Buggingen, Eschbach, Heitersheim, Neuenburg a. Rh. und Sulzburg.

Seit dem vergangenen Jahr lobt der Arbeitskreis eine Ehrung für Verdienste in der Heimatpflege aus. Diese Ehrung können jährlich bis zu fünf Personen für herausragende ehrenamtliche Verdienste und Leistungen auf dem Gebiet der Heimatpflege auf lokaler oder regionaler Ebene erhalten. Im November 2007 konnten den ersten fünf Persönlichkeiten vom damaligen Regierungspräsidenten und heutigem Vorsitzenden des Landesvereins Badische Heimat, Sven von Ungern-Sternberg und dem Vorsitzenden des Arbeitskreises, Erich Birkle, in einer würdigen Feier in der Klosterkirche in Haslach i. K. die Ehrennadel mit einer Urkunde überreicht werden.

Die nächste Mitgliederversammlung findet am Mittwoch, dem 18. Juni 2008 in St. Peter im Schwarzwald statt.

Kontaktadresse:
Erich Birkle
Kirchweg 13
79299 Wittnau
Tel. 07 61/40 24 00
E-Mail:
erich.birkle@web.de

Veranstaltungen badischer Institutionen

Alemannisches Institut, Sommersemester 2008

Vortragsreihe:
Im Fluss der Zeit. Der Oberrhein in Geschichte und Gegenwart
Mittwoch, 18. Juni 2008, 18.15 h.
Der Rhein – Lebensader für 30 Mio. Menschen Zur Entwicklung der Gewässerqualität und Trinkwasserversorgung.
Johann-Martin Rogg (Freiburg i. Br.).

Mittwoch, 25. Juni 2008, 18.15 h.
Landschaft und Wald entlang des Oberrheins.
Dr. Helmut Volk (Freiburg i. Br.).
Eintritt frei.
Ort: Universität Freiburg, Fahnenbergplatz (Rektoratsgebäude/Institut für Hydrologie), Hörsaal.
Vortragsreihe in Kooperation mit dem Zentrum für Wasserforschung an der Universität Freiburg.

Exkursionen:
L'Alsace inconnue: Straßburg: Historisches Museum und Viaropa
Freitag/Samstag, 27.–28. Juni 2008.
Eine Exkursion mit Dr. Monique Fuchs (Straßburg). Straßburgs Historisches Museum war 20 Jahre geschlossen und konnte erst 2007 wiedereröffnet werden. Nicht nur das Gebäude, sondern auch die Sammlungen wurden in den letzten Jahren aufwendig restauriert. Dr. Monique Fuchs, die Kuratorin des Museums, wird am Vorabend in die Stadtgeschichte Straßburgs einführen, uns am Samstag durch „ihr" Museum führen und auch über die Entstehungsgeschichte und Konzeption berichten. Während einer längeren Mittagspause ist Gelegenheit zum Besuch der Ausstellung „Strasbourg 1400 / Straßburg um 1400". Anschließend werden wir das neue Viertel Viaropa besichtigen.
In Kooperation mit Waldhof e. V.
Beginn: Freitag 18 h Abendessen, 19 h Einführung.
Reisetag: Samstag: 8–18 h, Abfahrt ab Waldhof.
Anmeldung: Waldhof e. V., Tel. 07 61/6 71 34, Fax 6 65 84.
Kosten für die Exkursion: 47 €, auf Wunsch Unterkunft und Verpflegung (ohne Samstag) 39 €.

Brunnen, Flüsse und Kanäle – Dreisam, Elz und Leopoldkanal
Samstag, 5. Juli 2008.
Vormittagsexkursion mit Renate Liessem-Breinlinger (Freiburg i. Br.).
In Riegel am Zusammenfluss von Elz und Dreisam lassen wir uns über die Geschichte des Leopoldkanals informieren. Dann führt uns Georg Riester auf das Gelände der 1834 gegründeten ehemaligen Brauerei und erklärt, wie und wo das Brauwasser gewonnen wurde. Ein Spaziergang auf den Michaelsberg zur Kapelle ist geplant und wieder unten im Tal ein Blick auf die Alte Elz, die sich von Riegel über Kenzingen Richtung Rust und durch den Europapark zieht. Eine Anmeldung ist nicht erforderlich. Anfahrt individuell (Bahn, Rad, Pkw), Treffpunkt 10 h vor der ehemaligen Brauerei in Riegel.

Kolloquium:
Zur mittelhochdeutschen Lyrik des 13. Jahrhunderts
Freitag, 20. Juni 2008, 10–12 h und 14–15:30 h.
Das Kolloquium soll einen Überblick über die Lyrik des 13. Jahrhunderts in Südwestdeutschland geben und führt Wissenschaftler, Studierende und interessierte Laien zusammen. Minnesang und Spruchdichtung werden in wichtigen Vertretern (auch rezitativ) vorgestellt und besprochen.
Leitung: Prof. Dr. Volker Schupp.
Bibliothek des Alemannischen Instituts.

Vortrag in Kooperation mit dem Breisgau-Geschichtsverein
Die Erd- und Landschaftsgeschichte des Kaiserstuhls und seiner Umgebung. Bild-Vortrag.
Montag, 14. Juli 2008, 19.00 h.
Dr. Eckhart Villinger (Freiburg i. Br.) Stube des BGV über dem Kaisersaal im Historischen Kaufhaus am Münsterplatz.

Vortragsreihe:
Neue Forschung zu Allmenden
Mittwoch, 2. Juli 2008, 18.15 h.
Allmenden in Südwestdeutschland zwischen Veränderungsdruck und Gemeinschaftssinn.
Prof. Dr. Werner Konold (Freiburg i. Br.).
Bibliothek des Alemannischen Instituts.

Mittwoch, 9. Juli 2008, 18.15 h.
Von der Allmende zur Terrassenlandschaft Häg-Ehrsberg als Beispiel einer historischen Landschaftsentwicklung.
Kerstin Henschel (Freiburg i. Br.).
Bibliothek des Alemannischen Instituts.

Neuerscheinungen:
Alemannisches Jahrbuch 2005/2006, Freiburg: Alemannisches Institut, 2008. 391 S., 28,80 €.
Das Alemannische Institut. 75 Jahre grenzüberschreitende Kommunikation und Forschung (1931–2006). Hrsg. vom Alemannischen Institut (Veröffentlichung des Alemannischen Instituts, Nr. 75). Freiburg/München: Karl Alber Verlag (Kommissionsverlag) 2007, 336 S., ISBN 978-978-3-495-48286-5, 27,– €. (Alle Bücher sind in der Geschäftsstelle des Alemannischen Instituts erhältlich, Tel. 07 61/15 06 75-70).

Kontakt:
Alemannisches Institut Freiburg i. Br. e. V.
Bertoldstr. 45, 79098 Freiburg i. Br.
Telefon 07 61/15 06 75-70 Fax 07 61/15 06 75-77.
E-Mail: alemannisches-institut@t-online.de.
www.alemannisches-institut.de.
Öffnungszeiten: Mo-Fr 9–12, 14–16, Mi Nachmittag geschlossen.

Buchbesprechungen

Stadt Ettlingen (Hg.): Wie Ettlingen zur neuen Heimat wurde. Ettlinger Bürgerinnen und Bürger berichten über Flucht oder Vertreibung und ihren Weg nach Ettlingen. Band 3 des Zeitzeugenprojekts der Stadt Ettlingen. Amt für Jugend, Familie und Senioren, 320 Seiten, 2007. Preis: 10,– €.
ISBN: 3-928756-21-4.

Wirklich ergreifende, teilweise auch erschütternde Berichte sind in diesem Band zu finden, in dem Zeitzeugen ihre ganz persönlichen Erlebnisse aus dem Zeitraum des Zweiten Weltkriegs und danach niedergeschrieben haben. Damals waren sie Kinder und Jugendliche, die mit ihren (teilweise auseinandergerissenen) Familien ihre Heimat unter Bedingungen verlassen mussten, die wir heute nur aus Filmberichten von fernen Ländern kennen. Vertreibung aus der Heimat, wenige Minuten, um das Allernotwendigste und Allerliebste auf einen Wagen zu laden, Todesangst, Überlebenskampf, Transport im Viehwagen, fremde Umgebung, eine unbekannte Zukunft. Wie kann es weitergehen?

Für die Verfasser der Beiträge, heute meist weit über 70 Jahre alt, ging das Leben weiter. Am für sie fremden Ort wurde ihnen eine allgemein sehr bescheidene Notunterkunft zugewiesen, sie fanden in Ettlingen eine Arbeitsstelle, sie knüpften in Schulen, Vereinen und Kirchengemeinden Kontakte zu Ettlingern, sie fanden neue Freunde, sie gründeten neue Familien, sie fanden in Ettlingen eine neue Heimat. „Möge es uns vergönnt sein, noch einige Jahre hier zu leben“, schließt ein Beitrag.

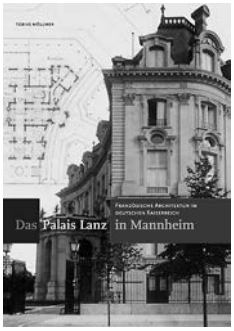
Die 24 Beiträge zeigen 24 verschiedene Schicksale auf, die jedoch durch ein gemeinsames Raster, das ihnen Professor Gerold Niemetz als verantwortlicher Redakteur vorgegeben hatte, mit einander verbunden und somit für den Leser gut vergleichbar sind. Im Vorwort skizziert Prof. Niemetz den historischen Hintergrund und gibt eine Erläuterung des vielseitigen Begriffes „Heimat“, wichtige Voraussetzungen für das Verständnis der folgenden Beiträge.

Dieses Buch ist ein Vermächtnis der älteren Generation an die heutige Jugend, sich der Vergangenheit bewusst zu bleiben, um ihr eigenes Lebensumfeld „friedliches Europa“ zu begreifen und sich dafür einzusetzen. Die Berichte dieses Buches wenden sich aber auch an Alt-Ettlinger, die darin die Nachkriegsverhältnisse in Ettlingen aus der Sicht der Heimatvertriebenen und späteren Neubürger erleben. Sie müssten überaus dankbar dafür sein, dass sie am Kriegsende in Baden und nicht in Böhmen oder Mähren gelebt haben. Das harte Schicksal von Vertreibung und Flucht blieb ihnen erspart. Damit seien Bombenangriffe, Nachkriegszeit und Einzelschicksale von Badenern nicht geschmälert!

Die Berichte können auch Diskussionsgrundlage sein für unsere heutigen Probleme der Integration anderer Bevölkerungsgruppen; es sei hier nur die Notwendigkeit genannt, die Sprache des Gastlandes zu erlernen. Die damalige Sprachbarriere war Hochdeutsch gegenüber Mundart. Integration kann nur gelingen, wenn sich beide Seiten intensiv bemühen, auf einander zuzugehen. Dies ist eine Botschaft dieses lesenswerten Buches.

Dieter Stöcklin

Tobias Möllmer: Das Palais Lanz in Mannheim. Französische Architektur im deutschen Kaiserreich. Hrsg. Mannheimer Architektur- und Bauarchiv e. V. und Stadtarchiv Mannheim – Institut für Stadtgeschichte. Gebunden. 144 Seiten mit zahlreichen, oft farbigen Abbildungen. Verlagsbüro von Brandt, Mannheim 2008, Euro 28,– €. ISBN 978-3-926260-73-4.



Kaum eine Stadt hat ein Baudenkmal vorzuweisen, wie es das Palais Lanz in Mannheim darstellt. Das monumentale Gebäude ist das wohl wichtigste Beispiel für ein Wohnhaus, das von einem französischen Architekten der Belle Epoque im wilhelminischen Deutschland verwirklicht worden war. Gerade am Vorabend des Ersten Weltkriegs, als die deutsch-französischen Beziehungen auf Eis lagen, gab es wenige künstlerische Berührungspunkte zwischen beiden Ländern. Der Bauherr des Palastes war Dr. Karl Lanz, der Sohn des bekannten Firmengründers Heinrich Lanz, dessen Landmaschinenfabrik zu einem weltweit erfolgreichen Imperium aufblüht war.

Der Badische-Heimat-Autor Tobias Möllmer hat im Heft 1/2007, das dem 400. Stadtjubiläum Mannheims gewidmet war, zwei Beiträge vorgelegt. Bereits dort hatte er auf das architektonische Juwel und seinen Erbauer neugierig gemacht. Nun erschien sein Buch, das mit dem auffälligsten und rätselhaftesten Bauwerk der Mannheimer Oststadt eingehend vertraut macht. Die Familie des Erbauers, die nach dem Tod von Heinrich Lanz 1905 die vornehme Zurückhaltung des Stammvaters aufgab und ein für eine Unternehmerfamilie in Baden beispielloses Repräsentationsbedürfnis zum Ausdruck brachte, wird ebenso anschaulich vorgestellt wie auch der Untergang der Dynastie nach dem Tod von Karl Lanz 1921. Nur wenige glückliche Jahre waren der Familie in dem Palast beschieden, 1922 verkaufte die Witwe Gisella Lanz das Besitztum an das Deutsche Reich, das darin ein Telegraphenamt einrichtete.

Das Werk des Architekten Eugène Saint-Ange, der in der Mannheimer Villa Bohn ein weiteres Baukunstwerk hinterließ, wird ebenso ausführlich dargestellt wie der gesamte Kontext. Eine stilgeschichtliche Einordnung der neoklassizistischen Formen des Palais Lanz und eine detaillierte und spannend zu lesende Planungs- und Baugeschichte sowie eine profunde Baubeschreibung machen das Buch zur unverzichtbaren Lektüre für jeden Mannheim-Sammler und kunstgeschichtlich interessierten Leser.

Volker Keller